This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

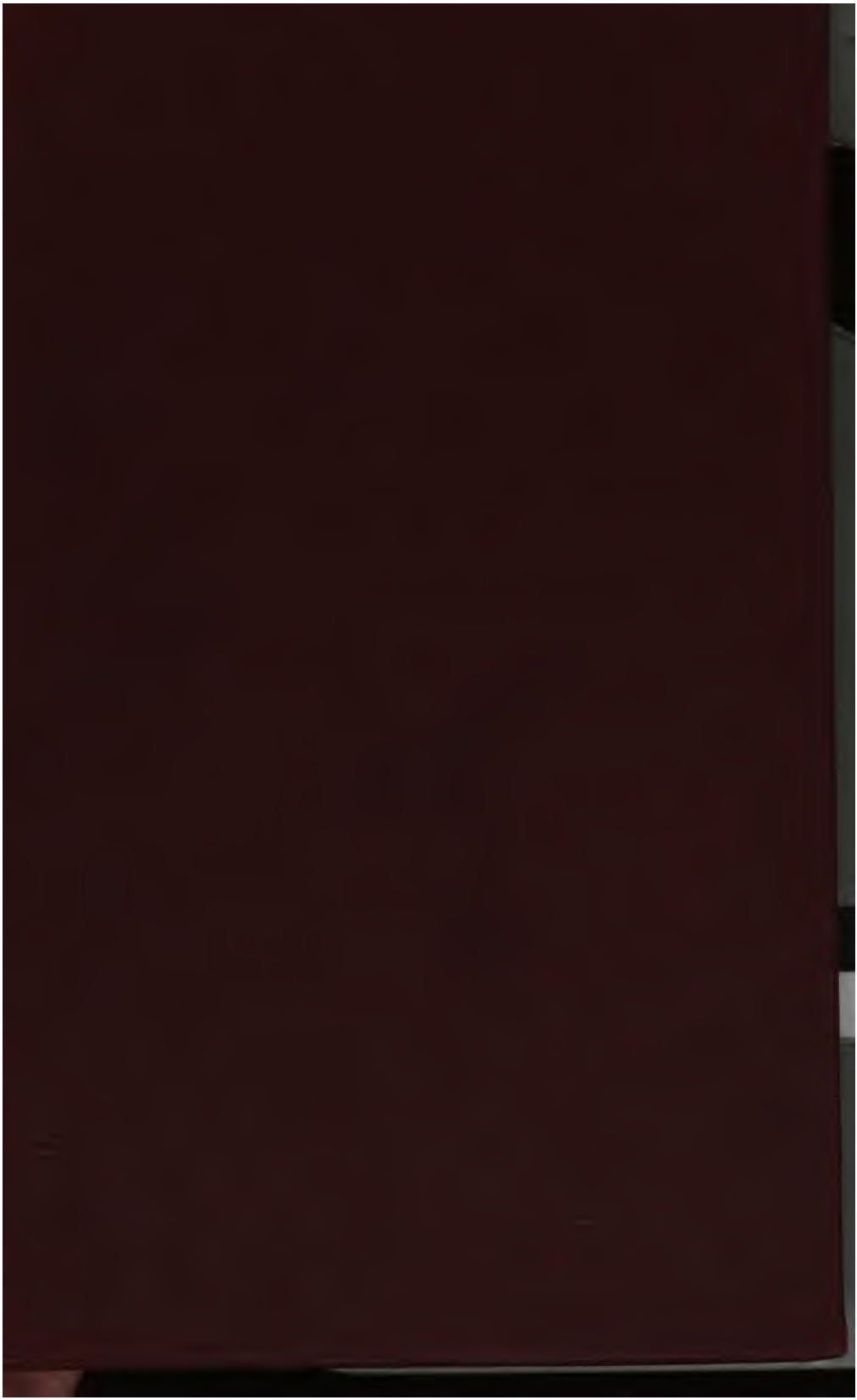
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



Harvard College Library

COLLECTION ON

THE EUROPEAN WAR

GIFT OF

HUGO MÜNSTERBERG

PROFESSOR OF PSYCHOLOGY

US 10048.94.30

Land und Leute in Amerika.

Skizzen nach dem Leben

von

Paul Grzybowski.

Berlin SW.
Commissions-Verlag von Hugo Steinitz.
1894.

Land und Leute in Amerika.

Skizzen nach dem Leben

von

Paul Grzybowski.

Berlin SW.
Commissions-Verlag von Hugo Steinitz.
1894.

U. [illegible] 94.30

HARVARD COLLEGE LIBRARY
FROM THE LIBRARY OF
HUGO MÜNSTERBERG
MARCH 15, 1917

Seiner treuen Gattin, Gefährtin und Freundin,
in Liebe, Verehrung und Dankbarkeit

gewidmet

vom Verfaſſer.

Land und Leute in Amerika.

Die nachſtehenden Skizzen, welche der Verfaſſer hiermit der Oeffentlichkeit übergiebt, ſind das Reſultat eingehenden Studiums und langjähriger Beobachtung und während einer vieljährigen journaliſtiſchen Thätigkeit in Cincinnati und Chicago entſtanden. Sie werden dem geneigten Leſer ein deutlicheres Bild von Amerika und amerikaniſchem Leben entrollen, als es die zahlreichen Reiſebeſchreibungen, welche nur flüchtige Eindrücke wiederſpiegeln, bieten können. Dem Auswanderer aber, welcher ſein Heim in Amerika zu begründen gedenkt, wird mancher werthvolle Fingerzeig die manchmal recht theuer bezahlte perſönliche Erfahrung erſetzen helfen.

Paul Grzybowski.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I. Stadt und Land.

1. In den Wäldern Nord-Michigans 3
2. Aus einer Holz- und Salzstadt 9
3. Winterfahrt nach Michigan 21
4. Pfingsten unter der Erde 36

II. Haus und Familie.

5. Deutsches Familienleben 53
6. Unsere Kinder 71
7. Herz und Verstand 96
8. Der Strohwittwer 102
9. Galeotto 109
10. Das deutsche Lesekränzchen 114

III. Kunst.

11. Amerikanische Kunstverhältnisse 123
12. Amerikanische Architektur 131
13. Kunst und Dilettantismus 147
14. Der Parlor 151
15. Amerikanische Frühlingspoesie 156
16. Prinz Carneval 160
17. Personenschaustellung 163

IV. Treibhausblüthen der Cultur.

18. Der Geldprotze 172
19. Peitschen-Amazonen 176
20. Auch eine Meisterschaft 179
21. Housecleaning 183
22. Der amerikanische Barbier 187

Seite

V. Feste und Erholung.

23. Todtenfeier 193
24. Erholung hüben und drüben 198
25. Nur keinen Zeitverlust 207
26. Amerikanische Auswanderer 215
27. Feste und Feste 217
28. Sommerabende 220

VI. Novellistische Skizzen.

29. Eine Frühlingsfahrt 227
30. Das Mittagsschläfchen 232
31. Frühling zu Hause 237
32. Um der Mutter willen 245
33. Die verachtete Feder 255
34. Sei genügsam 263
35. Eine einfache Weihnachtsgeschichte 271
36. Ein neues Leben — ein altes Leben 282

I.

Stadt und Land.

In den Wäldern Nord-Michigans.

Vor einigen Wochen unternahm ich eine Reise nach dem nördlichsten Theile des waldreichen Staates Michigan. Ich kann nicht behaupten, daß dieser Ausflug mich voll befriedigt hat. Denn einmal bietet die Landschaft wenig Reiz und dann habe ich auf allen Plätzen, in denen ich Rast hielt, den Mangel eines guten Hotels — am meisten allerdings den Mangel eines guten deutschen Tisches — schwer empfunden.

So sehr ich auch den Wald liebe und eine Fahrt durch den geheimnißvollen Waldesschatten zu den erhebendsten Genüssen zähle, so haben doch die Wälder Michigans mich eher mit Schmerz und Wehmuth, denn mit Freude erfüllt. So weit man auch in sie hineinfahren mag, niemals empfängt man den Eindruck, dem ein Deutscher entzückt in dem Ausrufe:

„Wer hat Dich, Du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?"

Ausdruck zu verleihen pflegt. Wild und wüst schauen diese Waldungen aus, in denen die menschliche Hand seit Jahrzehnten vernichtend und niederreißend gehaust hat, ohne auch nur einmal durch Nachpflanzung zu ersetzen, was sie ihnen

genommen hat. Wild und wüst stehen die Stämme eng aneinandergedrängt beisammen, sich gegenseitig die Luft zum Athmen raubend und einen mörderischen Kampf um die Existenz führend. Da starren dann mitten aus dem dichten Laube hohe abgestorbene Stämme empor, blattlos, die kahlen Aeste von sich streckend, und jeder Stamm erschien mir wie eine herzzerreißende, stumme Anklage gegen den Frevel und die zahllosen Sünden, welche tagaus, tagein gegen die Wälder dieses Landes verübt werden.

Und wie um den Eindruck noch mehr zu verdüstern, trifft man jeden Augenblick weite Strecken, in denen das Waldfeuer gewüthet hat. Das Gras am Boden ist versengt oder gänzlich ausgebrannt, das Laub der Stämme verzehrt und diese selbst öde und kahl, geknickt und gebrochen, bis in die Spitze hinein verkohlt. Da konnte man, wenn man scharf zusah, noch genau erkennen, von welcher Seite her das Feuer gekommen, ob es bei ruhiger Luft emporgelodert oder vom Winde angefacht worden war. An manchem Stamme war die Flamme spiralförmig emporgekletttert und hatte keinen Zweig und keinen Ast verschont, über einen anderen wieder war die Flamme wie im eiligen Fluge hinweggehuscht und hatte Blätter und Aeste nur an einer Seite versengt. Am schwarzen Boden aber lagen im wüsten Durcheinander zahllose Opfer des Brandes, und an vielen stieg noch ein bläulicher Rauch empor, zum Zeichen, daß das verheerende Element noch langsam an dem Mark der Stämme zehrte.

Dazu kommt die unheimliche Stille dieser Wälder. Wenn nicht ein Windhauch durch die Nadeln und Blätter rauscht und die stumme Natur belebt, so daß sie plötzlich summt und

flüstert, klagt und seufzt, hört man nichts und es geht uns, wie dem griechischen Sänger Ibicus, von dem Schiller singt:

„Und in Poseidons Fichtenhain
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her — —"

Die „Waldpoesie", welche das Herz des Deutschen mit süßem Zauber erfüllt, und ihm Waldesrauschen, Blumenduft, Sonnenschein und Vogelsang vor die Seele führt, hier ist sie nicht zu finden, und wenn sie einstmals auch über diesen Wäldern gethront, so ist sie entsetzt daraus entflohen, als die Axt des Holzfällers in brutaler Weise nach rechts und links zugeschlagen und nichts als Verwüstung zurückgelassen hat. Selten fuhren wir an einer Blockhütte vorbei und noch seltener an einer bescheidenen Farm. Und seltsam genug nahmen sich die letzteren aus, etwa wie kleine lachende Inseln im Weltmeere. Und in die Freude, eine menschliche Heimstätte mitten in der Waldwildniß zu begrüßen, mischt sich die laute Verwunderung für den Muth der Entsagung, von welchem die Leute beseelt sein müssen, welche sich dort niedergelassen und nach unsäglichen Mühen ein Stückchen Wald gelichtet haben, um auf dem so gewonnenen Lande ihren Kohl und ihre Kartoffeln zu pflanzen. Diese genügsamen Menschen, welche im Dunkel der Wälder ein Stück Culturarbeit verrichten, und in Wahrheit im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod erkämpfen, sie verdienen höher geachtet und geschätzt zu werden, als manche Bürger dieser großen Republik, denen man Denkmäler in Stein oder in Büchern setzt.

Am unterhaltendsten war mir der Besuch einer erst kürzlich „gegründeten" Stadt, in deren Nähe sich zwei Eisenminen befinden und welche neuerdings auch von dem Michi-

ganer Gold- und Silber-Fieber ergriffen worden war. Die Gründung der Stadt datirt natürlicher Weise von dem Tage, an welchem die Schienen einer Eisenbahn durch die bisherige Wildniß gelegt wurden. Das mag etwa zwei Jahre zurück sein und man wird sich deshalb nicht wundern auf der Landkarte den Namen des Städtchens noch nicht aufzufinden, obwohl es heute schon Telephoneinrichtung, ein stattliches Schulgebäude und drei Hotels besitzt.

Kaum aus dem Eisenbahnwagen ausgestiegen, lenkte ich meine Schritte nach der Stadt. Die mit Holz bedeckten Seitenwege waren zwar uneben genug, aber Petroleumlampen verbreiteten von einem hohen Pfahle herab ein spärliches röthliches Licht und bewahrten mich so vor einem Falle. Die Hauptstraße war erreicht, mehrere Dutzend Häuser standen nahe aneinander, und aus allen drang ein heller Lichtschein, aus breiten Glasthüren und Schaufenstern. Es waren dies die Geschäftshäuser, oder vielmehr die Läden, aus welchen die Bewohner ringsum ihre täglichen Bedürfnisse holten. Da war ein Fleischer- und Bäckerladen, eine Apotheke und ein „Generalstore",*) etwa ein halbes Dutzend Wirthschaften und drei Hotels. Ganz am Ende der Straße bemerkte ich auch das Schild eines Arztes, und später sah ich den Herrn Doctor selbst, wie er hoch zu Roß mit Kanonenstiefeln angethan aus dem Walde herausgeritten kam.

Die Häuser waren natürlicher Weise alle kunstlos aus Brettern zusammengeschlagen, und nur wenigen hatte ein Maler durch Ueberstreichung mittelst einer bunten Farbe

*) Ein Laden, in dem fast Alles zu haben ist.

ein besseres Aussehen verliehen. Das Merkwürdige aber war, daß die Häuser, namentlich die, welche von der Hauptstraße abseits lagen, mitten unter den Baumstümpfen standen, welche noch der Ausrottung entgegenharrten. Da gab es keine Gärtchen vor den Häusern, keine Gemüsebeete oder gar Kartoffelfelder, nichts wie zahllose Baumstümpfe, die mit dem sich rings herandrängenden Walde zusammenstießen. Jetzt erst begriff ich es, warum ich im Stationsgebäude nicht nur einen Berg von Bierfässern erblickt hatte, sondern auch ganze Thürme von Kisten und Kasten, aus denen allerlei Grünzeug und Früchte hervorgeschaut hatten. Die Bevölkerung des Städtchens, welche etwa 500 Seelen zählen mochte, wird von außerhalb ernährt, das heißt, alle Nahrungsmittel müssen ihr mit der Bahn zugeführt werden.

Vor den Hotels und den Wirthschaften saßen in allen nur erdenklichen Stellungen Männer in etwas hinterwäldlerischer Kleidung und mit langen struppigen Bärten. Sie blinzelten mich, den Fremden, der im eleganten Sommeranzuge wie ein Pariser Flaneur dahinschlenderte, mit halberstaunten, halb mißtrauischen Blicken an, aber sobald ich stehen blieb und eine Frage an sie richtete, gaben sie mir bereitwilligst Antwort, und nicht selten konnte ich den Stolz heraushören, den sie über das Wachsthum ihrer Stadt empfanden. Hier und da trat ein Mädchen oder eine Frau, von einigen blondhaarigen Kindern gefolgt, in einen der Läden und ich mußte lächeln, als ich bemerkte, daß die allmächtige Mode auch bereits bis hierher gedrungen war. Und dort, nicht weit vom Stationsgebäude, fanden sich auch vier handfeste Burschen zusammen, welche dem Ballspiel oblagen und bei einem glücklichen oder besonders miß-

glückten Wurfe dasselbe wüste Geschrei erhoben, wie die Zuschauer bei einem aufregenden „game“ des „nationalen“ Spieles in einer der amerikanischen Großstädte.

Gerade dem Stationshause gegenüber, etwas tiefer in den Wald hineingerückt, stand ein einsames Blockhaus, und ich fand Gelegenheit, das einfache, aber, wie es schien, glückliche Leben der dort wohnenden Familie zu beobachten. Eine Anzahl barfüßiger Kinder tummelte sich ausgelassen vor der Hütte, während offenbar die ältere Schwester sich in die niederen Zweige eines Baumes gesetzt hatte und eifrig in einem Buche las. Als ich von meinem Besuche der Stadt wieder nach dem Bahnhofe zurückkehrte, sah ich, wie vor der Hütte ein mächtiger Baumstumpf angezündet worden war, und wie eine hohe Flamme knisternd und Funken stiebend daraus emporschlug. Der Besitzer der Hütte trug emsig Zweige und Aeste herbei, um die Flamme zu nähren, und seine Kinder, lachend und singend, umtanzten das Feuer wie kleine gespensterhafte Kobolde. Ein merkwürdiges Bild, welches meine Phantasie zu beleben begann. Da fielen aber meine Blicke auf die Eisenbahnschienen, welche zwischen meinem Platze und der Blockhütte lagen.

Ich konnte nicht mehr über sie hinwegsehen, immer und immer wieder zogen sie mit eiserner Gewalt durch alle meine romantischen Träume vom Leben in der Wildniß. Sie durchschnitten und zerstörten sie, und es wurde mir unmöglich, alle jene phantastischen Bilder wieder vor meine Seele zu zaubern. Sie waren wie der Nebel vor dem glühenden Sonnenlichte zerstoben. Diese zwei eisernen Stränge, die in dem flackernden Lichte des langsam verbrennenden Baumstumpfes ab und zu aufleuchteten und sich in dem Dunkel

des Waldes verloren, waren die Fäden, welche dieſen verlorenen Platz mit der ganzen Welt verbanden. Wenige Schritte von meinem Platze und ich konnte den heranſauſenden Zug beſteigen, der mich bis an die äußerſte Grenze des Landes trägt, und mich mit der ganzen Welt des Vergnügens und des Luxus in Verbindung ſetzt. Dieſe beiden eiſernen Stränge, welche ſich mühſam genug den Weg durch den dichten Wald gebahnt, ſie bringen das Culturleben mit all ſeinen guten und ſchlechten Seiten auch hierher, und jenes wilde Mädchen, das noch kurz zuvor barfuß in den Zweigen des Baumes ſich ſchaukelte, kann vielleicht in wenigen Jahren ſchon als die vielgerühmte „Belle" mit Puder und Stirnlocken im Geſicht auf der Promenade des Städtchens figuriren.

Ein Pfiff ertönt — ein glühendes Licht wird ſichtbar, und heranbrauſt mit Wuthgeſtöhn und Ziſchen das eiſerne Ungethüm, welches die ganze Welt unterjocht. Bald ſaß ich im eleganten Schlafwagen, und als ich am andern Morgen erwachte, war ich vom Treiben einer Großſtadt umrauſcht.

Aus einer Holz- und Salzſtadt im Staate Michigan.

Eine blühende Stadt, ausgedehnte Fruchtgärten, Blumen und üppiges Gras, lachende Felder und friſche Raſenhügel, und ringsum Sand, Sand und nichts als Sand. Schrittweiſe, zollweiſe iſt dem Erdboden die Cultur abgerungen worden, ſchrittweiſe, zollweiſe hat der Menſch im Kampfe

mit der Natur den Sieg errungen. Wo jetzt hübsche Landhäuser inmitten von üppigen Gärten stehen, beschattet von kraftstrotzenden Bäumen, war früher nichts wie Sand und Kiefernwald. Wo früher nur spärliches Unkraut im heißen trockenen Sande ein unerfreuliches Fortkommen fand, breitet sich jetzt saftig grüner Rasen aus und herrlich gedeihende Zierpflanzen sind dem Auge eine wahre Wonne. Zwei Dinge waren es, welche in dieser von der Natur scheinbar vernachlässigten Gegend, ein neues ungeahntes Leben hervorriefen, den Segen der Cultur auch dorthin verpflanzten und dem sandigen Boden Wohlstand und Reichthum entrissen — Holz und Salz. Zuerst natürlich das Holz, denn das war dort, ohne daß man es zu suchen brauchte. Stamm an Stamm gereiht, zu scheinbar unendlichen Waldungen vereint. Der schiffbare Fluß, der sich rauschend in den blauen Michigansee ergießt, bot wohl die erste Veranlassung zur Errichtung einer Sägemühle, und dort, wo tausendjähriger Friede geherrscht hatte, hörte man plötzlich die Schläge der Axt durch den dichten Wald dröhnen, das gewaltige Geräusch niedersausender Stämme und das Aechzen und Schwirren der Säge. Jetzt zieht sich längs des Flusses bis fast zu seiner Mündung in den See eine lange Reihe großer Sägemühlen mit stattlichen Gebäuden dahin, eine Unmenge hoher Schornsteine ragen in die Lüfte, und Rauch und auch hier und da ein feuriger Funke dringt aus den drahtvergitterten Oeffnungen der eisernen Schornsteine Tag und Nacht hervor. Früh am Morgen wird man durch ein vielstimmiges Pfeifen aus dem Schlummer geweckt, welches das Zeichen für die Arbeiter zum Beginn ihres Tagewerkes giebt, und bald darauf hört man das schwere Geräusch der Maschinen, das Quiet-

schen und Aechzen der Sägen und das Ausstoßen des Dampfes. Ueberall, wohin das Auge blickt, stehen hohe Holzhaufen kunstvoll aufgeschichtet, fast der ganze Fluß ist mit Holzstämmen angefüllt, und Dampfböte und Frachtschiffe ziehen schwerfällig, von der Last der Holzfracht tief in's Wasser gedrückt, durch den Fluß dem See zu, um größeren Handelsplätzen zuzueilen. Holz und Sand haben sich auf Meilen weit geschwisterlich vereinigt. Wege, früher unfahrbar, sind jetzt, nachdem sie mit Sägespähnen und Borke angefüllt worden sind, zu schönen Landstraßen umgewandelt. Hügel, früher zerklüftet und dem Verkehr ein Hinderniß, sind jetzt durch Sägespähne und Borke zu glattaufsteigenden Anhöhen umgeformt worden. Und je mehr sich der Wald zu lichten begann, je weiter die Holzschläger tiefer in den Wald vorgeschoben werden mußten, um den vielen, ewig hungrigen und gefräßigen Sägen Nahrung zu schaffen, je mehr begann die Ortschaft am Manisteefluſſe aufzublühen und sich in eine rührige Stadt umzubilden. Jetzt sind die Thäler und Anhöhen längst mit Straßen, Wohnhäusern und Gärten ausgefüllt, dicht am Flusse entlang erstreckt sich eine hübsche lebhafte Geschäftsstraße mit eleganten Läden, und etwas abseits auf dem Hügel sind eine ganze Reihe vornehmer Straßen entstanden, in denen die wohlhabend gewordenen Mühlenbesitzer, Kaufleute, Doctoren, Advokaten und sonstige bevorzugte Menschenkinder in oft prächtigen Häusern ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Eine Anzahl hübscher Kirchen, ein neues großes Hospitalgebäude, ein wirklich vornehm ausschauendes Feuerwehrhaus und einige dem Vergnügen gewidmete Gebäude geben dem Städtchen ein stattliches Gepräge. Der lebhafte Verkehr auf dem

Fluſſe, die vielen oft eleganten Fuhrwerke auf den Straßen, dazu das beſtändige ſchwirrende Geſumme und Gebrumme der arbeitenden Mühlen, das Alles zuſammen bringt ein ſo lebhaftes Ganze hervor, daß man mitunter glaubt inmitten einer Großſtadt zu ſein.

Das Glück war dem Städtchen bisher ſehr günſtig geſonnen, und ſcheint demſelben auch fernerhin noch ſeine Gunſt gewähren zu wollen. Zu dem Holze geſellte ſich nämlich noch ein anderer Schatz, den die Natur dem dortigen Unternehmungsgeiſte zur Verwerthung und Ausnutzung bereitwillig darbot. Tief unter dem Sande verborgen, nahezu 2000 Fuß unter der Erdoberfläche floß der koſtbare Strom, den zuerſt ein Deutſcher (Charles Rietz) mit Hülfe von Bohrmaſchinen, eiſernen Röhren und Pumpwerkzeugen emporzuleiten verſtand. Damals, als er das erſte Rohr in die Tiefe ſenkte, verlachte und verſpottete man ihn, und heute fließt die Salzfluth aus unzähligen Röhren in die aufgeſtellten Behälter, und hilft den Wohlſtand der Stadt und den Reichthum der Salzwerkbeſitzer täglich und ſtündlich vermehren. Im klaren Strom kommt das koſtbare Waſſer empor und erſt mit Hülfe des Feuers löſt ſich ſein ſalziger Gehalt, der ſchließlich, wenn das Waſſer in Dunſt und Dampf verflüchtigt iſt, als weiße Maſſe von ſo zarter Farbe zurückbleibt, daß man ſie mit dem Schaum der Meereswogen oder dem „blüthenweißen Schnee" vergleichen kann. Wenn ein Wind über die Stadt weht, athmet man eine wahre Meeresluft ein, ſo ſalzdurchduftet iſt ſie, und die Lungen öffnen ſich weit, um dieſe ſtarke kräftigende Briſe in ſich einzunehmen.

Es ſcheint allen amerikaniſchen Städten das Eigenthümliche anzuhaften, daß man aus ihnen heraus keine

wirklichen Spaziergänge unternehmen kann. Die in's Endlose sich ausdehnenden Häuserreihen, unterbrochen durch leere Baustellen und Felder, machen von vorneherein einen Spaziergang ermüdend und wenig erfreulich. Das, was man gerne sehen möchte, das frische Grün der Wiesen, die gelbe Frucht der Felder oder das geheimnißvolle herzbestrickende Dunkel der Laubwälder, erblickt das Auge erst, wenn die Beine sich müde gelaufen haben und der Geist für die erhebenden Freuden der Natur abgestumpft worden ist. Will man also mit frischem Körper die Schönheiten der Natur genießen, so muß man in Großstädten die Pferdebahn besteigen und sich bis an die fernen Grenzlinien hinaus schaukeln lassen, oder in kleinen Städten ein Privatfuhrwerk zur freien Verfügung haben. Es fehlen eben noch jene bequemen Landwege und vor allem die reizenden Fußstege, wie sie im deutschen Vaterlande durch Busch und Feld an blumengeschmückten Wiesen, am rauschenden Bach vorbei oder durch den flüsternden Buchenwald führen. Wege giebt es wohl, die eine Ortschaft mit der anderen verbinden, aber es sind dies Wege, die lediglich Verkehrsstraßen sind, allein zu dem Zwecke angelegt, eine kurze Verbindung zwischen Ort und Ort herzustellen. Auf landschaftliche Schönheiten wird bei Anlegung eines Weges keine Rücksicht genommen, selbst dort, wo eine solche durch einen kleinen Umweg gewonnen werden könnte, bleibt sie unbeachtet liegen. Der nach landschaftlichen Schönheiten schmachtende Vergnügungsreisende wird also auf Entdeckungsfahrten ausgehen müssen und eine schöne Aussicht, einen Blick in eine herrliche Schlucht, oder auf die wogende See mit mancher Anstrengung zu bezahlen haben. Die Stadt, welche selbst nur einen

schüchternen Anfang macht, eine Straße lediglich ihrer landschaftlichen Schönheit wegen anzulegen, verdient somit die vollste Anerkennung, und diese soll denn auch dem Städtchen Manistee nicht vorenthalten werden. Ueber dem Flusse gelegen, nicht weit von der Bahnstation, liegt, von dichten Baumgruppen eingeschlossen der Friedhof der Stadt, ein idyllisches Plätzchen, das sich der größten und sorgfältigsten Pflege erfreut. Saftig grüner Rasen bedeckt den Erdboden, die Gräber sind mit Blumen und Schlingpflanzen reich geschmückt, Bäume und Büsche, in Gruppen vertheilt, sorgen für Schatten und die vielen marmornen Gedenksteine, von denen manche als hohe Säulen emporstreben, verleihen dem Ganzen jenen feierlichen ernsten Charakter, der ausschließlich den Stätten der Todten anhaftet. Mitten durch diesen Friedhof führt ein Fahrweg, welcher sich weiter nach Osten in einem herrlichen Laubwalde verliert, der von drei Seiten die Stätte ewiger Ruhe eng umschließt. Der Weg ist an den meisten Stellen nur gerade so breit, daß ein Wagen darauf Platz findet, aber diese unmittelbare Nähe der prächtigen Waldbäume, deren Blätterkronen sich oft zu einem Laubdache über unsere Häupter zusammenwölben, erhöht nur den Reiz der Fahrt. Das Rauschen der Zweige, der süße Duft, der ihnen entströmt, das Spiel der Sonnenstrahlen auf den schwankenden Blättern, der Farbenzauber, den das goldige Licht hervorbringt, das Alles ruft süßtrauliche Bilder aus der Jugendzeit im heißgeliebten Vaterlande hervor und stimmt uns empfänglich für alles Gute und Schöne. Jetzt geht es einen kurzen Hügel hinab, — die munteren Pferde müssen straff an der Leine gehalten werden, unter jedem Fußtritt knickt und knarrt die Borke, die Zweige zu beiden

Seiten des Wagens ſtreifen die Inſaſſen, — dann wird um eine ſcharfe Ecke gebogen, und im ſchnellen Trabe geht es den nächſten Berg hinan. Da wird es vor uns heller und heller, ſchon ſieht man den Himmel hindurchblicken und jetzt erſcheint dunkelblau und ſpiegelglatt die breite Fläche des Michiganſees. Noch wenige Schritte und das Fuhrwerk hält hart an einer Felſenkante. Die Pferde pruſten und ſchnauben und ſtampfen mit den Füßen, wir aber ſtoßen einen Ruf des Entzückens über das wundervolle landſchaftliche Bild aus, das ſich ſo plötzlich in voller Schönheit uns enthüllt hat. Der beträchtlich hohe Sandhügel, auf welchem unſer Wagen ſteht, fällt in ſchroffen Abſätzen bis in das Waſſer des Sees herab. Die gelbe Farbe des Sandes erhält dunkle Schatten durch Nadelgebüſch oder Stauden wilder Pflanzen, welche aus jedem Riß üppig hervorſchießen und dem hellen Strande die Eintönigkeit benehmen. Dann aber eilt das Auge wonnetrunken über den glatten glitzernden Spiegel hinweg bis zum fernen Horizont, wo Waſſer und Himmel in einer feinen dunkelbauen Linie zuſammenſtoßen. Darüber aber, in einem luftigen Gewölk ruht die Sonne, und ſinkt langſam hinab, um nach langer Tagesreiſe in die kühlenden Fluthen des Sees unterzutauchen. Wer beſchreibt das wunderherrliche Farbenſpiel, das die Welterhalterin über Wolken, Himmel und Waſſer in verſchwenderiſcher Pracht ausgießt. Kein Maler, kein Poet beſitzt die Kraft des Könnens, um dieſes beſtändig wechſelnde Schauſpiel mit Pinſel oder Feder feſtzuhalten. Das leuchtet und glüht in ſo ſatten Farbentönen, das verſchwimmt und verhaucht in ſo wunderbaren Schattirungen, das zittert und bebt über den flüſſigen Spiegel hinweg, das verduftet und

verwebt in der reinen Abendluft, — das Herz allein in seiner unergründlichen Tiefe kann dieses göttliche Schauspiel ganz und voll in sich aufnehmen! Wir sind plötzlich stumm geworden, und als ein Windhauch über uns weht und mit Flüstern und Rauschen durch die Waldbäume zieht, schauern wir leise zusammen. Da taucht die Sonne im feurigen Glanze in das aufrauschende Wasser, der Himmel erglüht im rothgoldigen Schimmer, und das Gewölk, umsäumt mit goldigem Rande schwimmt in einem Meere rosigen Lichtes. Doch die Farben wechseln schnell, das Roth verblaßt immer mehr, Violett, Blau und Gelb treten immer schärfer in den Vordergrund, um sich schließlich in einem matten Grau zu verlieren. Die Sonne ist fort — wenn sie einmal das Wiederkommen vergäße, und ewige Nacht — doch dieser Gedanke streift unser Gehirn nur eben so flüchtig wie ein Nachtfalter, der im blinden Eifer gegen unser Gesicht geflogen ist. Der Glaube an die Ordnung aller Dinge ist so felsenfest, daß ihn nichts erschüttern könnte. Jetzt geht's zurück. Im Walde ist es fast dunkel geworden und auf dem Friedhofe treten die weißen Marmorsteine gespensterhaft hervor. Drüben aber die Stadt schimmert und leuchtet. Die Gluth des Feuers schlägt aus vielen Schornsteinen heraus und feurige Funken umtanzen sie wie spielende Mücken. Elektrische Lampen erhellen den Strom und erleuchten jene Mühlen, in denen auch des Nachts in unermüdlicher Arbeit geschaffen wird. Die Straßen sind durch elektrisches Licht erhellt und aus den Läden strömt eine Fluth von Licht in's Freie. Und doch kann all' diese Fülle von Licht die Sonne nicht ersetzen, die erst vor wenigen Augenblicken mit verschwenderischer Pracht in die Fluthen des Sees getaucht ist.

Der Charakter des Städtchens ist ein durchaus friedlicher. Das ist um so bemerkenswerther, als gerade dort die Völkervermischung eine ziemlich starke ist. Polen, Böhmen, Skandinavier und Deutsche arbeiten gemeinschaftlich und friedlich nebeneinander in den großen Sägemühlen oder Salzwerken, und die Stadtpolizei, deren Vertreter man hier und da mit einem eleganten Stöckchen statt des Knüppels bewaffnet, in den Straßen herumschlendern sieht, scheint mehr zum Schmucke da zu sein, denn aus wirklicher Nothwendigkeit. So oft ich auch in die Stadt hineinfuhr, niemals habe ich auch nur die geringste Unordnung bemerkt, und in den Sägemühlen, wo die verschiedenen Nationen dicht aneinander gedrängt sich gegenseitig in die Hände arbeiten müssen, herrscht Eintracht und Friede. Vielleicht trägt gerade zu dem letzteren Umstande eine Bestimmung bei, die von allen Mühlenbesitzern ausgegangen ist, und welche auf das Strengste verbietet, daß innerhalb der Arbeitszeit auch nur das geringste Quantum von Spirituosen getrunken werden darf. Nüchterne Menschen sind meistens gefahrlos und verträglich, und gewöhnlich ist die Ursache eines Streites auf den zu reichen Genuß von Branntwein oder Bier zurückzuführen.

Einmal nur sah ich einen Auflauf in der Stadt, der durch eine Verhaftung seitens der Polizei entstanden war. Und die Gesetzesübertreter waren noch dazu — man höre und staune — junge Mädchen (fast hätte ich Damen geschrieben, da das ja wohl die richtige wenn auch nur selten passende Uebersetzung des Wortes „ladies“ wäre). Zum Ruhme der Stadt aber sei gleich hier gesagt, daß diese Gesetzesübertreterinnen Fremde waren, die nach lebhafter vorausgegangener Reklame gekommen waren, um in einem

Vororte „Base Ball" zu spielen. Das „nationale Spiel" hat natürlich auch dort seine glühenden Verehrer, und nahe der Stadtgrenze ist auch ein richtiger Baseballplatz erstanden mit Tribünen, „grand stand" und allem übrigen Zubehör. Auch ein regelrechtes „team"*) besitzt die Stadt, und oft, wenn ich mich auf ein schattiges Plätzchen oberhalb des Weingartens zurückgezogen hatte, drang das wüste Geschrei aus hunderten von Kehlen zu mir herauf, das einen besonders glücklichen Wurf oder eine besonders schmachvolle Niederlage begleitete. Und wenn ich dann auf den Platz hinabsah, so bemerkte ich, daß die buntgekleideten Kerle wie wahnsinnig herumrannten, und unter Pfeifen, Jauchzen und Schreien der Menge ihrem erstrebten Platze zueilten. Am lautesten in ihren Beifalls- oder Mißachtungsbezeugungen waren die sogenannten Zaungäste, welche die nahegelegenen Holzstöße erklommen hatten, und von dort aus, ohne den Eintrittspreis bezahlen zu müssen, das großartige Schauspiel verfolgten. Hoffentlich ist die Zeit nicht fern, wo der „Baseball"-Platz ebenso vereinsamt und verlassen daliegt, wie der „Roller Skating Rink," der ebenfalls Tage des Glanzes erlebt hat, und jetzt dem Fluche, oder darf man sagen dem Segen der Neuerungssucht anheimgefallen ist.

Das „ladies team", wie sich die Ballspielerinnen nannten, oder deren Geschäftsführer, hatten aber eins vergessen, als sie sich zum Kampfe einstellten, nämlich, daß in der Vorstadt Eastlake auch eine „Law and Order League" existirte, welche besonders für die Heilighaltung des Sonntags besorgt ist. Als daher die fesch costümirten Mädchen mit Schläger, Fausthandschuhen, Gesichtsmasken und Bällen heranrückten, wurden sie einfach

*) Eine Gruppe von Ballspielern.

vom Spielplatz hinweg nach dem Stadthause von Manistee geführt und dort, nach kurzem ängstlichen Harren, gegen Bürgschaft wieder in Freiheit gesetzt. Vor dem Stadthause hatte sich eine große Menge angesammelt, unter der natürlich die Freunde und Bewunderer des nationalen Spieles am stärksten vertreten waren. Ein lautes Hurrahgeschrei, welches die Ballspielerinnen bei ihrem Wiedererscheinen begrüßte, war der Balsam für die ihnen geschlagene Wunde.

An einem der folgenden Abende bemerkten wir bei der Heimkehr von einer Spazierfahrt in der Hauptstraße ein ungewöhnliches Gewoge. Alles strömte einer bestimmten Ecke zu, wo sich bereits ein dichter Menschenknäuel zusammengestaut hatte und ein höchst merkwürdiges Gespann einschloß. Ein eleganter Wagen, an allen vier Seiten offen, aber mit einem Dache versehen, bildete den Gegenstand der Aufmerksamkeit der Menge. Vier große Gasolinlampen, deren Flammen im Winde flackerten, verbreiteten genügendes Licht, um die Insassen dieses Gefährtes zu erkennen, das mit vier scheckigen Pferden bespannt war. Es waren vier Herren im eleganten Gesellschaftsanzuge und mit Sträußchen im Knopfloche, die darin Platz gefunden hatten. Der hohe Sitz des Wagens entpuppte sich als ein Klavier, aus dem Boden tauchten eine Violine und eine Flöte hervor, und bald begann ein Concert, das in athemloser Stille von der zahlreichen Menge angehört wurde. Auf Instrumentalmusik folgten Gesänge, Quartette, Duette und Sologesang, und selbst ein scharfer Kritiker konnte an dem Concerte seine Freude haben, das in der milden Abendluft nicht eines besonderen Reizes entbehrte. Während einer längeren Pause trat ein starker Herr, der den Baß gesungen hatte, in den Vordergrund und pries in einer

launigen Rede, oft von den Ausbrüchen schallenden Gelächters unterbrochen, ein neues Oel an, dem er alle nur erdenklichen Heilkräfte andichtete, und das denn auch von der „in Stimmung gerathenen" Menge begierig gekauft wurde. Als das Concert dann später wieder seinen Fortgang nahm, wurden die hübschen Gesänge plötzlich durch ein eintöniges dumpfes Pauken unterbrochen. Dann drangen auch krächzende Kehllaute dazwischen, die im singenden Rhythmus ausgestoßen wurden. Einzelne Worte wurden hörbar „Come to Jesus" — Paukenschlag, bum, bum, — „Oh, come to Jesus" — Paukenschlag, bum, bum! Die Menge wurde unruhig und mit schlechtverhaltenem Mißbehagen wandten viele ihre Köpfe nach der Richtung, woher diese störenden Klänge kamen. Ein Polizist eilte davon und gab dem nahenden Zuge der Salvation-army eine andere Richtung, und bald hörte man nichts mehr wie ein fernes dumpfes — bum — bum — bum! Später als wir den Tempel dieser wunderbaren Heiligen, der in vollem Lichterglanz erstrahlte, passirten, zog der seltsame Zug gerade durch die weitgeöffnete Thüre in's Innere. Voran ein Paukenschläger, dann eine Anzahl Heulweiber in schlotterigen blauen Röcken, ein Fahnenträger mit der rothen Heilsfahne, einige Bekehrte in Uniform, die auf Kosten der Heilsarmee ein Faullenzerleben führen, und zuletzt ein dünner Haufen aufgelesener Opfer, denen die Dummheit aus dem Gesicht herausschaute. Beim Anblick dieser Gesellschaft war man wohl berechtigt zu fragen: „Warum muß es auch solche Käuze geben?" Die allgemeine Stimmung im Städtchen ist dem Treiben der Heilsarmee feindlich gesonnen, aber einige reiche Leute, die aus Mangel an höheren geistigen Bestrebungen sich zu Wasserfanatikern und Bekehrungs-

eiferern ausgebildet haben, unterſtützen mit ihrem Gelde und in Folge deſſen mit ihrem Einfluſſe dies unheilige heilige Bekehrungswerk. Da iſt das Vorgehen anderer Männer doch weit lobenswerther, die eine hohe Summe bereitwilligſt zuſammengeſchoſſen haben und damit ein ſtattliches Krankenhaus für alle unbemittelten Einwohner der Stadt, ohne Unterſchied des Glaubensbekenntniſſes, errichtet haben.

Man ſieht aber, daß alle Leidenſchaften und Untugenden dieſes großen, amerikaniſchen Volkes wie Wellen im Ocean auch die fernſte Küſte erreichen und daß jeder Ort im Kleinen auszukämpfen hat, womit eine Großſtadt im großen Maßſtabe ſich herumſchlagen muß.

Eine Winterfahrt nach Michigan.

Ich rüſtete mich zu einer Winterfahrt nach Michigan. Als ich den Eiſenbahnzug beſtieg, der mich quer durch das holzgeſegnete Land führen ſollte, da ſchien die Sonne heiter lachend vom Himmel. Keine Spur von Schnee lag auf der Erde ringsum, nur in den verſteckten Winkeln, die ewig im Schatten liegen, entdeckte ich noch einige zuſammengeſchrumpfte Reſte, die eine ſchmutzig graue Farbe angenommen hatten. Wären nicht die kahlen Bäume dageweſen, oder hätten die Menſchen nicht aus lieber Gewohnheit pelzverbrämte Röcke und warme Kappen getragen, ſo hätte man Alles Andere vermuthet, als daß wir uns inmitten des Winters befanden. Doch als der Zug ſich am Michigan-See entlang ſchlängelte, bemerkte ich, daß eine leichte Eis-

decke ihn eine gute Strecke weit vom Lande gebannt hielt, und daß am Ufer eine Art Eisbank entstanden war. Hier und da auf den Feldern, oder auf dem Schindeldach eines Farmhauses lag auch etwas Schnee, wie vom Winde verwehte Linnenfetzen.

Je weiter wir aber nördlich fuhren, desto näher rückten sich die weißen Streifen, und als wir durch ein Tannengehölz eilten, da bemerkte ich zu meiner Freude, daß die dunklen Zweige mit Schnee belastet waren! Ich wollte den Winter sehen, und die Merkmale seiner Herrschaft erfüllten mich mit Entzücken! Das Aussehen des Himmels hatte sich längst verändert! Wolken waren am Horizont aufgetaucht und waren scheinbar arglos und behutsam emporgestiegen. Doch ehe man recht wußte, was sie bezweckten, hatten sie schadenfroh vom ganzen Himmel Besitz ergriffen und die Sonne verdrängt. Sie waren aber so schwerfällig und langsam und hingen so tief herab, daß man jeden Augenblick befürchtete, sie würden uns auf den Kopf fallen. So schlimm thaten sie es allerdings nicht, aber sie lösten sich in Millionen und aber Millionen kleine sternförmige Stückchen auf, die lustig herabrieselten und Alles, worauf sie fielen, in einen weißen glänzenden Mantel hüllten. Das war Winter! — Längst war es Nacht geworden, die Fenster des Eisenbahnwagens waren feucht beschlagen, und durch das fast betäubende Geräusch, welches das Stampfen der Maschine und das Hin- und Herrütteln der Wagen verursachte, war deutlich der scharfe, heulende Wind zu hören, der draußen durch Wald und Feld sauste. Wie sturmverschlagene Vögel, so huschten die großen weißen Flocken an den Fenstern vorüber oder setzten sich wie angst-

voll nach Schutz ſuchend an die Scheiben feſt. Als ich endlich meinen Beſtimmungsort, das Städtchen Manitee in Michigan, erreicht hatte, und aus dem Wagen in's Freie ſtieg, da fuhr mir ein ſchneidender Wind, der vom See herüberraſte, in's Geſicht. Trotz der Dunkelheit der Nacht erkannte ich deutlich den hellleuchtenden Schnee, der die ganze Landſchaft dicht bedeckte, und wenn ich noch an dem Winter gezweifelt hätte, ſo hätte mich das luſtige Schlittengeläute eines Andern belehrt, das verlockend an mein Ohr ſchlug. Jetzt ging es in den Schlitten hinein, eine warme Pelzdecke umhüllte feſt die Glieder, die Kappe verbarg die Ohren, die Pferde ſtampften, die Glocken läuteten, und fort ging es auf der glatten Bahn über die Brücke, durch die Stadt und nach glücklicher Umſchiffung unzähliger Ecken, den Berg hinan. „Hüh, hüh!“ Die Pferde ſtanden, und bliesen heißen Dampf aus den weitgeöffneten Nüſtern, die Thüren wurden geöffnet und ein freundlicher Lichtſchein fiel auf den glänzenden Schnee. Wenige Schritte, und ich war wohl im Hauſe geborgen, während draußen der Nachtwind heulte und an den Thüren und Fenſterläden riß. Es ſchläft ſich gut, wenn der Wind in langgezogenen Tönen ſein melancholiſches Nachtlied ſingt. — Wie überraſcht aber war ich, als ich am folgenden Morgen die Vorhänge auseinanderſchlug und in den wunderherrlichſten Wintermorgen hineinſchaute. Wieder ſchien die Sonne klar vom Himmel herab, aber ihr ſonniger Glanz lag auf einer glitzernden Schneedecke, die, ſo weit das Auge zu ſchauen vermochte, in untadelhaftem Weiß aufleuchtete. Der Garten unter meinem Fenſter blendete ordentlich durch den hellen Wiederſchein des weißen Lichtes, und ſelbſt die vielbenutzten Wege hatten die reine Farbe be-

halten, ein ſicheres Zeichen von dem ſtrammen Regiment des Winters. Unten am Berge breiteten ſich die weitläufigen Gebäude der Holzmühlen und der Salzwerke aus, halb im Schnee vergraben, der fußhoch auf den Dächern lag. Daß aber darunter doch ein emſiges Leben pulſirte, zeigte der Rauch, der aus den Schornſteinen in die reine Luft emporſtieg, dort ſtoßweiſe in dünnen weißen Wölkchen, die kaum emporgeſchnellt, ſchon wieder zerfloſſen, hier langſam herausquellend in dicken dunklen Maſſen, die in einer hohen Säule aufwärtsſtrebten. Hinter den Fabrikgebäuden breitete ſich der See aus, feſtgefroren und mit Schnee bedeckt, und den Abſchluß bildete der am gegenüberliegenden Ufer aufſteigende Wald, deſſen ſchwerbeladene Stämme ſich in ſcharfgezogener Linie von dem klaren Himmel abhoben. —

Der Wald war es gerade, der mich lockte! Ihn wollte ich ſehen in ſeiner Winterherrlichkeit! Die Werkſtätte fleißiger Arbeiter in ihm aufſuchen, die tief in ihm verſteckt das Material zuſammenſchaffen, welches den Mühlen im Sommer ihre Nahrung und dem Staate den Reichthum giebt.

Sieht man im Sommer die Schiffe ſchwer mit Holz beladen durch die Brücken Chicagos ziehen, ſo ahnt man kaum, welche Fülle von Arbeit da nöthig war, um die fein geſchnittenen Bretter auf den Bauhof abliefern zu können. Man weiß allerdings, daß die erſte Arbeit hierzu draußen im Walde verrichtet werden muß, und daß der Winter dazu auserſehen worden iſt, als die beſte Jahreszeit, um dieſe Arbeit vorzunehmen. Doch wie es da im Walde eigentlich zugeht, welche Schwierigkeiten zu überwinden ſind, das mag

Vielen noch unbekannt sein. Sie Alle mögen in meinem Schlitten Platz nehmen und mich auf einer Fahrt in den Wald begleiten.

Obwohl der Wald fast dicht bis an die Stadt herangeht, so muß der Mühlenbesitzer, der nach brauchbarem Material für seine Mühlen ausschaut, doch weit tiefer in den Wald hineingehen, da die guten Stämme in nächster Nähe längst gefällt und verarbeitet worden sind. Daher kommt es, daß, obwohl man beständig durch den Wald fährt, man doch eigentlich sich nicht in einem solchen befindet. An beiden Seiten des Weges stehen vielmehr unzählige Stümpfe und kurzes Gestrüpp, und hin und wieder steigt auch ein hoher Stamm empor, der entweder übersehen oder nicht für brauchbar erachtet wurde, um der Säge zu verfallen. Mitten in einem solchen Stumpfenfelde erhebt sich auch wohl eine kleine Holzhütte, gerade groß genug, um einem oder auch zwei Menschen zur Wohnstätte zu dienen. Das ist die erste Heimstätte eines unternehmungslustigen Farmers, der das freigewordene Stück Land Fuß bei Fuß cultiviren muß. Die Stümpfe werden mühsam ausgegraben und das gewonnene Land urbar gemacht. Das kostet unsägliche Arbeit, Schweiß und Lebenskraft, aber mit jedem Stumpf, der ausgerottet wird, vermehrt sich die Einnahmsquelle des fleißigen Culturträgers, und nach Jahren unermüdlichen Fleißes erhebt sich dann auf weitem blühendem Felde ein stattliches Farmhaus mit Stall und Scheuer, und eigene Gespanne fahren die goldig reife Saat in die nächste Stadt herein. — Allmälig aber verengt sich der Wald; der Weg, oft erst kurze Zeit zuvor aus dem dichten Gehölz herausgeschlagen, wird schmaler, so daß ein Ausbiegen mit dem Schlitten nicht ohne Gefahr ist, und selbst die primitivsten

Wohnstätten hören auf. Die schneebedeckten Stämme stehen bewegungslos da, zwischen ihnen liegt tiefer Schnee, auf dem die Strahlen der Sonne spielen und die schönsten Farbenspiele hervorzaubern. Kein Laut durchdringt diese feierliche Wintersruhe, als das Geräusch unseres Gefährtes, welches leicht über die glatte Schneedecke dahinfliegt, das Läuten der Schlittenglocken und das Pruſten und Schnauben der feurigen Pferde. Nur hier und da zeigt eine Spur im Schnee, daß doch das Leben nicht ganz in dieser Waldeseinsamkeit ausgestorben ist. Ein stattlicher Hirsch muß kurz vorher den Weg gekreuzt haben, oder er steht vielleicht in der Ferne und schaut aus seinen klaren klugen Augen furchtsam zu uns herüber. Da eilt auch in sprunghaftem Laufe ein Eichkätzchen einen Stamm empor und blinzelt aus der Spitze desselben listig herab, während der buschige Schwanz über dem feinen Köpfchen herüberragt. Sonst regt sich nichts um uns herum! Unwillkürlich zaubert man sich vor sein geistiges Auge den Frühling, den Sommer herbei, und träumt von der Herrlichkeit der echten Waldpoesie, während der frische kalte Wind die Backen röthet und das Athmen erleichtert. Doch wie schnell werden wir aus diesem Traume gerissen! Da und dort steht ein astloser verkohlter Stamm, und der wenige Schnee, der an ihm hängen geblieben, ist nicht im Stande, die Schrecken zu verscheuchen, welche dieser Anblick hervorruft. Wie lange ist es denn her, kaum wenige Monate, da ging es hier gar zu lebhaft zu. Das prasselte und sprühte, das krachte und knackte, von einem Stamm zum andern, die rothglühenden Kobolde zischelten und züngelten herüber und hinüber und vor ihnen floh in wildem Graus, was im Walde nur lebte und athmete! — — Da

— ein Laut — eine menſchliche Stimme — und alle Bilder der Vergangenheit ſind wie fortgeweht! Der Schlitten fliegt, der Schnee kniſtert, und unſer Ohr lauſcht ſcharf in die Ferne. Jetzt hört man die Schläge einer Axt, das Brüllen eines Ochſen, Hundegebell und durch die Stämme erblickt man einige Hütten. Noch einige Windungen, da fährt unſer Schlitten ſcharf um die Ecke, ſo daß wir faſt an einem Stumpfe hängen bleiben, und wir haben unſer Ziel erreicht — das „Camp“ einer Michiganer Holzmühle.

Wenn man ſo in das „Camp“ hereinfährt, glaubt man anfangs in den Bauernhof eines emporgekommenen Farmers zu gelangen. Da ſteht das langgeſtreckte einſtöckige Wohnhaus, aus dem der Rauch der Küche emporſteigt, die Stallgebäude, und vor den letzteren liegt auch der hohe Miſthaufen. Wenn man aber etwas ſchärfer zuſchaut, wird man doch den Unterſchied gewahr. Die Gebäude, ſo feſt ſie auch ausſehen, machen dennoch den Eindruck, als wenn ſie nur für kurze Zeit ſchnell hier aufgeführt worden ſind. Und das ſind ſie auch in der That, denn die Camps werden ſelten länger als einen Winter hindurch bewohnt, und von Jahr zu Jahr weiter in den Wald hineingeſchoben. Die Gebäude erfüllen aber ihren Zweck vollſtändig, ſind ſie auch nur ſchlicht aus rohen Stämmen zuſammengefügt. Sie halten warm und gewähren ſowohl den Arbeitern, wie dem Vieh eine vor Unwetter ſchützende Stätte, in der ſie die Nacht zubringen, und am Tage ihre Mahlzeiten einnehmen. Doch treten wir ſelbſt in das Wohngebäude ein. Daſſelbe iſt in zwei Hälften getheilt, und durch die Mitte deſſelben führt eine an beiden Seiten offene Durchfahrt. Dieſe dient gleichzeitig als Fleiſchkammer, und der reiche Vorrath, der da an den

eisernen Haken hing, zeigte nur zu deutlich, daß den Holzarbeitern keine schlechte Kost vorgesetzt wird. Unter all dem Fleisch von Ochsen, Kälbern und Schafen hingen auch ein halb Dutzend Hasen, deren winterlicher weißer Pelz sie nicht vor einer sicheren Kugel geschützt hatte. Wir öffnen die Thüre und treten in das Wohn- und Eßzimmer.

Das Allernächste, was man beim Eintritt in diesen behaglichen Raum wahrnimmt, ist ein ausgezeichneter Geruch, der, falls unsere Nase uns nicht irre führt, auf ein vortreffliches Mittagsessen schließen läßt. Es ist nämlich nahe 12 Uhr, und der Koch am eisernen Kochofen rührt fleißig mit einem mächtigen Löffel in einem Kessel. Das Nächste, was unsere Aufmerksamkeit erregt, ist die peinliche Sauberkeit, die in dieser Blockhütte waltet. Die Wände allerdings hat man in ihrer ursprünglichen Gestalt gelassen, die mächtigen Stämme liegen unbehauen aufeinander und die Ritzen und Löcher sind einfach mit Lehm verklebt, aber der Koch, jedenfalls eine Natur, in welcher ein dunkler Schönheitssinn zum Ausbruch drängte, hat weiße Papierstreifen, am unteren Ende ausgezackt, als Borte ringsum befestigt und dadurch dem etwas düsteren Raume eine freundliche Helle verliehen. Natürlich wird jeder Winkel, jedes Plätzchen in diesem Raume benutzt. Nahe am Eingange steht die Pumpe, welche gutes Trinkwasser liefert, dann kommt ein großer eiserner Kochofen, das jedenfalls wichtigste Möbel, ein Anrichtetisch und endlich an der gegenüberliegenden Langseite der Eßtisch, vor dem an beiden Seiten einfache Holzbänke aufgestellt sind. Doch in den Ecken stehen noch Fässer und Kisten, in denen die Lebensmittel aufbewahrt werden; an den Wänden hängen kleine kunstlos zusammengezimmerte

Schränkchen, von den Querbalken baumeln allerlei Gegenstände herab, in den Winkeln lehnen Geräthschaften, kurz das Ganze, mit einem schnellen Blick umfaßt, macht einen entschieden gemüthlichen Eindruck. Nicht wenig trägt die weiße Schürze und das breitlächelnde Gesicht des Kochs dazu bei, der immer vergnügt und heiterer Laune, seines körperlichen Umfangs wegen „little fatty“ genannt wird, und uns jetzt, nachdem die erste Begrüßung vorüber ist, zu einem „Lunch“ einladet. Wir lehnen das aber vorläufig ab, und gedenken dafür später an dem gemeinsamen Mittagsmahl Theil zu nehmen. Ein flachsköpfiger Junge, mit gutmüthigen blaßblauen Augen, deckt soeben den mit einem Wachstuch ausgeschlagenen Tisch. Unsere Nase schnubbert noch ein wenig den würzigen Geruch ein, und dann gehen wir weiter Umschau halten. Auf der anderen Seite der Durchfahrt oder der Fleischkammer, liegt der Schlafraum der Arbeiter. Schon wollen wir eintreten, da fällt unser Blick auf eine kleine Tafel, auf der mit Rothschrift die Worte geschrieben stehen: „Beware of Dogs“. Diese Warnung scheint nicht ganz überflüssig zu sein, denn sobald wir die Thüre in den Angeln umdrehen, läßt sich ein unfreundliches Knurren vernehmen. Behutsam treten wir ein, und nach vorsichtiger Umschau erblicken wir auf einem Lager in dunkler Ecke zwei grünlich schimmernde Augen, die unheimlich aus der schwarzen Umgebung herüberfunkeln. Mitten in diesem Raume steht ein großer eiserner Ofen, und um denselben hängen in buntem Durcheinander an Leinen oder Balken meistens feuerrothe Strümpfe und wollene Unterkleider, welche die Arbeiter zum Trocknen dort aufgehängt haben. An den Wänden befinden sich genau wie auf einem Auswandererschiffe im

Zwischendecke, die Schlafstellen der Arbeiter, immer zwei übereinander, doch breit genug, um selbst einem starken Manne genügenden Raum zum behaglichen Ausstrecken zu geben. Vor den Schlafstätten stehen kleine Holzbänke. Dieser Raum aber, so wenig er auch „ausgestattet" ist, entfaltet seinen Reiz erst, wenn das Abendbrod vorüber ist, und die von der Arbeit ermüdeten Männer sich hier beim Scheine einer Petroleumlampe versammeln, um vor dem Schlafengehen noch ein Stündchen zu plaudern. Da sitzen sie auf den Bänken um den Ofen, oder auch in ihren Schlafstätten mit herabbaumelnden Beinen, rauchen aus kurzen Pfeifen, und tauschen ernste oder auch lustige Erfahrungen ihres einfachen Lebens aus, während draußen der Nordwind durch den eisigkalten Wald braust und der Schnee immer schwerer das Dach belastet. Natürlich befindet sich auch ein Musiker unter ihnen, der auf einer Ziehharmonika die letzten Walzer oder Lieder mit seltsam verschnörkelten Verzierungen abzuspielen weiß, ein Sänger, der dazu die Worte singt und ein Spaßvogel, der in diesem Kreise aber nicht selten die wenig dankbare Rolle eines „Narren für Alle" zu übernehmen hat.

Ist so für die Arbeiter eine gute Herberge geschaffen, so ist auch für das „liebe Vieh" in ausgedehntem Maße gesorgt worden. Die Ställe für Ochsen und Pferde sind geräumig und warm, und auf die Reinhaltung derselben wird große Sorgfalt verwendet. Nahe dem Stalle steht noch eine kleinere Hütte, die Schmiedewerkstätte, in der ein geschickter Schmied alle nothwendigen Reparaturarbeiten ausführt. Diese Niederlassung mitten im winterlichen Walde gleicht einer Oase in der Schneewüste.

Jetzt gehen wir selbst in den Wald hinein. Ein ausgefahrener Weg ist unser Führer. Es geht sich unbequem darauf, denn die schwerbeladenen Schlitten, welche hier entlang gezogen worden sind, haben den festgefrorenen Schnee zu spiegelglattem Eis zusammengedrückt. Und seitwärts am Wege liegt der glitzernde Schnee hoch aufgethürmt, so daß man bis zu den Knieen tief einsinkt, wenn man unvermuthet auf die zarte Decke tritt. Jetzt erst, nun wir langsam zu Fuß den Wald durchschreiten, tritt uns seine Großartigkeit voll ins Bewußtsein. Diese Riesenstämme, welche, dicht an einander gedrängt, dem Nachbar fast den Raum zum Athmen rauben, ragen stolz in schlankem Wuchse in die blaue Luft und trotz ihres winterlichen Ausputzes, sprechen sie lebhaft von Kraft und Leben. Doch wie lange werden sie dort stehen? Ihre Tage, ihre Stunden sind gezählt, und dann beginnt unten an ihrem Stamme, der in strotzender Jugendkraft vielen Winterstürmen getrotzt, eine feingezackte Säge zu nagen, und mit schadenfroh klingendem Lachen und Singen sich immer tiefer und tiefer einzuschneiden, bis der gewaltige Baum zu zittern und zu wanken beginnt, und endlich tödtlich getroffen herniedersaust. Doch solche Gedanken muß man hier nicht aufkommen lassen — nicht an die Zerstörung der Waldespracht muß man denken, sondern an den tausendfältigen Nutzen, den solch ein gefällter hundertjähriger Riese bringt. Sinkt er auch hier zu Tode getroffen danieder, so lebt er doch in tausenderlei Gestalten von Neuem wieder auf, vielleicht als Treppenschwelle eines vornehmen Hauses, als Schaukelstuhl, in dem eine junge Mutter sich glückselig mit ihrem ersten Sprößlinge wiegt, als Speiche eines Wagens, in dem ein Brautpaar zur Kirche fährt, oder auch

als Sarg, in dem ein ausgelöschtes Leben zur letzten Ruhestätte getragen wird. — —

„Hoi, ho! Hüh!" Dieser Ruf dringt plötzlich an unser Ohr, und daneben hören wir Zweige knacken und brechen und das Geräusch, als ob ein schwerfälliges Gespann sich mühsam durch das Unterholz einen Weg bahnt. So ist es auch in der That. Wir gehen näher, und sehen zwei prächtige Ochsen, welche durch die Waldwildniß die gefällten Stämme bis zu den fahrbaren Wegen ziehen. Jetzt brauchen wir nur noch wenige Schritte zu wandern und wir haben das eigentliche Arbeitsfeld vor uns.

Immer zwei Mann arbeiten zusammen. Es sind kräftige Gestalten, bärtig und wettergebräunt, und durch warme Kleidung gegen Kälte und Sturm geschützt. Eigenthümlich, aber außerordentlich praktisch zugleich, sind die weiten, meistens hochrothen Strümpfe, welche über die Beinkleider gezogen werden und bis an die Kniee reichen. Bequeme warme Schuhe, die oben durch Schnallenvorrichtung beliebig fest gezogen werden können, umschließen den Fuß. Ihr Handwerkszeug besteht aus einer Säge, einer Axt, einem Keil und einem Meßstock.

Beobachten wir ein solches Paar etwas näher. Prüfend blicken sie zuerst an einem mächtigen hohen Stamm empor, dann greifen sie zur blanken gefräßigen Säge, und die Arbeit beginnt. Hat sich die Säge etwa über die Hälfte in den Stamm eingefressen, dann wird sie behutsam wieder herausgezogen, und der Keil zur Hand genommen. Jetzt blicken sie noch einmal zum Stamm empor, um zu erkennen, nach welcher Seite der Baum am passendsten zum Fall gebracht werden soll. Haben sie die Richtung erspäht, dann

wird der Keil eingetrieben. Jetzt erſt beginnt der Baum zu zittern und der Wipfel leiſe zu rauſchen. Noch ein Schlag — an der anderen Seite hat der zweite Arbeiter mit der Axt einige Kerbſchläge geführt, — da erſchallt der Warnungsruf „Timber“ und der Rieſenbaum neigt ſich erſt langſam zur Seite, aber immer ſchneller, ſchneller rauſcht und ſauſt er herab, reißt im Sturze Aeſte und Zweige der Nachbarſtämme mit ſich, bis er mit dröhnendem Gepolter auf den Erdboden aufſchlägt. Jetzt werden mit ſcharfer Axt Aeſte und die Zweige abgehauen und dann der Meßſtock vorgeholt. Nach des Vormanns Angabe muß der Stamm in beſtimmt lange Blöcke zerſchnitten werden, und je nach der Länge des Baumes werden zwei bis ſechs, ja mitunter ſogar acht bis neun Blöcke gewonnen. Jetzt beginnt die Arbeit des Ochſengeſpannes. Die nach einem Maaß geſchnittenen Stämme werden mittelſt Ketten aneinander gefeſſelt und die Ochſen ſchleppen ſie ſo über alle Hinderniſſe hinweg nach dem nächſten fahrbaren Wege. Dort werden die Stämme auf niedrige, mit Pferden beſpannte Schlitten, in Deutſchland als „Schneeſchleifen“ bekannt, geladen, und bis zum Schienenſtrang einer ſchmalſpurigen Eiſenbahn gebracht. Ja, Eiſenbahn! —

Das klingt merkwürdig genug, nachdem kurz zuvor von der Waldwildniß geſprochen worden iſt. Aber das findet eine leichte Erklärung.

Der Wald, der früher bis dicht an den Fluß heranſtieß, iſt ſelbverſtändlich dort längſt gelichtet worden, und die Mühlenbeſitzer werden genöthigt, von Jahr zu Jahr tiefer in das Land hineinzuwandern. Dadurch aber werden auch die Verkehrsmittel ſchwieriger, um die gewonnenen Stämme zu den Mühlen herabzubringen. Früher war das ein Leichtes!

Da wurden die Stämme einfach in den Fluß herabgerollt. Kam dann der Frühling und das Waſſer ſchwoll mächtig an, dann trieb daſſelbe die Stämme luſtig ins Thal hinab, und vor den Mühlen wurde das koſtbare Holz wieder aufgefangen. Das geht heute nicht mehr ſo leicht, obwohl es auch jetzt noch in vielen noch nicht ſo arg gelichteten Gegenden auf dieſe Weiſe getrieben wird. Da muß die Pferde- oder die Dampfkraft zu Hülfe eilen. In unſerm Falle iſt es die Dampfkraft. Viele, viele Meilen weit iſt das Geleiſe von der Mühle aus bis tief in den Wald hinein gelegt worden und jeden Abend bringen zwei wagenreiche Züge den Ertrag der Tagesarbeit aus dem Dunkel des Waldes heim. Kurz vor der Mühle, auf einem ſteilen Abhange hält der Zug, und Wagen für Wagen wird entladen, das heißt, die Stämme werden den Abhang hinabgerollt, bis ſie auf die hartgefrorene Decke des Sees, der am Fuße deſſelben beginnt, ſtürzen. Dort bleiben ſie bis zum Frühjahr ruhen.

So arbeitet Einer dem Andern in die Hand und Menſchen, Thiere und Dampfkraft ſind nöthig um ein volles Tagewerk zu vollbringen.

Während Alles im Walde in größter Thätigkeit war, erſcholl plötzlich ein langgezogener Trompetenton, der aus der Richtung des Camps kam. Sofort ſtockte die Arbeit, die Axt wurde zur Seite gelegt, mit dem Aufladen innegehalten und die Pferde abgeſchirrt. Das war ein Zauberklang, der Alle erfreute, der Ruf zur Mittagstafel! In kleinen Trupps, einzeln oder auch paarweiſe, gerade wie Freundſchaft oder Zufall ſie zuſammenführte, ſchlugen alle Arbeiter den Weg zum Camp ein. Dort angelangt machten ſie in ihrem Schlaf-

raum erſt flüchtig Toilette, ehe ſie in das Eßzimmer traten, wuſchen ſich die ſchwieligen Hände und ſtrichen ihre Haare mit einer naſſen Bürſte glatt. Ja, ja, man hält auch im tiefen Walde auf Sitte und Anſtand! Dann nahmen ſie der Reihe nach, wie ſie kamen, am Tiſche Platz, der reich mit kräftigen Speiſen beſetzt war. Da gab es vorzüglich gebratenes friſches Fleiſch, zweierlei Gemüſe, Kartoffeln, Reis, Pflaumenkuchen, Gurken, friſches Brod 2c. 2c., dazu Kaffee und Thee. Die beiden Getränke allerdings ohne Milch. Daß die Arbeiter einen guten Appetit mitgebracht hatten, wird Jeder gerne glauben, der da weiß, wie friſche Luft und ſchwere Arbeit günſtig auf ihn einwirken. Auffallend war es daher nicht, daß viel gegeſſen wurde, erfreulich aber war es, zu ſehen, wie dieſe ſchlichten Arbeiter ſich am Tiſche benahmen, wie ſie unter beſcheidenen Geſprächen ihre Mahlzeit in durchaus geſitteter Weiſe zu ſich nahmen, und wie ſie ruhig wieder ihren Platz verließen.

Ich muß geſtehen, daß mir ſelten ein Mittagsmahl ſo gut gemundet hat, wie das, welches ich draußen im Camp genoſſen hatte, und ich begreife es recht gut, daß die Herren, welche täglich von der Stadt in die Camps zur Umſchau fahren, dort mit Vorliebe ihr Mittagsmahl halten. — —

Die Rückfahrt nach der Stadt ging glücklich von Statten, ja glücklicher faſt, als die Hinfahrt, denn auf dieſer ging es nicht ganz ohne Unfall ab. In Folge der engen Wege nämlich paſſirte es uns, daß wir beim Ausbiegen in ein tiefes von Schnee verborgenes Loch geriethen und mit unſerm leichten Schlitten umſtürzten! Doch das gehört zu einer richtigen Schlittenfahrt, und iſt kaum erwähnenswerth. Die vielen neuen Eindrücke aber, welche ich in dem Camp ge-

wonnen, beſchäftigten meine Phantaſie auf der ganzen Fahrt und ich erwachte erſt völlig, als unſer Gefährt vor der gaſtlichen Thüre meines liebenswürdigen Wirthes ſtand.

Pfingſten unter der Erde.

Weſſen Herz, zumal, wenn es ein deutſches iſt, ſchlägt nicht ſchneller und fröhlicher, wenn Pfingſten, das Frühlingsfeſt, herannaht. Es ſcheint, als wenn der Frühling erſt durch dieſes Feſt ſeine rechte Weihe empfängt, und als ob die Freude, die in Jedermanns Buſen durch die Frühlingswonne und Frühlingsſonne genährt und luſtig emporgeblüht, an dieſem Tage ſich am herrlichſten und gewaltigſten entfaltet. Das iſt die Zeit, in der unſere Dichter die ſchönſten Frühlingslieder geſchaffen haben, angefeuert durch den allgemeinen Ausbruch des innigſten Entzückens. Doch dieſes Entzücken kann in ſeiner ganzen Fülle nur ein deutſches Herz empfinden! Der Deutſche allein feiert Pfingſten, wie es gefeiert werden ſoll! Er ſchmückt ſein Haus mit dem friſchen Grün des Waldes und pflanzt es vor die Eingangspforten ſeiner Kirchen! Fröhliche Muſik erſchallt aller Orten und Alt und Jung, feſttäglich gekleidet, zieht zu den Thoren der Stadt hinaus, in die friſche, neubelebte Natur, und die luſtigen Geſänge der Jugend miſchen ſich mit dem Jubiliren der befiederten Sänger des Waldes.

Nur ein Deutſcher konnte ſeinem Liebchen beim Scheiden den Troſt zuflüſtern:

„Übers Jahr zur Zeit der Pfingſten
Pflanz' ich Maien Dir vor's Haus!"

Dann, zur schönsten Zeit des Jahres, wo das Herz inmitten der aufsprießenden Frühlingswunder aufjauchzt, dann will er heimkehren, um sein Lieb von Neuem in die Arme zu schließen! — —

Ich rüstete mich in diesem Jahre auch zu einer Pfingstfahrt, welche mir aber nicht die Wunder der neuerwachten Natur in ihrer vollen Pracht auf der Erde enthüllen sollte, sondern welche mich mit den Wundern unter der Erde, wo ewige Nacht und undurchdringliche Finsterniß herrscht, bekannt machen sollte. Mein Ziel war die berühmte Mammuth-Höhle bei Louisville in Kentucky.

Die Fahrt dorthin ist eine hochinteressante, da die Landschaft zu beiden Seiten des Zuges viel Sehenswerthes bietet. Einmal fallen die schön bestellten Felder, welche sich, so weit das Auge reicht, in ihrem herzerfrischenden Grün ausdehnen, wohlthuend auf, und dann bringen romantische Partien, wie tiefe Schluchten, waldbedeckte Höhenzüge und hervorspringende Steinfelsen reiche Abwechselung in die Scenerie. Auffallend ist die Farbe der Erde, welche es erklärlich macht, daß man den Boden Kentucky's „the bloody ground" nennt. Besonders dort, wo der Boden zerklüftet ist, oder wo das Wasser einen tiefen Einschnitt hinterlassen hat, erscheint die Erde förmlich ziegelroth. Von dem „blauen Gras" aber, welches in Kentucky wachsen soll, habe ich nichts bemerkt. Es war bereits Abend geworden, als wir unser Endziel erreichten. Die Sonne war bereits untergegangen, und ein erfrischender Wind strich durch die schattigen Bäume, welche das Mammoth Cave-Hotel umgeben. Dasselbe machte einen vertrauenerweckenden Eindruck auf die in Folge der langen Fahrt hungrigen Gäste, und dieser Eindruck wurde noch ver-

mehrt, als wir eine ſtattliche Anzahl Neger in weißen Schürzen gewahrten, die grinſend und ihre wahrhaft Neid erweckenden weißen Gebiſſe zeigend, auf die Fremden ſchauten, und nur eines Winkes gewärtig ſchienen, um alle nur erdenklichen culinariſchen Genüſſe herbeizuſchleppen. Doch wie bald mußten wir auch hier erfahren, daß Luſt und Leid im Leben innig vereint ſind, und daß Nichts auf Erden vollkommen iſt. Dort in dem fernen Kentucky, als ich mit einem wunderbaren Gemiſch von Staunen und Zweifel in den grünlich ſchimmernden Kaffee vor mir herabſchaute, habe ich dem vielverſchrienen „Bliemchen-Kaffee", der bekanntlich in den Gefilden Sachſens gedeihen ſoll, ernſtliche Abbitte geleiſtet.

Was uns ſonſt die Küche des Hotels bot, ſtand im merkwürdigen Einklange mit der Güte des Kaffees, doch da wir über das friedliche und beſcheidene Gaſthaus plötzlich, wie eine Schaar Heuſchrecken fielen, und der Gaſtwirth wahrſcheinlich nicht gewohnt war, mit ſo großen Zahlen zu rechnen, ſo wollen wir nachſichtig den Schleier über die Geheimniſſe jener Küchenkünſte ziehen.

Es mochte nach feſt durchſchlafener Nacht gegen 6 Uhr Morgens ſein, als ich von meinem Fenſter aus in den Garten des Hotels herabſchaute. Die Sonne ſchien klar und auf Büſchen und Blumen lag glitzernder Thau. Es war Pfingſtſonntag und meine Gedanken ſchwebten weit fort über das große Waſſer nach der deutſchen Heimath, wo die Glocken mit friedlichem Klange den frohen Feſttag verkündeten. Aber nur für Augenblicke konnte ich mich in Erinnerung verlieren denn von unten herauf erſcholl ein ſo vielſeitiges Durcheinander-Rufen und Schreien, daß ich bald inmitten der Gegenwart lebte. Ein großer Theil der Gäſte war bereits auf den

Beinen und begann ſich auf amerikaniſche Art der Luſt und Freude hinzugeben. Und daß dies ſich nicht mit Frieden und Ruhe verträgt, weiß Jeder! Es ſcheint, daß ſelbſt der ſteifſte und ſtillſte Amerikaner, der vom Morgen bis zum Abend mit unermüdlichem Eifer ſeinen Geſchäften nacheilt, plötzlich, wenn er aus ſeinem Kreiſe geriſſen wird, um ſich für kurze Zeit dem ungebundenen Vergnügen hinzugeben, vollſtändig verwandelt wird. Die lange zurückgehaltene Freude am Daſein, welche auf Koſten eines faſt unnatürlichen Geſchäftseifers förmlich erſtickt wird, bricht plötzlich mit urſprünglicher Gewalt hervor und zeigt ſich in einer ſo knabenhaft-übermüthigen Geſtalt, daß ernſte Männer, die allen Lebensgeiſtern eine gleichmäßige Entwickelung angedeihen ließen, nur mit verwundertem Kopfſchütteln in dieſes ſprunghafte, rebelliſche Gebahren blicken können. Eine aufrichtige Freude an dieſem übermüthigen Treiben hatten allerdings die Schwarzen, die mit breiten offenen Mäulern daſtanden und vergnügt zu den gewagteſten Scherzen lachten.

Da erklang auch eine Glocke, und kaum war ihr gellender Ton verhalt, als ſich auch alle Gäſte an der Gartenpforte des Hotels anſammelten, um den erſten Gang nach der Höhle anzutreten. Ungefähr 150 Perſonen formirten ſich zu einem Zuge und unter Führung von zwei bewährten Führern ſetzte ſich derſelbe in Bewegung. Erſt ging es durch den Garten des Hotels, in dem die Roſen in üppigſter Blüthe ſtanden, dann die Höhe hinab durch Wald und Gebüſch, bis wir zu dem Eingange der Höhle gelangten. Jeder von uns ſah mit einem Gefühle der Spannung in den mächtigen dunklen Eingang hinein, der von hohen Steinmaſſen umgeben iſt und in welchen hier und da grüne

Schlingpflanzen herabhängen, als wollten sie einen Blick in die unheimliche Tiefe werfen, aus der das Pflanzenleben verbannt ist.

Eine Treppe, aus ungleichen Steinen geformt, führt etwa 50 Fuß in die Höhle hinab, welche sich nach kurzer Strecke so verengt, daß eine eiserne Thür den weiteren Zugang versperrt. Knarrend drehte sich dieselbe in ihren Angeln und der Strom, Mann bei Mann, ergoß sich über die Schwelle. Hier wurde kurz Halt gemacht, und der erste neugierige Blick hielt Umschau. Noch erhellte das einströmende Tageslicht die Umrisse der vorderen Steinbildungen, und mit Staunen blickte man zu der Steinkuppel empor, welche in schöner Wölbung etwa 40 Fuß in die Höhe stieg. Nach hinten aber verlor sich der sandige Weg in tiefe Finsterniß und ahnungsvolles Grauen, welches jeden Menschen unwillkürlich beschleicht, wenn er einem Unbekannten, Geheimnißvollen, gegenübersteht, ergriff für einen Augenblick die Seele eines Jeden. Tiefes Schweigen waltete plötzlich unter der sonst so lauten Gesellschaft. Da brach der Führer die Stille, indem er die nöthigen Lampen herbeiholte und entzündete. Jeder Gast erhielt eine solche, und nachdem der Führer von erhöhtem Steine ein ernstes Wort an die ihn umringende Schaar gerichtet hatte und sie ermahnte nicht vorwitzig sich von dem rechten Wege abzuzweigen und stets den Weisungen des Führers Folge zu leisten, steuerte man der gähnenden Finsterniß entgegen. Der Weg war ausgezeichnet, trocken und weich, da man überall dort, wo die Bodennässe durchgedrungen war, röthlich schimmernden Sand gestreut hatte. Meistens aber schlängelt sich der Weg über hartes, felsiges Gestein, und da auch an keiner Stelle von der Decke herab Wassertropfen

herniederfallen, so kann man ohne jede Gefahr für seine Kleidung den interessanten Marsch antreten.

Dieser erstreckte sich für uns neun englische Meilen in die Tiefe der Erde hinein, und man wird sich einen ungefähren Begriff von der Ausdehnung dieser Riesenhöhle machen können, wenn ich gleich hier hinzufüge, daß wir damit bis kaum zur Hälfte vorgedrungen waren. Es marschirte sich aber ganz ausgezeichnet, kaum daß man die leiseste Müdigkeit verspürte, denn die Luft dort unten ist merkwürdigerweise frisch und erquickend und macht das Athmen unendlich leicht. Man hat gefunden, daß die Temperatur in der Höhle selbst in den heißesten Tagen nie über 58 Grad (Fahrenheit) steigt und selbst in den kältesten nie unter 52 Grad herabsinkt. Woher es kommt, daß die Luft dort so rein und frisch bleibt, ist verschiedenen Ursachen zugeschrieben worden. Man hat vermuthet, daß es noch andere Zugänge zu der Höhle geben müsse, so daß die Luft von einer Oeffnung zur anderen hindurch getrieben wird, dann wieder schreibt man es dem porösen Steingebilde zu, durch welches die Reinigung der Luft erzeugt wird — Thatsache ist, daß beständig ein leiser, kaum merklicher Luftstrom die wunderbar verschlungenen Wege durchzieht, und daß das Marschiren dadurch jede Anstrengung verliert. Unser Zug machte einen geradezu imposanten Eindruck, wenn man ihn aus einiger Entfernung einen Weg herabsteigen sah — von tiefster Dunkelheit umhüllt, die nur von dem röthlichen Licht der kleinen Lampen auf kurze Dimensionen durchbrochen wurde, und das gerade so viel Leuchtkraft ausströmte, um hier oder dort eine Felsenkante zu erhellen, oder einen mysteriösen Lichtreflex an die steinerne Decke zu

werfen. So wandelten wir über Steingeröll, mit einer Lampe in der Hand, deren Licht nur unſern nächſten Schritt beleuchtete, vor uns Finſterniß, und hinter uns die ewige Nacht! — Und ringsum Grabesſtille! Und während noch der Geiſt von dem Wunderbaren, welches ihm aus der Tiefe der Erde entgegenſtrömt, befangen iſt, erhalten unſere Gedanken plötzlich eine eigene Richtung. Unſer Weg nämlich hat ſich verengt, die Steine treten näher an einander, und wir ſchreiten über eine künſtlich geformte Brücke hinüber, unter der ein ſchwarzer Waſſerſpiegel lautlos und unheimlich wie ein erblindetes Auge hervorſchaut. „Der Styx" ruft hier der Führer erklärend herüber, und mit einem Male erhält die ganze Umgebung ein anderes Gepräge. „Der Styx!" Ja, ſo ungefähr hatte in unſerer Phantaſie das Bild ausgeſchaut, wenn wir uns den Marſch der Abgeſchiedenen vorgeſtellt, die die lachenden Thäler Griechenland's verlaſſen mußten, um zum Styx zu gelangen, und nach dem Schattenreich hinüberzufahren! Dieſe Lichtfunken, welche in langer Reihe auf dem zerklüfteten Wege flackerten, waren es nicht die unruhigen Seelen Abgeſchiedener, welche das Ufer des Styx zu erreichen ſuchten? Und dort das unheimliche ſchwarze ſtille Waſſer, an welchem wir eine ganze Strecke entlang ſchritten, war es nicht der Strom ſelbſt, welcher zum Hades führte? Unwillkürlich warf man den Blick nach oben, aber kein Lichtſtrahl brach durch die ſteinerne gewölbte Decke, und nichts als Finſterniß, wohin auch das Auge ſich wandte. Um aber dieſem Phantaſiegebilde faſt greifbare Geſtalt zu geben, lief unſer Weg, nach recht beſchwerlichen Krümmungen und Windungen, direkt in das Bett eines etwa 30 Fuß breiten Fluſſes. Und

dort lag auch ein Boot, und in demſelben ſtand eine phantaſtiſche Geſtalt, auf ein Ruder geſtützt, als habe ſie die Ankommenden längſt erwartet. Hier wurde Halt gemacht, und bald kamen alle die Lichtfunken zuſammen, ſo daß ſie vereinigt ein breites fahles Licht über das düſtere, ergreifende Gemälde warfen. Wir ſtanden gewiſſermaßen in einer ſteinernen Halle, die wie von Rieſenhänden aus gewaltigen Steinblöcken aufgethürmt erſchien, und über welche ſich eine hohe Kuppel aus Stein wölbte. Nach hinten zu verlief ſie in einen breiten Gang, der in Finſterniß verſank und vorne umſchloß ſie ein breites Waſſerbecken, welches ebenfalls mit den es umgebenden Steinmaſſen in undurchdringliches Dunkel verſchwamm. Und aus dieſem Dunkel tauchte plötzlich ein Licht hervor und dann noch eins. Das Waſſer wurde von Ruderſchlägen zertheilt, man hörte die Tropfen wieder in die ſtille Fluth herabſickern, und endlich erkannten die ſcharfblickenden Augen, wie ſich zu dem am Rande des Fluſſes ruhenden Boote noch zwei andere geſellten. Wir mußten den Fluß befahren, wollten wir unſern Weg weiter fortſetzen, und bald waren die erſten drei Boote gefüllt, um unter einem lauten „Hurrah" vom Lande abzuſtoßen. Das war eine Fahrt, an die jeder Theilnehmer Zeit ſeines Lebens zurückdenken wird. 240 Fuß tief unter der Erdoberfläche eine Bootfahrt von einer engliſchen Meile, wahrhaftig das klingt wie ein Märchen, das dem abenteuerlichen Gehirn Jules Verne's entſprungen zu ſein ſcheint. Und doch war es Wirklichkeit! — Langſam glitten die Boote auf dem ſchwarzen Strome dahin, der ſich bald verengte, bald bis zu 150 Fuß Breite erweiterte! Die Lampen, welche am Rande der Fahrzeuge aufgeſtellt wurden, warfen einen kurzen Streifen Licht, und die Furche, welche

der Kiel im Waſſer zog, glitzerte, als würde von freigiebiger Hand Gold in die dunklen Wellen geſtreut, und die naſſen Wände glänzten wie mattleuchtendes Metall. Aber dieſer Strom iſt uferlos, von allen Seiten in Stein eingeſchloſſen. Die ſteinerne Decke wölbt ſich in wunderbarer architektoniſcher Form, und nur an einer einzigen Stelle ſinkt ſie ſo tief auf den Strom herab, daß die Fahrgäſte in dem Boote nur in tiefgebückter Stellung darunter fortſchlüpfen können. Iſt dieſer Engpaß glücklich durchſchwommen, dann ſteigt die Decke wieder zu einer Höhe von 10 bis 15 Fuß empor, und jeder noch ſo leiſe Laut hallt in machtvollem Klange von ihr zurück. Unwillkürlich erwacht hier die Sehnſucht den Laut der menſchlichen Stimme zu hören! Die Stille auf dem dunkeln geheimnißvollen Waſſer, das rings von Stein eingeſchloſſen, und in der Tiefe der Erde ruht, hat etwas Grauenhaftes an ſich! Aus der Finſterniß kommend, ſteuert man der Finſterniß entgegen! Woher? Wohin? Die Räthſel unſeres Lebens ſtarren uns aus dem Dunkel entgegen. Die Fragen, denen wir im lichten Schein der Sonne ſorglos aus dem Wege gehen, hier treten ſie unabweisbar vor uns, und verlangen Antwort, und unſer Herz erbebt in ſeiner Hülfloſigkeit! Da — ich kann den machtvollen Eindruck nicht ſchildern, den das Kommende auf mich machte — da, wie eine Antwort auf alle dieſe nagenden Zweifel und irrenden Gedanken, erbrauſte plötzlich aus fünfzig Kehlen ein wunderbarer Geſang zu dem ſteinernen Gewölbe empor: „Nearer my God to thee“, und die Seele ſtieg mit den Tönen empor zur lichtvollen Klarheit, und badete ſich in der goldigen Fluth der rauſchenden Klänge! Bis in das Innerſte hinein erzitterten dieſe Töne in der bewegten Bruſt,

und wie in einer Art Verzückung, rangen sich die Worte von den bebenden Lippen los. — Diese Fahrt auf dem geheimnißvollen Strome, der Echo-River genannt wird, stellt alle anderen Wunder der Mammuthhöhle in tiefen Schatten, und während sich die übrigen Eindrücke im Laufe der Zeit verflüchtigen, hat sich dieser eine so tief in die Seele eingegraben, daß ihn nichts mehr verwischen kann.

Es nahm eine ziemlich lange Zeit in Anspruch, bis die ganze Gesellschaft von Ufer zu Ufer gebracht worden war, und ungeduldig des langen Wartens, machte sich eine kleine Partie von etwa 12 Mann auf, um langsam voranzuschreiten, und auf dem Wege die Steingebilde etwas näher ins Augenlicht zu fassen. Der Weg führte über trocknes Gestein bergan, krümmte sich bald und wand sich dann in allerlei Biegungen bergabwärts, bis er in eine Art Halle mündete, die von weiten Dimensionen war und einen mächtigen Eindruck hervorrief. Hier machten wir Halt, um auf den Rest der Gesellschaft zu warten, und begaben uns daran, die steinernen Wände näher zu untersuchen. Der eigentliche Fels war von einer etwa halbzölligen Steinmasse bekleidet, welche sich indessen leicht abbröckeln ließ, und porös erschien. An andern Stellen wieder hingen die schönsten feinsten Krystalle von blendend weißer Farbe herab, und tiefer in den Felsmassen versteckt fanden wir sogar Alabaster. Wir waren so im Suchen und Klopfen vertieft, daß wir erschreckt aufblickten, als Einer von unserer Schaar bemerkte, daß wir bereits seit einer vollen Stunde von dem großen Strome der Gesellschaft getrennt seien, und daß sich von dieser weder etwas hören noch sehen ließe. Der Gedanke „Verloren" durchzuckte wie ein elektrischer Schlag unser Hirn. Wir schauten uns erst zweifel-

haft an, dann hielten wir eine ernſte Berathung. „Im Falle, daß," ſo fingen alle Vorſchläge an, die gemacht wurden, und von allen wurde nur der eine befolgt, die Lampen bis auf zwei auszulöſchen, damit wir wenigſten „im Nothfalle" genügend mit Licht verſehen wären. Dann ſetzten wir uns nieder, und obwohl ſich Jeder den Anſchein gab, als ſei er weit davon entfernt, auch nur die geringſte Furcht zu verſpüren, ſo zeigte doch die plötzliche Stille, welche eingetreten war, womit ſich Aller Gedanken beſchäftigten. „Verloren!" Geſchichten wurden in halbgedämpftem Tone von Verlorenen erzählt, die ohne Licht tagelang in den Höhlen herumgeirrt waren und halbtodt, nicht etwa vor Hunger und Durſt, ſondern von dem nächtigen Grauen, welches ſie mit eiſernen Klammern gepackt gehalten hatte, aufgefunden worden waren. „Sollten wir umkehren?" Doch auf welchem Wege? Alle Augenblicke zweigt ſich eine Höhle ſeitwärts ab und führt den Unkundigen in ein ſicheres Verderben! Oh, dieſe Finſterniß! Wieder eine längere Berathung! Unruhig waren wir aufgeſtanden und ſchauten in das Dunkel hinein! „Hoiho — Hello there!" Der Ruf verklang unheimlich — und keine Antwort! Wir wollten doch lieber umkehren, um zum Fluß zurückzugelangen! Da, weit in der Ferne ein matter Schimmer und wie aus der Tiefe emporklingendes leiſes Gemurmel! Unſere Augen leuchteten auf, Jemand kniff mir vor freudiger Aufregung in den Arm, daß ich aufſchrie! Dann wurden alle Lichter ausgeblaſſen, und voll freudiger Erwartung blickten wir der emporſteigenden Karawane entgegen. Erſt ein Licht, dann ein zweites, dann immer mehr, bis eine lange Reihe von Lichtfunken eine glänzende Schlangenlinie bildete — das Gemurmel wurde deutlicher und ſchwoll zuletzt zu einem

rieſigen Stimmengebrauſe an — jetzt hatten ſie uns erreicht und eins, zwei, drei — ein gellendes „Hurrah“ aus den Kehlen der Verlorenen brachte den ganzen Zug zum Stillſtand. Daß wir eine ordentliche Strafpredigt geduldig entgegennahmen, wird man uns gerne glauben!

Uebrigens hatte uns unſere Naſe nicht ganz ſo unrecht geführt, denn wir hatten den Weg zum „Eßſaal“ gefunden, wie jene mächtige Halle kurzweg genannt wird. Bald lagerte auch die ganze Geſellſchaft in phantaſtiſchen Gruppen auf den mächtigen Steinblöcken, und geſchäftige Neger, welche unſerm Zuge, mit Körben ſchwer beladen, gefolgt waren, breiteten auf weißen Tüchern ein leckeres Mittagsmahl aus! Das „leckere Mittagsmahl“ iſt diesmal nicht ironiſch zu nehmen, denn es war von der Eiſenbahngeſellſchaft, deren Gäſte wir waren, beſorgt worden, und beſtand aus jungen Hühnern, einer Menge kalter Fleiſchſpeiſen, Sardinen, gekochten Eiern, belegten Brödchen, Kuchen, eingemachten Gurken, Wein, Whiskey und Waſſer. Das Letztere wurde aus einer Quelle, welche nahe dem Eßſaal entſpringt, geſchöpft! Zum Schluſſe wurden noch Cigarren herumgereicht und ſo körperlich erfriſcht und geſtärkt, ſetzten wir die Wanderung fort. Wieder ging es bergauf und bergab, durch Steingeröll, welches ſchwer zu paſſiren war, und durch ebene Thäler über weichen Sandboden. Dann wieder kletterten wir auf ſchmalen Leitern mühſam von Stein zu Stein, und paſſirten fußbreite Brücken! Hier gähnte uns aus unendlicher Tiefe eine ſchwarze Waſſerfläche entgegen, welche durch einen herabfallenden Feuerbrand für Augenblicke unheimlich aufleuchtete, dort wieder ſuchte unſer Auge vergeblich die Höhe der Decke zu ergründen! Und niemals ein Zeichen des Lebens! Nur einmal ſchlug

wie aus unergründlicher Tiefe das Brauſen eines Waſſerfalles an unſer Ohr, — wo aber der Strom floß der ihn erzeugte, und wo derſelbe endete, das ſind Geheimniſſe, welche tief im Buſen der Erde verborgen ſind.

Unmöglich faſt wäre es, auch nur eine flüchtige Beſchreibung aller der merkwürdigen Bildungen zu geben, welche die Natur, verſteckt vor dem brennenden Licht des Tages dort unten in wunderbarer Pracht aufgebaut hat. Man wandert und ſtaunt und fühlt dabei wie der Reſpekt vor der Großartigkeit der Allgewaltigen, der im kleinlichen Getriebe des Alltagslebens nur zu leicht verloren geht, wieder auflebt und wie unſer „Ich" immer mehr und mehr vor ihrer erhabenen Größe in ſich ſelbſt zuſammenſchrumpft! Unmöglich wäre es, im Angeſicht dieſer Naturerſcheinungen frivole Gedanken zu hegen, und umrauſcht von Jahrtauſenden, fühlt man ſeine eigene flüchtige Exiſtenz zu faſt vernichtender Bedeutungsloſigkeit herabſinken! — Doch auch hier hat der Menſch dafür geſorgt, daß er ſich zuweilen auf ſich ſelbſt beſinnen kann, indem er hier und da dem Erhabenen den Stempel der Lächerlichkeit aufdrückte! So iſt beiſpielsweiſe ein höchſt beſchwerlicher Durchgang durch immer näher aneinander rückende Steinmaſſen „The Fat Man's misery" benannt, und thatſächlich ſtehen die Steine ſtellenweiſe ſo nahe aneinander, daß es einem beleibten Herren höchſt beſchwerlich fallen muß, ſeinen Körper dort hindurchzuzwängen. Die Fama erzählt, daß einſt ein Neger von rieſigem Körperumfang ſich dort feſtgerannt hatte, und nur dadurch aus ſeiner ungemüthlichen Lage wieder befreit wurde, daß zwei Männer ihn vorne zogen und zwei andere durch Schieben die Anſtrengungen der Vordermänner unterſtützten.

Dieſer Durchgang, der ſelbſt dem Behendeſten einige Schweißtropfen koſtet, läuft in eine weite Halle ein, die den paſſenden Namen „Great relief“ führt. Doch „The fat man's misery“ iſt ein angenehmer Spaziergang, verglichen mit den wirklichen Beſchwerlichkeiten, die man beim Beſteigen oder weit richtiger geſagt beim Durchkriechen des ſogenannten „Corkscrew“ zu überwinden hat. Das geht durch Ritzen und Spalten, über Steine und Blöcke, auf Leitern und Stiegen hinauf und hinab, und der Körper muß bald in gebückter Stellung ſich durchzwängen, bald mit ſicherem Sprunge ſich über eine unabſehbare Tiefe ſchwingen können.

Natürlich fehlt es auch nicht an Gebilden, welche ihrer äußeren Form nach zu verſchiedentlicher Deutung Veranlaſſung gegeben haben. So wird ein mächtiger Steinblock „The giant's coffin“, ein anderer aufrechtſtehender Block aber „Die Jungfrau“ benannt. Eine Halle, in welcher mehrere Steine den ägyptiſchen Säulen ähnlich ſehen, heißt das ägyptiſche Zimmer, ein anderes das gothiſche, und ſo fort. Weit intereſſanter ſind die Erſcheinungen, welche mit Hülfe beſonderer Lichtreflexe an den Wölbungen der Decke erzielt werden können. So glaubt man einmal beobachten zu können, wie ein Schneeſturm in der Luft heranzieht, ein andermal glaubt man den bewölkten Himmel ſich klären und die funkelnden Sterne herabſcheinen zu ſehen. Ein tüchtiger Führer wird alle Augenblicke eine neue Überraſchung für ſeine Gäſte vorräthig haben, und thatſächlich weiß er die Einbildungskraft ſeiner Anvertrauten ſo zu beeinfluſſen, daß ſie auch Alles zu ſehen meinen, was er ihnen nur flüchtig andeutet. „Da iſt William Shakeſpeare“, ſagte er an einer Stelle, und zeigte auf eine Vertiefung

in einem Stein, welche einem menſchlichen Kopfe mit ſpitzem Knebelbarte ähnlich ſah. Alles drängte ſich zuſammen um „Billy“ zu ſehen, und von den 150 Anweſenden hatten Alle blindlings Shakſpeare's Züge erkannt. Nun wird aber erzählt, daß derſelbe Führer ein anderes Mal erklärt, daß jener Kopf die Züge Lincolns oder gar Bismarcks trage, und ebenſo treuen Glauben finde. Nun, Glaube macht ja ſelig! —

Unſere Wanderung dauerte nahezu ſieben Stunden, und um offen zu ſein, waren wir doch ſchließlich froh, als wir uns dem Ausgange wieder näherten. Dort wurde uns noch eine der ſchönſten Ueberraſchungen zu Theil. Der Anblick nämlich, den das Tageslicht gewährt, wenn man es nach ſiebenſtündiger Wanderung durch tiefes Dunkel zum erſtenmale erblickt, iſt ein geradezu überwältigender. Man hält dieſen bläulichen hellen Schimmer, der die Finſterniß durchbricht, anfänglich für einen künſtlichen Lichteffekt und mit weit aufgeriſſenen Augen ſchaut man in dieſes wunderbar leuchtende Lichtmeer hinein. Allmählich wird man gewahr, daß es der Schein des Tages iſt, das Licht der Sonne, welches dort in goldigen Strahlen hereinfluthet, und ein köſtliches Gefühl unſagbarer Freude durchſtrömt unſer Herz. Und dann dieſes Grün der Gräſer und Büſche, wie es ſo friſch, ſo lebhaft erſcheint, und die Blumen am Wege, wie ſie noch einmal ſo glänzend, ſo farbenprächtig ſchimmern! Man athmet tief auf und füllt die Bruſt mit dem Odem des Lebens und man möchte mit Fauſt aus innerſter Seele ausrufen: „Die Erde hat mich wieder!“ — —

II.

Haus und Familie.

Deutſches Familienleben.

Mein Haus befand ſich in einiger Aufregung. Es war nämlich ein europäiſcher Freund plötzlich angelangt, der auf einer Reiſe durch die Vereinigten Staaten begriffen war, und dieſe Gelegenheit benützte, um auch mich, ſeinen früheren Jugend- und Studiengenoſſen aufzuſuchen. Nachdem die herzliche Begrüßung vorüber war, und wir bei einer echten Havanna in meinem gemüthlichen Arbeitszimmer ſitzend, alte Erinnerungen aufgefriſcht und über die Schickſale gemeinſamer Freunde Bericht erſtattet hatten, ergriff mein Freund nach kurzer Pauſe das Wort und ſagte:

„Ja, nun ſage einmal, Richard, und Du ſelbſt, Du fühlſt Dich in Deinen neuen Verhältniſſen wohl und glücklich?“

Ich gab ihm keine directe Antwort, ſondern ſagte:

„Wie ſollte ich nicht? Schau um Dich und ſage mir, ob man behaglicher wohnen könnte! Du haſt mein Weib und meine Kinder kennen gelernt, und — Du magſt Dir ſelbſt ein Urtheil bilden, und die Antwort auf Deine Frage geben!“

„Gewiß, gewiß“, entgegnete Otto ſchnell, „ich meine nicht das allein! Das häusliche Glück, ſo hoch ich es auch

anſchlage, und ſo unendlich es auch auf den Character und das Geſammtempfinden des Mannes Einfluß hat, ſo füllt es doch nicht ganz ſeine Seele aus! Ein Mann, der geſunden Geiſtes iſt und Streben in ſich ſpürt, wird auch das Bedürfniß haben, innerhalb ſeines Wirkungskreiſes eine gewiſſe Befriedigung zu empfinden, ja er wird ſich erſt ganz glücklich fühlen, wenn um ſeine enge Häuslichkeit ſich eine Anzahl gleichfühlender, gleichſtrebender Freunde ſchaaren, die an ſeinem Schickſale einen lebendig warmen Antheil nehmen!"

„Ich verſtehe, was Du ſagen willſt!" erwiderte ich mit einem langen Seufzer. „Ob ich einen ſolchen Kreis gefunden, wie Du Dir einen ſolchen nach europäiſchen Verhältniſſen vorſtellſt? — Ich weiß es wirklich nicht! — Du weißt", ſagte ich endlich aus meinen Gedanken erwachend, „daß uns hier im Allgemeinen wenig Zeit für einen intimen freundſchaftlichen Verkehr verbleibt. Die geſchäftlichen Intereſſen nehmen Jeden ſo ſehr in Anſpruch, daß das ſociale Leben im großen Ganzen etwas ſtiefmütterlich dabei fortkommt!"

„Aber es giebt ſo viele Deutſche hier! Sollten ſie den gemüthlichen deutſchen Familienumgang zu verlernen beginnen? Das iſt doch kaum glaublich!"

„Ich könnte Dir viel darauf erwidern, lieber Otto, doch die beſte Einſicht wirſt Du erlangen, wenn ich dich ſelbſt in einige deutſche Familien führe, damit Du Dich überzeugſt, wie weit ſie deutſche Sitte und deutſches Weſen aufrecht erhalten, und wie weit ſie beides abgeſtreift haben!"

„Ein vortrefflicher Gedanke! Ich nehme Deinen Vorſchlag an!" — —

An einem der folgenden Abende begleitete mich mein Freund zu einer der tonangebenden deutschen Familien der Stadt. Der würdige Hausherr und seine treffliche Gattin empfingen uns mit echt deutscher Herzlichkeit, und als wir Platz genommen hatten, und mein Freund von seinem und ihrem Heimathslande erzählte, da begannen die Augen der guten alten Leute zu leuchten, und es entspann sich ein so lebhaftes Hin- und Herfragen und Beantworten, untermischt von Ausrufungen des Staunens oder einem lauten zufriedenen Gelächter, daß der Eintritt eines jungen Mannes ganz überhört wurde. Erst als er sich mit etwas steifer Bewegung einen Sessel heranschob und darin niederließ, wandten wir ihm fast zu gleicher Zeit unsere Blicke zu. Der Hausherr sagte mit einer fast stolzen Handbewegung zu dem Fremden: „Das ist mein Sohn, mein Aeltester! Rudi, das ist Herr Schwertfeger aus Deutschland!“

Mein Freund erhob sich und schritt auf den jungen Mann zu, der ebenfalls, aber etwas steifnackig aufgestanden war. Er reichte ihm seine Hand entgegen und sagte: „Es freut mich, Sie kennen zu lernen“, worauf Rudi mit einem etwas blasirten Lächeln erwiderte: „Glad to see you, Sir!“

Etwas erstaunt über diese englische Antwort schritt mein Freund wieder zu seinem Sessel zurück und als er später im Verlaufe des Gespräches, welches lebhaft in deutscher Sprache geführt wurde, sich einige Male auch an den jungen Sohn des Hauses wandte, aber entweder keine oder nur ein flüchtiges Lächeln als Antwort erhielt, sagte er zu ihm gewandt:

„Sie sprechen doch deutsch, mein Herr?“

Rudi rüttelte ſich etwas aus ſeiner nachläſſigen Haltung auf, und während wieder auf ſeinen glattraſſirten Zügen ein blaſſirtes, faſt welkes Lächeln erſchien, erwiederte er:

„Yes,“ aber nur „ein wenik“.

Die Hausfrau huſtete und bemerkte zu dem Gaſte: „Ja, ja, Sie glauben gar nicht, wie es ſchwer hält, die Kinder hier anzuhalten, deutſch zu ſprechen! Kaum daß ſie die Kinderſchuhe ausgetreten haben, wollen ſie nichts mehr von der deutſchen Sprache wiſſen!“

„Aber warum nicht?“ wandte ſich Otto fragend an den jungen Sprößling des Hauſes, „lieben Sie die Sprache Ihrer Eltern nicht?“

Rudi zog halb verlegen die dünnen Augenbrauen in die Höhe, ja ein ſchwacher Blutſtrom, der in ſeine blaſſen Wangen ſchoß, färbte dieſelben einen Augenblick mit feiner Röthe.

„Oh yes“, erwiderte er endlich zögernd, „ich gleiche ſie gut genug, aber ſie iſt ſo hart zu ſprechen!“

Mein Freund lachte kurz auf, als er aber in das beſorgte Geſicht der Mutter ſah, warf er leicht hin: „Sie ſollten nur öfter zu ſprechen verſuchen, dann würden Sie bald in Uebung kommen!“

Von jetzt aber ließ er Rudi unbeachtet, der denn auch bald mit einem unterdrückten Gähnen aufſtand und ſich zum Ausgehen anſchickte. Der junge Mann war faſt elegant gekleidet, und aus ſeiner blendend weißen Cravatte blitzte ein Diamant hervor. Langſam legte er einen hellen Sommerüberzieher über den Arm, griff nach einem goldbeknopften Stock und ſchwarzen Derbyhut und ſchickte ſich an, das Zimmer zu verlaſſen.

„Gehſt Du aus, Rudi?“ fragte ihn ſein Vater in ganz beiläufigem Tone.

„Yes, I want to meet the boys down town!“

„Bleibe doch nicht wieder so lange aus!“ rief die Mutter in fast bittendem Tone dazwischen.

Rudi lächelte nur.

„Vergiß nicht die Kette vor das Schloß der Hausthüre zu legen, wenn Du heimkehrst!“ rief ihm noch der Vater nach, als Rudi mit einem kurzen „good night“, das für Alle bestimmt war, sich verabschiedete.

Eine kleine Pause trat ein, und wir hörten, wie Rudi hastig die Hausthür hinter sich zuschlug.

Der Vater unterbrach das Schweigen „Alles was recht ist“, sagte er, als habe er sich wegen des seltsamen Benehmens seines Sohnes zu entschuldigen, „er ist doch ein prächtiger Junge, gutherzig und fleißig. Ich sage Ihnen, Herr Schwerfänger — beg your pardon — Herr Schwertfeger, der Junge wird einmal ein ganz ausgezeichneter Geschäftsmann werden! Er ist es allready!“

„Ja“, fügte die Mutter hinzu, „er ist was man hierzulande „smart“ nennt! Das mag ja Alles recht gut sein, und zum Fortkommen nothwendig sein, aber ich würde es doch nicht ungern sehen, wenn er mehr Interesse für unsere guten deutschen Gebräuche zeigte!“

„Liebes Kind“, fiel hier etwas erregt der Vater ein, „wir sind hier in Amerika, und der Junge will hier in Amerika sein Leben machen! Da ist es denn auch natürlich, daß er halt anders ist, als wir es von klein auf gewöhnt sind! Laß ihn nur gehen, der bringt's gewiß zu Etwas und lacht uns vielleicht noch Alle aus! — Smart? Ich sollte meinen, er ist smart! — Denken Sie sich“, wandte sich der Sprecher wieder an meinen Freund, „der Junge

hat schon seit zwei Jahren mit seinem eigenen kleinen Kapital, das ich ihm am 21. Geburtstage zum Geschenke machte, an der Börse spekulirt, und glücklich spekulirt!"

„Sehen Sie darin einen Vorzug?" fragte mein Freund unvorsichtiger Weise.

„Gewiß einen Vorzug, mein Herr!" rief hier immer erregter werdend der Hausherr. „Wenn ich zurückdenke, was ich in jenem Alter war, wie beschränkt und unbeholfen, und dann auf meinem Jungen blicke, dann muß ich allerdings sagen, daß Amerika ein großes Land ist!"

„Ja, aber Vater bedenke doch, unter welchen Verhältnissen wir aufgewachsen sind, und welche Gelegenheiten unsern Kindern geboten worden sind!"

„Ja, ja, das ist alles recht," ließ sich wieder der Hausherr hören, — „aber die Kinder in Amerika sind gewitzter und — und — und — na mit einem Worte smarter!"

Das Gespräch welches gerade anfing peinlich zu werden, wurde durch einen etwa fünfzehnjährigen Jungen unterbrochen, der stürmisch die Thüre öffnete und erregt in's Zimmer schrie:

„Vater, Chicago hat gewonnen!" dann, als er die Fremden erblickte, blieb er verlegen stehen und blickte zu seiner Mutter hinüber.

„Komm nur näher, dummer Junge", sagte seine Mutter gutherzig lachend, „und sage guten Abend. — Das ist Freddy unser Jüngster!", fügte sie vorstellend hinzu. Freddy kam etwas schüchtern zu uns und gab uns seine Rechte. In der Linken hielt er eine englische Zeitung.

„Junge wie siehst du wieder aus!" rief seine Mutter vorwurfsvoll, „von unten bis oben bespritzt! Wo bist du wieder gewesen?"

„Ich habe noch gerade das letzte Exemplar von der „Daily News“ erwischen können,“ erwiderte er etwas trotzig.

„Du mit deinem Baseball!“ — sagte die Mutter vorwurfsvoll und zuckte mißbilligend mit den Schultern, „sollst lieber deine Nase in ein ordentliches Buch stecken! — Ach,“ seufzte sie dann auf, und wandte sich wieder an meinen Freund, „Sie glauben gar nicht, dieses Baseball-Spiel macht mir noch den Jungen ganz verrückt! Nichts hat für ihn mehr Interesse, als „wer gewinnt“ oder „wer verspielt“, und nichts hört man den ganzen lieben ausgeschlagenen Tag als von „Innings“ „Catchers“ „Pitchers“ „scores“ und was nicht sonst für schreckliche Dinge!“

„Ich weiß nicht,“ fiel hier der Vater dazwischen, „was du immer willst, Mutter, laß doch den Jungen seinen fun. Wir haben uns in der Schule mit „Knipsen“ und „Knopfwerfen“ unterhalten, warum soll der Junge nicht an seinem Spiel Gefallen finden! Na, und das wirst du mir doch zugeben, Alte, das zu dem Baseball etwas mehr Grips gehört, als zu unseren Spielen!“ —

„Glauben Sie aber nicht,“ bemerkte hier wieder mein unvorsichtiger Freund, „daß das Interesse an dem Baseball-Spiel, oder das „nationale Spiel“, wie sie es ja heißen, jedes andere Interesse an Besserem, Nützlicherem untergräbt? Daß dadurch die Jugend von den Büchern fort nach dem Spielplatz gezogen wird und dort das Gift leidenschaftlicher Aufregung in sich einathmet? Das sie dadurch die Ruhe verliert, welche doch zum Studium so durchaus nothwendig ist?“

Der Hausherr lachte laut auf, und mit gewissen Wohlwollen erwiderte er: „Ja, mein lieber Herr, die Sachen

liegen hierzulande ganz anders wie in Europa! Hier bildet das Leben unſere Jugend, die an „smartness“ die Jugend jeden andern Landes „beatet.“ Die furchtbare Schulochſerei, wie ſie in der „old country“ noch gebräuchlich iſt, die haben wir uns hier, Gott ſei es gedankt, längſt abgewöhnt! Hier heißt es „praktiſch“ ſein, den Stier bei den Hörnern gepackt, dem Leben feſt in's Auge geſchaut! Ich ſage Ihnen, ich habe meine Freude an den Jungens! Was die zu reden wiſſen, und wie ſie über alles Beſcheid wiſſen, es iſt geradezu erſtaunlich! Na z. B. über Politik, da ſind ſie weit beſſer „ge-pohstet“, als ich ſelber!“

„Das kommt vom vielen Zeitungsleſen!“ bemerkte die gute Mutter.

„Gewiß, vom Zeitungsleſen! Wer hat denn von uns Jungens draußen daran gedacht, jeden Morgen und jeden Abend ſeine Zeitung durchzuſtudiren?“

„Sehen Sie auch darin einen Vortheil?“ fragte mein unverbeſſerlicher Freund wieder.

„Na, aber entſchieden!“ erwiderte der Hausherr, und man ſah es ihm an ſeiner Miene an, daß er meinte, was er ſagte!

„Und wo bleiben die Bücher?“ warf mein Freund jetzt etwas eingeſchüchtert dazwiſchen, „glauben Sie nicht, daß die Zeit, welche das Zeitungsleſen in Anſpruch nimmt, weit beſſer mit dem Leſen von guten Büchern angewendet ſein würde?“

„Ach, mein Herr, das verſtehen Sie nicht!“ meinte hier der Hauswirth mehr derb als unhöflich, „wir ſind hier in Amerika, und da nimmt eben Jeder lebhaftes Intereſſe an Politik und öffentlichen Begebenheiten! Die Zeitungen

hierzulande, das können Sie mir glauben, bringen auch so viel, daß man die Bücher ganz gut entbehren kann. Von Allem, was man nur ausdenken kann, ist was darinnen, und noch mit Illustrationen dazu! Ja, ja, wenn Sie noch länger hier bleiben, werden Sie bald ausfinden, daß wir Recht haben, wenn wir behaupten, daß Amerika „the greatest country in the world" ist!"

In diesem Tone ging das Gespräch noch eine Weile fort, dann standen wir auf und empfahlen uns. Als die Hausthür hinter uns zugefallen war, blieben wir einen Augenblick stehen, und athmeten tief auf. Der Mond, der über uns am Himmel stand, und mild lächelnd zu uns herabblickte, schien meinem Freunde voll in's Gesicht. Ich sah, wie seine großen dunklen Augen leuchteten, und wie ein tiefer melancholischer Zug sich um seine Lippen gelegt hatte.

„Komm," sagte er plötzlich und ergriff meinen Arm, „komm, laß uns noch einen Spaziergang unternehmen! Ich muß mich frei laufen von der trüben Stimmung, die mich da drinnen überfallen! Welche Anschauungen, welche Beschränktheit! Oh, daß die Deutschen so leicht sich von dem fremdländischen blenden lassen, und ihre guten alten Gewohnheiten gegen leichten Flitterkram vertauschen! Oh Germania, Germania!"

Wahrhaftig er seufzte! Dann fuhr er sich mit der Hand über die Augen und sah mich lachend an.

„Ich glaube," sagte er, „Du hast mich nur zu einer deutschen Familie geführt, in der diese Ansichten über Kindererziehung zu den bedauerlichen Ausnahmen gehören, wie?"

„Keineswegs," antwortete ich. „Keineswegs! Es ist leider Wahrheit, daß viele unserer deutschen Väter mit Stolz auf ihre Jungen sehen, welche verstanden haben, das deutsche Wesen möglichst abzustreifen, und sich in Kleidung und Gewohnheit dem amerikanischen Dandythum soweit als möglich zu nähern. Kein Mensch wird ein Arg darin finden, wenn die Kinder, die hier auf amerikanischem Boden geboren und erzogen worden sind, auch mit ganzer Seele an ihrem Geburtslande hängen, aber die deutsch-amerikanische Jugend — rühmliche Ausnahmen giebt es ja überall — thut nicht nur dies, sondern erhebt sich in beschränktem Uebermuthe über ihre Erzeuger und blickt auf deren Volksabstammung, Gewohnheiten und Sitten und auf deren Vaterland herab, als hätten die Eltern ihre Kinder eigentlich um Verzeihung zu bitten, daß sie in „Germany" oder kurzweg in der „old country" das Licht der Welt erblickt haben!"

„Ja, aber woher kommt das? Ist es nicht die Schuld der Eltern, daß ihre Kinder so denken?" warf hier mein Freund dazwischen.

„In gewissem Sinne, ja!" erwiderte ich. „Das Unheilvolle, das in der germanischen Natur liegt, alles Fremdländische zu bewundern, kommt auch hier zum Ausbruch. Wenn so ein deutscher Einwanderer, der aus irgend einem kleinen Winkelnestchen herübergeschneit ist, nur einige Brocken englisch radebrechen kann, so bedient er sich selbst seinen Landsleuten gegenüber mit Vorliebe der englischen Sprache. Wie furchtbar das klingt, daran denkt er in seinem thörichten Wahne nicht! Ich will nicht noch weiter gehen — aber mir sind Fälle bekannt, wo sich Deutsche geradezu ihrer deutschen Abstammung geschämt haben und es ungern

ſahen, wenn man ſie als Landsmann mit deutſchen Worten begrüßte. Dieſe Abtrünnigen, welche zu ihrem beſtändigen Leidweſen doch ihr ganzes Leben lang den Deutſchen, ſelbſt nach Verangliſirung ihres Namens, nicht verleugnen können, athmen frei und ſtolz auf, wenn ihre Sprößlinge als „geborene Amerikaner" einherſtolziren. Dieſe aber machen ſich mit ihrer zweifelsfreien Angehörigkeit zur großen Republik breit, ſehen auf Vater und Mutter als den „old man" oder die „old woman" mit leichtem Bedauern über deren Abſtammung herab und blicken mit unendlicher Geringſchätzung auf die „old country", welche ihrer unmaßgeblichen Anſicht nach ein Erdtheil iſt, der nur noch einer mehr und mehr verfallenden Ruine gleicht und von Amerika, „the greatest country in the world" in allen Zweigen und Gebieten längſt überflügelt worden iſt!"

„Wie iſt das möglich?" rief mein Freund dazwiſchen, „vergeſſen ſie denn ganz, daß dieſes noch ſo nagelneue Land völlig von der alten Europa beſiedelt worden iſt und ihr Alles und Jedes verdankt? Vergeſſen ſie, daß der beſtändige neue Zuzug von friſchen Arbeitskräften noch immer das Blut hier in lebendige Circulation erhält?"

„Mein lieber Freund," antworte ich darauf, „ſie vergeſſen gar nichts, denn ſie wollen ſich an nichts erinnern! Sie wiſſen es nicht einmal, denn vielleicht Einer von Hundert nimmt ſich die Mühe, das Land ſeiner Väter aus Büchern kennen zu lernen, und Alle ſetzen den mündlichen Berichten nur ein höchſt ungläubiges Lächeln entgegen! Doch genug für heute!" — —

Am nächſtfolgenden Abend brachte ich meinen Freund zu einer anderen deutſchen Familie. Auch dort wurden wir

herzlich aufgenommen, und während der Hausherr uns Cigarren anbot, brachte die Hausfrau gutes Flaschenbier herein, das sie in hohe Pokale einschänkte und herumreichte. Wir Alle griffen zu, doch als sie zu einem ihrer Söhne kam, ging sie lachend weiter, und bemerkte in halb scherzhaftem Tone: „Das ist der Temperenzler in unserer Familie.“ Der junge braunhaarige Mann, der sich beständig bemühte, ein möglichst unschuldsvolles Gesicht zu machen, und in seiner ganzen Bewegung etwas Kraftloses, Weibisches ausdrückte, erwiderte mit halblauter Stimme:

„You know, mother, I swore off drinking!“

„Ja, ja, man sieht's auch!“ rief der Vater mit dröhnender Stimme, „was aus diesen Schrullen herauskommt! Willst halt' ein feines Kerlchen sein, na, mir soll's recht sein!“

Man merkte unschwer aus dem Tone seiner Stimme, daß er mit der Gewohnheit seines Sohnes nicht übereinstimmte, und als er mit einem kräftigen Zuge sein Glas bis zur Neige geleert hatte, wandte er sich zu uns und sagte halb gutmüthig lachend:

„Sehen Sie, so sind unsere Kinder! Schwören das Trinken ab, weil sie nicht den Muth haben zwischen gesunder Mäßigkeit und dem Laster der Trunksucht zu unterscheiden! Aber es steckt noch tiefer! Es dünkt ihnen vornehmer, statt stärkendes Bier zu trinken, an einem Glase Limonade zu nippen, wie ein Schulmädchen, oder sich gar den Magen an dem miserablen „Eiscream“ zu verderben! Was aber in aller Welt will man dagegen thun?“

Wir blieben ihm natürlich eine Antwort schuldig, aber es mißfiel uns, als wir bemerkten, wie der „Temperenzler

in der Familie" sich scheinbar beleidigt erhob, und sich zum Fortgehen rüstete.

Der Vater sah geärgert nach seiner Uhr. „Ja, ja," rief er laut, „mach' nur, daß du fort kommst, es ist die höchste Zeit, wenn du zur rechten Stunde noch zu der Temperenzversammlung kommen willst!"

Flammende Röthe bedeckte plötzlich das Gesicht des jungen Mannes, seine Lippen zuckten, als wollte er eine Entgegnung hervorstoßen, aber ein Blick auf seine Mutter, und er ging stumm zur Thüre hinaus.

Doch nun wetterte der Vater ungezügelt los, kanzelte die amerikanische Jugend herunter, mischte Wahres und Unwahres bunt durcheinander und endete mit einem kräftigen Donnerworte:

„Sakrament noch mal," rief er ärgerlich, „hat man deshalb die Kinder großgezogen, daß sie sich in Allem gegen unsere Gewohnheiten verschwören sollen?"

„Aber Vater —"

Die beiden Worte rührten von einer jungen Dame her, die plötzlich den braunen Lockenkopf aus der Thürspalte des Nebenzimmers herausstreckte, und wie beschwörend zu ihrem Vater herüberschaute.

„Komm doch näher, Emmi," sagte die Mutter.

„I can't, ma, you know I have company."

„Ach was," rief wieder der Vater, „bringe die Gesellschaft mit in's Zimmer. Wer ist es denn?"

„It is Dick."

Und ohne erst die weitere Rede des Vaters abzuwarten, wurde die Thür wieder geschlossen, und Emmi blieb verschwunden! Später aber hörte man aus dem Nebenzimmer

hier und da ein Kichern oder lebhaftes Plaudern herüberdringen.

„Was ſagen Sie dazu, mein Herr — wandte ſich der Vater an den fremden Gaſt — daß die Tochter des Hauſes nach gut amerikaniſcher Sitte ihre Beſuche allein empfängt?"

„Es zeigt jedenfalls, daß die Eltern ein großes Vertrauen in ihr Kind ſetzen," erwiderte Otto.

„Ach was, Vertrauen", meinte der Vater augenſcheinlich verdrießlich, „Anmaßung, iſt es, weiter nichts! Die jungen Dinger glauben, kaum flügge geworden, ſich der elterlichen Autorität entziehen zu dürfen, weil ſie freigeborene Amerikanerinnen ſind! Was wollen Sie aber machen, und wenn ſie noch ſo ſehr dagegen ſind! Es iſt halt die Gewohnheit hierzulande, und man würde als tyranniſcher Vater angeſehen werden, wollte man ſich derſelben widerſetzen! — Mutter, kennſt Du eigentlich dieſen Mr. Dick?"

„Eigentlich nicht", erwiederte die Hausfrau zögernd, „aber nach Allem, was Emmi mir von ihm ſagt, iſt er ein ganz vorzüglicher Menſch!"

„Sehen Sie", wandte ſich der Vater wieder an uns, „ſo geht es, nicht einmal die Mutter kennt den Herrn, der ſich ungenirt zwei bis drei Stunden mit meiner Tochter im Parlor unterhält oder ſie nach dem Theater führt! Na, ich habe längſt aufgehört, mich über die hieſigen Sitten zu ärgern, und längſt den Widerſtand aufgegeben! Was nützt es mir auch!"

Der Hausherr hatte ſich ſo ſehr in eine ungemüthliche Stimmung hineingeredet, daß wir es an der Zeit hielten, uns zu entfernen. Diesmal ſagte mein Freund nichts mehr, ſondern verblieb in ſchweigenden Gedanken, bis wir unſer Haus erreicht hatten. — —

„Alle guten Dinge sind drei!“ sagte ich zu ihm am folgenden Abend. „Heute will ich Dir ein deutsches Haus zeigen, welches deutsch in der Fremde geblieben ist, und sich doch der Achtung der Amerikaner sowohl als auch der Deutschen erfreut!“

Mein Freund folgte mir zweifelnden Herzens. Doch als wir in den Salon jener dritten Familie traten und dem freundlich blickenden Ehepaar gegenüberstanden, da ging von ihnen ein Strom herzerquickender Gemüthlichkeit zu uns herüber, und in voller Behaglichkeit nahmen wir in den herangeschobenen Sesseln Platz. Wie reizend war das Zimmer! Die Möbel elegant, ohne aufdringlich zu sein, die Stühle hübsch geordnet, auf dem Tische, dem Kaminsims und Consolen Bücher, Kunstwerke und Statuetten verstreut. Die Wände schmückten schöne Kupferstiche und Aquarellen, auf einer Staffelei lehnte das Bild des verstorbenen Kaiser Friedrich mit Trauerflor künstlerisch drapirt. Ueber dem Klavier stand auf einer Console ein meisterhaft modellirter Kopf Beethovens, und zu beiden Seiten, in kleinerem Maßstabe, die Köpfe von Washington und Lincoln. Ein Blick auf die Bücher belehrte uns, daß die Werke englischer und deutscher Autoren in schönster Harmonie zusammen lagen, und auf einem kleinen Ständer ruhte das berühmte Wörterbuch von Webster. Das Erfreulichste aber war der Anblick, den eine Gruppe von halberwachsenen jungen Leuten hervorrief. An einem Klavier nämlich saß ein junges Mädchen von etwa 13 Jahren und ihr zur Seite stand ein schlanker, dunkelgelockter Jüngling von etwa 17 Jahren mit einer Violine in der Linken. Die Musik, welche wir noch im Hausflur gehört hatten, war bei unserem Eintritt verstummt,

und es schien, als wollten die Geschwister die Noten zusammenpacken, um den Gästen das Feld zu räumen.

„Nein, nein", sagte Otto, der schnell zu der hübschen Gruppe hinzugetreten war, „nicht so! Sie können mir in der That keine größere Freude bereiten, als wenn Sie mir einen kleinen Ohrenschmaus geben. Es ist lange her, seit ich im gemüthlichen Familienkreise der Musik gelauscht habe!"

Die jungen Leute blickten fragend zu den Eltern hinüber und als die Mutter bemerkte: „Gewiß, Kinder, wenn der Herr Euch darum bittet, spielt nur — aber nehmt Euch ein bischen zusammen!"

Ohne jede Ziererei langte der Jüngling ein Nothenheft aus der Mappe heraus, breitete dasselbe vor seiner Schwester aus, und begann zu zählen! Sie spielten eine Mozart'sche Sonate und zwar mit offenbarem musikalischen Verständniß. Der Beifall, den wir den jungen Leuten bei Beendigung ihres Vortrages spendeten, war ein ehrlich gemeinter.

Mein Freund hatte in behaglichster Stimmung in einem Sessel Platz genommen, und schaute um sich. Die Atmosphäre, welche uns umgab, schien ihm zu gefallen. Er athmete leicht und lächelte mir einige Male zu. Dabei streifte sein Auge immer wieder mit wahrem Wohlgefallen über die verschiedenen Gruppen im Zimmer. Dort am runden Tische mit der eleganten Lampe saß die noch immer hübsche Hausfrau, und hielt eine feine Stickerei in Händen, an der sie hie und da einige Stiche that. Der Hausherr, im Schaukelstuhl zurückgelehnt, hatte auf seinem Schooß das jüngste Kind, „das Baby", welches sich zärtlich an ihn geschmiegt hatte und mit großen sinnenden Augen auf die älteren Geschwister am Klavier blickte.

Als die Muſik beendet war, wurde ein Geſpräch geführt, welches zeigte, wie lebhaft das Intereſſe der Hausbewohner an allen bedeutenden Vorkommniſſen der Welt war. Dabei ſprachen ſie mit Stolz von ihrer neuen und mit Liebe von ihrer alten Heimath, und die Kinder antworteten, wenn ſie gefragt wurden, in reinem Deutſch, und zeigten ſich ſowohl in der deutſchen wie in der engliſchen Jugendlitteratur bewandert.

Unwillkürlich richtete mein Freund im Laufe des Geſprächs auch an den Hausherrn jene Frage, die er noch faſt an jeden Deutſchen hier gerichtet hatte, nämlich „ob er ſich in ſeinen hieſigen Verhältniſſen wohl befände?"

Der Hausherr ſchien über dieſe Frage verwundert. Er blickte offen, faſt beluſtigt, zu dem Frager auf:

„Wohl befände? — Wahrhaftig, mein Herr, ich habe mir dieſe Frage kaum jemals vorgelegt! Wenn ich Ihnen aber ſage, daß ich dieſem Lande Alles verdanke, was ich habe, meine Stellung, meinen Wohlſtand, mein Familienglück, daß ich dieſem Lande meine ganze Kraft gewidmet und noch widme, daß ich an ſeiner erſtaunlichen Entwickelung den lebhafteſten Antheil nehme, daß ich mich geradezu ſtolz fühle, ein Bürger der großen Republik zu heißen — ſo werden Sie vielleicht daraus die Antwort auf Ihre Frage entnehmen können!"

Nach einer kleinen Pauſe fuhr er lebhafter fort: „Ich glaube übrigens zu errathen, was dieſe Frage veranlaßt hat! Sie, der Sie eben erſt von Deutſchland, unſerer theuren Heimath, herübergekommen ſind, und als ein Neuling in dieſe neuen Verhältniſſe hereinſchauen, Sie können ſich nicht recht denken, wie man eine neue Heimath ſo liebgewinnen

kann, um in ihr mit seinem ganzen Wesen aufzugehen! Und doch ist das möglich, ohne daß deshalb die alte Heimath ein Recht erlangte, den Betreffenden einen Abtrünnigen zu schelten. Wir, ich und meine Familie, sind deutsch im Grunde unserer Seele — das heißt wir fühlen uns mit dem deutschen Geiste eins, und alles Schöne und Edle, was aus ihm hervorgegangen und noch hervorgeht, findet bei uns Verständniß und liebevolle Pflege! Aber wir vergessen deshalb nicht die Pflichten, die wir dem Lande schuldig sind, welches uns Schutz gewährt, uns ernährt und unser Glück begründet hat! Sehen Sie dort," unterbrach er sich, „dort blicken Washington und Lincoln auf uns herab, und dort ist das Bild eines deutschen Helden mit Trauerflor umkränzt! In unserem Herzen ist Raum genug für die aufrichtige Bewunderung der großen Männer Amerikas und die aufrichtige Trauer für einen deutschen Helden!" Sichtlich ergriffen hielt der Hausherr inne, wir waren aufgestanden und drückten ihm die Hand!

„Wir Deutsche haben hier eine ernste Mission zu erfüllen," begann er wieder, „wir müssen bestrebt sein, echte deutsche Cultur diesem Lande des Völkercongresses mitzutheilen. Wie anders aber ist das möglich, als wenn wir mit der Bewunderung für die neue, die Liebe für die alte Heimath in unseren Herzen verschmelzen! Darum sind wir im engen Familiencirkel deutsch — in allen Fragen aber, welche das Gemeinwesen, den Staat angehen, amerikanisch — und zwar nur amerikanisch! Die deutsche Familie oder das deutsche Familienleben aber ist dazu bestimmt, diese glückliche Verbindung des deutschen und amerikanischen Geistes herzustellen. Dessen sind wir hier ehrlich und redlich bemüht, nicht wahr, liebes Weibchen?" Die schlanke schöne Frau war zu ihrem

Manne getreten, reichte ihm beide Hände und ſchaute ihm mit leuchtenden Blicken in ſeine Augen. Ohne ein Wort zu ſprechen verſtanden ſie ſich dennoch! „Und jetzt, Kinder, ſpielt uns noch eins," rief der glückliche Vater, „aber etwas Heiteres, wenn ich bitten darf!"

Es wurde ſpät, ehe wir von dieſem gaſtfreien Hauſe Abſchied nahmen, und mein Freund hat die Anſichten, welche er ſich über das Deutſchthum Amerikas von ſeinen erſten beiden Beſuchen her gebildet hatte, weſentlich geändert.

Unſere Kinder.

Das iſt ein ſehr heikles Kapitel, welches die Kindererziehung behandelt. Am beſten wiſſen die davon zu ſprechen und zu ſchreiben, die keine Kinder beſitzen. Ohne eigene Verantwortung auf ihren Schultern ruhen zu haben, wiſſen ſie trefflich, je nach ihrer Charakteranlage entweder die Jugend gegen jeden Vorwurf zu vertheidigen, oder ſie erbarmungslos zu verdammen. Die Litteratur über das Erziehungsweſen wird ja leider auch vielfach von Blauſtrümpfen beſorgt, die allein durch's Leben pilgern, oder deren Ehe kinderlos geblieben iſt. Da werden denn für Mütter und Erzieher theorethiſche Heilmittel bergehoch emporgethürmt, und Alles ſo leicht und faßlich geſchildert, daß man glauben ſollte, es gäbe auf der ganzen Welt nichts Einfacheres, nichts Leichteres, als ſeine Kinder zu Muſtermenſchen zu erziehen. Eine praktiſche Mutter, die von einer lärmenden Schaar roſiger Kinder umringt iſt und ſich eine

Stunde abſtiehlt um das neueſte Buch über die Erziehung der Kinder zu durchblättern, wird oft genug lächeln und laut auflachen, wenn ſie dieſen oder jenen theoretiſch ertheilten Vorſchlag lieſt. Erfährt ſie aber zufällig, daß jene Frau überhaupt keine Kinder hat, ſo wird ſie das Buch ſchnell zumachen und keinen Blick mehr hineinthun. Und das mit Recht!

Das beſte Buch, das zwar ungedruckt iſt und dennoch millionenfach exiſtirt, iſt das Herz in der menſchlichen Bruſt. Man ſollte es nur ſorgfältig zu leſen beginnen und auf ſeine Regungen und Vorſchläge horchen. Es hat eine ſehr beredte Sprache, wenn man nur erſt den Schriftſchlüſſel dazu in Händen hält. Das Herz wird niemals lügen, aber auch das Herz muß Erfahrungen geſammelt haben. Nur wenn die Liebe darin eingezogen iſt, wird es die Räthſel der Liebe zu löſen wiſſen, nur wenn das Höchſte, Heiligſte — die Elternliebe — darin Wohnung genommen hat, wird es die Seele des Kindes ganz zu durchſchauen vermögen. Ein Menſch, der nur die erträumte platoniſche Liebe kennt, wird keine Liebe zu erwecken vermögen, und eine Frau, in deren Herzen nicht der Quell der Mutterliebe ſtrömt, wird einer Kindesſeele wie einem verſchloſſenen Schatze gegenüber ſtehen. Es drängt ſie zwar beſtändig dahin, ſie ſteht mit verhaltenem Athem davor und ſieht es daraus geheimnißvoll leuchten und funkeln, aber der Schlüſſel fehlt ihr, der das Wunderbare erſchließt und ihr die ganze reiche Pracht enthüllt. Man betrachte nur, wie eine Mutter ihr Kind umarmt und an ſich drückt, und wie eine Frau, die keine Mutter iſt, die Kinder umfängt. Alles, was in der Mutter lebt, ſtrömt gleichſam in die Kindesſeele über, dort aber ſtellt ſich

immer etwas Fremdes, Kaltes zwiſchen Herz und Herz. Die Kinder in ihrer reinen, unverfälſchten Empfindung haben den beſten Gradmeſſer der Liebe in ihrer Bruſt. Es zieht ſie zu Menſchen mit warmen Herzen und läßt ſie ſcheu zu Leuten emporſchauen, deren Herz den Sonnenſchein der Liebe entbehrt.

* * *

Es iſt nur zu natürlich, daß Leute, welche Kinder haben, auch jünger bleiben, als ſolche, deren Augenmerk nicht beſtändig auf die Kleinen gerichtet wird. Tagtäglich, ja jeden Augenblick werden ſie an ihre eigene Jugend erinnert, und wenn ſie es nur recht verſtehen, werden ſie mit ihren Kindern eine zweite Jugend erleben, ſchöner und reicher faſt, als ihre eigene geweſen iſt.

Und um Kinder zu verſtehen, und um Kinder zu erziehen, muß man die Empfindungen des Kindes theilen können. Man muß ihren Einfällen und wunderlichen Regungen nicht fremd und kalt gegenüberſtehen, ſondern der Phantaſie des Kindes zu folgen vermögen. Nichts wird ein Kind mehr erſchrecken und einſchüchtern, als wenn man auf ſeine wunderlichen Plaudereien, in denen Wahres und Falſches ſich zu einem bunten Spielzeug der ewig lebendigen Phantaſie geſtaltet, in lehrhafter doktrinärer Weiſe antwortet, es gewiſſermaßen aus ſeiner glücklichen bilderreichen Welt in eine fremde, ihm unverſtändliche Welt zu ſtellen verſucht. In ſeiner Sprache muß man zu antworten vermögen, ihm kaum merkbar das Falſche vom Wahren trennen, und ein Bild durch ein anderes erſetzen. Was der kleine Verſtand noch nicht begreifen kann, das erfaßt es mit Hülfe ſeiner regen Phantaſie, die in ihrem leichten Fluge Himmel und Erde durchdringt.

Das amerikaniſche Kind iſt mit derſelben Phantaſie ausgeſtattet wie jedes andere Kind. Die Phantaſie iſt gewiſſermaßen das Fühlhorn eines Kindes, mit dem es ſich den Weg in die ihm fremde Welt zu ſuchen beſtrebt iſt. Sie iſt es, die alles Todte ringsum mit Leben erfüllt und dem Kinde aus dem einfachſten Gegenſtande das koſtbarſte Spielzeug zu geſtalten vermag. Sie iſt die Welt des Kindes.

Und dieſe Welt wird dem amerikaniſchen Kinde nur zu ſchnell entvölkert. Statt ſie mit neuen Bildern und neuen Geſtalten zu füllen, wird ſie grauſam vernichtet und zerſtört, und die Flügel der kindlichen Seele werden, kaum entfaltet, mit der ſcharfen Scheere des kühlen Verſtandes, und der praktiſchen Belehrung, bis zu den Wurzeln faſt beſchnitten. Die Märchenwelt iſt dem amerikaniſchen Kinde beinahe eine fremde, oder doch ſo ſehr mit praktiſchen Beziehungen auf das tägliche Leben untermiſcht, daß das ſpecifiſch „Kindliche“ im Kinde nur zu ſchnell aus ihm herausgetrieben wird und das „Altkluge“ das Uebergewicht erhält. Es giebt aber nichts Traurigeres oder Wehmüthigeres, als „altkluge“ Kinder, denn ſie ſind eben keine Kinder mehr, ſondern kleine Große. Geſpreizte, wichtigthuende kleine Weſen, die keine Heimath haben. Aus der ſonnigen heitern Kindeswelt vertrieben, frühzeitig in die Welt der Großen geſtoßen, die ſie noch nicht voll begreifen und verſtehen können.

Das deutſche Kind fühlt ſich in der Märchenwelt völlig zu Hauſe. Rothkäppchen nimmt es zuerſt an die Hand und führt es in den deutſchen Wald, in dem die Vögel zwitſchern, das Häschen mit den langen Ohren weilt und der böſe Wolf auf Beute lauert. Dann folgen andere Heldinnen und

Helden der deutschen Märchen, die in das buntschillernde Gewand der Phantasie und Träumerei gekleidet, dennoch viel Gutes und Lehrreiches zu erzählen wissen, und das Kind, ohne daß es erst klar und deutlich ausgesprochen wird, auf den rechten Weg zu leiten vermögen. Vor Allem wird ihm das Eine tief in das kleine Herz gesenkt, die Freude an der Welt und an dem Leben. Wenn später dann auch die rauhe Wirklichkeit die luftigen heiteren Gebilde hinwegfegt, und das nackte Leben mit seinen ernsten täglichen Forderungen an es herantritt, ganz läßt sich diese reiche Welt der Phantasie nicht vertreiben. Ein Abglanz davon wird in der Seele dennoch hängen bleiben und die trübe Wirklichkeit mit einem goldigen Schimmer verklären. Der Mensch, der eine reiche Kindheit hinter sich hat, wird sich für das spätere Leben auch Ideale bewahrt haben, die ihn das schwerste Loos und die nüchternste Gegenwart leichter ertragen lassen werden.

* * *

Dem amerikanischen Kinde wird das praktische Leben zu früh vor Augen geführt. Noch ehe der kleine Mensch Zeit gefunden hat, sich nur einigermaßen mit der fremden Welt ringsum bekannt zu machen, werden ihm Ohren und Augen weit geöffnet und Alles auf seinen bestimmten Werth hin festgenagelt. Wo es irgend angeht, wird dieser in die Landesmünze umgeprägt. Ehe er noch das Leben in seiner tausendfältigen Gestalt auch nur halbwegs begreift, wird ihm die Macht des Geldes als das Höchste hingestellt. Und vor dem gleißenden kalten Metall ziehen sich die Ideale scheu zurück und auch die Phantasie sinkt flügellahm zu Boden. Das Geld wird ihm Jahre und Jahre zu früh in die Hand

gedrückt. Er macht sich dadurch mit dem Gedanken vertraut, daß dieses kleine runde Stück das Höchste in der Welt ist, nach dessen Besitz er zu ringen habe. Die Hetzjagd nach Geld wird künstlich anerzogen. Die Eltern belohnen die Kinder durch ein Geldstück, guten Freunden des Hauses wird die Sparbüchse gezeigt, und wenn sie diesen Wink nicht verstehen, so schallt ihnen wohl gar ein „give me a cent“ entgegen.

Wenn die Eltern für ihre Kinder sparen wollen, so können sie es thun, ohne daß die Kinder ihr ganzes Herz daran hängen. Eine Belohnung wird weit wirksamer sein, wenn sie in einem freundlichen Wort, einer Belobigung, einem Spielzeug oder einem Buche besteht. Das wird das Kindesherz weit inniger an die Eltern fesseln, als wenn man ihnen einen „Cent“ oder einen „Nickel“ in die kleinen Hände legt.

Den Werth des Geldes lernt der Mensch früh genug kennen, wenn er in's ernste Leben als ein Kämpfer um das Dasein tritt. Er wird seinen Erziehern aber von ganzem Herzen dankbar sein, wenn sie ihm auch eine ideale Welt erhalten haben, die mit keinen Schätzen der Welt für den mehr zu erwerben ist, der sie einmal verloren hat. Der Besitz des Geldes ist ungewiß und kann jeden Augenblick verloren gehen, der Besitz der idealen Güter aber reicht aus, um uns bis zur letzten Lebensstunde mit Trost und Hoffnung zu erquicken.

Die meisten Eltern scheinen sich gar nicht darüber klar zu sein, wann sie mit der Erziehung der Kinder beginnen sollen. Sie haben die vage Idee, daß damit immer noch Zeit ist, wenn das junge Reis höher emporgeschossen ist

und ſich bereits mit einigen ſtärkeren Wurzeln an das Erdreich feſtgeklammert hat. Es kommt ihnen lieblos und herzlos vor, die winzigen hülfloſen Geſchöpfe, die ſelbſt in ihren kleinen Unarten noch immer ſo anmuthig und reizend ſind, etwas ſtärker anzufaſſen und den ſchmieg- und biegſamen Stamm, der gar zu gerne das Beſtreben hat, ſich der Erde zuzuneigen, mit ſanftem Druck emporzurichten. Und wahrlich, wer je aufmerkſam beobachtet hat, wie ein fröhliches Kindergeſicht ſich in ein ſchmerzverzogenes verwandelte, wer den traurigen Blick aus den großen unſchuldigen Kinderaugen aufgefangen oder gar eine Kinderthräne langſam über die roſigen Bäckchen hat rollen ſehen, der wird nur mit ſchwerem Herzen einen rauhen Klang in ſeiner Stimme finden, um die kleinen Thunichtgute zurechtzuweiſen, oder gar die Hand erheben, um durch einen heilſamen Klaps einen beſonderen Nachdruck auf eine Belehrung oder Mahnung zu legen. Es giebt gewiß nichts Schmerzlicheres für eine Mutter oder einen Vater, als ihr geliebtes Kind zu ſtrafen. Der ſchmollende kleine Geſelle, der mit vorgeſchobener Unterlippe und niedergeſchlagenen Augen daſteht, und mit den kleinen Fingern unruhig hin- und herneſtelt, der ſcheue vorwurfsvolle Blick, der hier und da die Mama trifft, welche ſoeben eine berechtigte Lection ertheilt hat, vermögen wohl etwas wie Reue in dem Herzen der Mutter aufſteigen zu laſſen. Ihr Blick, der eben noch ſo ernſt, ſtrahlt die wärmſte Liebe aus, die Hand, die eben erſt den kleinen Unart zurückgewieſen, zuckt in allen Gliedern, um ihn an ſich zu reißen, und der Mund, der eben erſt ſo harte Worte geſprochen, möchte jetzt den Kleinen mit Küſſen faſt erſticken. So ſitzt ſie da, die Hände in den Schooß gefaltet, die Augen voller Liebe auf

den halbabgewandten Schelm gerichtet. Und vor dieſem Strahl der Liebe ſchmilzt ſein kleines Herz. Es zuckt in ſeinem lieben Geſichtchen auf wie ein verſtohlenes Lachen, aber noch wehrt er ſich ein wenig; das Köpfchen ſenkt ſich ſchnell, als wäre er auf einer neuen Unart ertappt. Doch ſchon blickt er wieder auf, forſchend, ſpähend, wie der Landmann, der nach andauerndem Regen nach der Sonne ausſchaut, und plötzlich macht er Kehrt, breitet die kleinen runden Aermchen aus, und wirft ſich übermüthig lachend an das Herz der Mutter. Der Kleine hat kapitulirt und der Friede iſt geſchloſſen. Nun ſchenkt er auch willig den Bitten der lieben Mama Gehör, die kleine weiche Hand fährt ſchmeichelnd über das Antlitz der Mutter und er wiederholt dabei das nur zu ſchnell vergeſſene Verſprechen: „Ich werd's nicht wieder thun!“

* * *

Gewiß iſt es mit dem Strafen der Kinder ein eigen Ding, und nirgends iſt wohl Beſchränkung und Nachſicht mehr geboten, wie gerade hier. Die kleine junge Pflanze, die neugierig ihr liebliches Köpfchen aus dem Erdboden hervorſteckt und die wunderſame Welt verwundert anſchaut, braucht mehr Licht als Regen, um zur Sonne emporzuwachſen. Heftiger Regenſchauer oder rauher Sturmwind macht ſie bis zur Wurzel erzittern, und erſchüttert ein gedeihliches Wachsthum vielleicht ganz, und wenn gar ein Reif ſich auf die zarten Ranken niederſenkt, ſo kann wohl der Lebensſaft erſtarren und die Blüthen, welche ſolch' eine früh verkümmerte Pflanze treibt, werden armſelig und troſtlos ſein, oder ſie bleiben auch wohl ganz aus. So iſt es auch mit dem Kinde. Im Sonnenſchein der Liebe muß es aufwachſen. Dann nur

werden all' die herrlichen Blüthen, welche in der Kindesseele schlummern, an's Tageslicht treiben, und die Eltern, welche mit wachsamem Auge ihr Kind beobachten, werden täglich neue Blüthenansätze entdecken. Der Duft, der daraus strömt, wird sie berauschen.

Es giebt aber wohl nichts Schrecklicheres, als wenn sich die Eltern eines Tages sagen müssen, sie haben die Liebe ihres Kindes verloren, und haben für ihr beständiges Schuriegeln und Schelten, ihr ewiges Ermahnen und Strafen den Sinn des Kindes verhärtet und störrisch gemacht, oder die Furcht in dem kleinen liebebedürftigen Herzen eingepflanzt. Gerade das, was sie bezweckten, ein gutes mustergültiges Kind zu erziehen, ist nicht erreicht. Das Kind lehnt sich gegen eine rauhe Behandlung naturgemäß auf, und wird verstockt. Das herzliche unbedingte Vertrauen in die Liebe der Eltern wird erschüttert. Sie ziehen sich scheu in sich selbst zurück und verbergen ihre Wünsche und Neigungen. Das, was ihre kleine Seele bewegt, bleibt oft unausgesprochen, aus Furcht, daß sie kein Verständniß dafür finden. Die ewige Frageluſt, die nur strenge Eltern ungeduldig machen kann, wird unterdrückt und der kleine Grübler sucht sich selbst eine Antwort auf tausend auf ihn eindringende Erscheinungen zu geben, und die wird nur zu oft eine verkehrte und falsche sein. Es fürchtet nichts mehr als eine schroffe Abweisung, und doch hat das Kind ein heiliges Recht zu fragen. Und von den Eltern verlangt es zuerst eine Antwort.

Es heißt also zunächst Geduld haben mit dem Kinde. Das ist eine Tugend, die geübt sein will, um in Fleisch und Blut überzugehen. Man wird oft genug das rauhe Wort,

das ſchon auf der Zunge ſitzt, um ſcharf und ziſchend hervorzubrechen, zurückhalten, oft genug die zuckende Hand, die zu einem Schlage ausholt, zurückziehen müſſen, ehe die gütige Geduld von uns ganz Beſitz ergriffen haben wird. Dann aber wird man die überraſchende Wahrnehmung machen, daß das Kind auch durch Güte und freundliche Ermahnung zu lenken iſt. Und fährt dann einmal nach einer langen Reihe von ſonnigen Tagen das grollende Gewitter väterlichen Zornes auf den kleinen Miſſethäter herab, und ſchlägt ſogar der Blitz in ſein ſchuldbeladenes Gewiſſen in Form einer gelinden Züchtigung hernieder, dann wird die Wirkung eine um ſo größere und nachhaltigere ſein. Giebt man aber ſeinen Unwillen oder auch ſeinen Zorn tagtäglich in kleinen bitteren Pillen aus, ſo wird der Geſchmack des Kindes ſehr bald abgeſtumpft ſein, und es wird das beſtändige elterliche Strafgericht beinahe für ein nothwendiges Uebel anſehen, mit dem man ſich auf beſte Weiſe abzufinden hat. Was thut's, wenn das Kind ſechsmal des Tages gewaſchen werden muß, oder das „ſchöne, reine" Kleidchen nach dem Spaziergang im Parke oder nach dem Aufenthalte im Hofe befleckt und grau geworden iſt? Was thut's, wenn der kleine Wildfang in ſeinen erſten Höschen bei einem kühnen Verſuch über den nächſten Zaun zu klettern, ein Eckloch geriſſen hat, was thut's, wenn er bei einem Wettlauf mit Nachbars Peter geſtolpert iſt und eine Beule davongetragen hat? Was thut's, wenn er ſein helles Stimmchen einmal überlaut erhebt und die kleinen Lungen über Gebühr anſtrengt? Was thut's, wenn er Circus ſpielen will und beim Purzelbaum kopfüber ſchlägt?

Nichts — rein gar nichts! Das sind alles Dinge, die keines strafenden Wortes bedürfen, höchstens eine liebevolle freundliche Zurechtweisung — ja kaum diese einmal, denn es liegt leicht die Gefahr dabei, daß man die Kleinen, an denen fortwährend herumgedrechselt wird, zu unleidlichen Pedanten heranbildet. Die Freiheit, von der die Erwachsenen so viel zu sprechen wissen, und die noch immer mehr in unseren Träumen spukt, als daß wir sie wirklich durchleben, gönne man sie doch den Kleinen. Nur zu bald ist der Traum der Kindheit verrauscht, und „in das Leben treten", heißt ja eigentlich die köstlichen Freiheiten der Kindheit verlieren, ohne etwas besseres dafür einzutauschen.

Ertappt man das Kind aber bei Capitalverbrechen, vor allem aber bei dem ersten aller Capitalverbrechen, der Lüge, so darf allerdings die Strafe nicht ausbleiben. Aber selbst da sollte die Strafe eine solche sein, daß sie mehr auf das Herz als auf den Körper des kleinen Missethäters Eindruck macht. Immer, selbst beim Strafen muß etwas von der unendlichen Liebe, welche die Eltern für ihr Kind empfinden, durchblicken, denn nur dann allein, wird auch die Liebe des Kindes keinen Riß erhalten. Das Kind hat ein unendlich feines Gefühl für Gerechtigkeit. Sein Herz gleicht einer Goldwage, deren Zunge bei dem leisesten Uebergewicht nach einer Seite hin zu spielen beginnt. Es wird nur eine Strafe ohne Gefahr für sein weiches Herz ertragen, die gerecht ertheilt worden ist. Nur die Hand, die es liebevoll und gerecht gestraft hat, wird es wieder küssen. Geduld und Gerechtigkeit! Das sind zwei große Tugenden. Vereint mit der Liebe werden sie die herrlichsten Resultate bei der Erziehung des Kindes erzielen.

Je mehr sich der kleine Kerl in einen regelrechten Jungen verwandelt, je mehr es ihn aus den engen Räumen des Hauses in's Freie lockt, desto ernster tritt die Frage an die Eltern heran: „was nun?" Beim Anblick des lieben Kindes, das noch ganz ihnen gehört, das aber doch schon die ihm gezogenen Grenzen selbstständig zu erweitern trachtet, beschleicht sie etwas wie Wehmuth. Sie fühlen, daß auch ihrer Macht und ihrer Liebe ein Ziel gesetzt werden wird. Andere Elemente, und nicht immer die besten, reinsten, werden sich zwischen sie und ihr wohl behütetes Kind drängen, und fremde Einflüsse, so gerne man vor ihnen auch Thüre und Fenster verschließen möchte, werden sich dennoch auf tausend Schleichwegen in das Herz des Kindes zu stehlen wissen. Da erst beginnt die Zeit der Abwehr, der Kampf mit der Außenwelt, die man dem Kinde absperren möchte und doch offen halten muß. Denn schließlich ist sie ja das große Wasser, in dem der kleine Mensch schwimmen lernen soll, damit er nicht später elendiglich, matt und kraftlos auf den Boden niedersinkt. Das ist die Zeit, in der sich die Eifersucht der Elternliebe zu regen beginnt, auf jeden neuen Spielkameraden, der den kleinen Wildfang in eine neue Thorheit einweiht, und ein ausgelassenes Lachen auf seine fröhlichen Züge hervorzuzaubern vermag, auf jeden Freund des Hauses, der ein neues Begehren in der jungen Seele des Kindes zu erregen weiß. Es liegt etwas Selbstsüchtiges in dieser Liebe, und doch fließt sie aus der reinsten Quelle. Man möchte das Kind ganz glücklich erhalten! Man möchte es vor Allem bewahren, was störend in die reine Harmonie seiner unschuldigen Seele eingreifen könnte! Als ob man das vermöchte! Früher oder später entwindet sich das kleine

Menſchenkind doch der elterlichen Fürſorge und ſucht das Glück auf eigener Bahn zu erhaſchen. Die Eltern können nichts, als ihrem Kinde den richtigen Weg dazu weiſen und es ſo ausrüſten, daß es den tauſend Gefahren, die auf der großen öffentlichen Landſtraße des Lebens auf Jeden lauern, dreiſt in's Auge ſieht und ſie wacker bekämpft. Wenn der Knabe von ſeiner Kindheit Abſchied nimmt, ſo glänzen ſeine heiteren Augen hoffnungsvoll und er ſchaut in das buntſchimmernde Leben, als hätten ſich ihm die Zauberpforten des Paradieſes geöffnet. Die Eltern aber ſtehen dabei, die Hände innig verſchlungen, mit feuchten Augen und ſchwerem Herzen. Und wenn ſie den kleinen Wanderer rüſtig ausſchreiten ſehen, ſo flehen ſie den reichſten Segen auf ſein lockiges Haupt herab.

* * *

Die Straße iſt der Verderb der Jugend. Was aber thun die Eltern, deren Wohnung beſchränkt iſt und an welche kein Hof oder kein Garten ſtößt? Der Kleine will hinaus, die Zimmerluft beengt ihn, die vier Wände bedrücken ihn. Mit ſehnſüchtigem Verlangen ſteht er am Fenſter und ſchaut auf die Straße hinab und verfolgt mit aufmerkſamſtem Intereſſe, wie ſich zwei Buben balgen oder in wildem Spiele herumjagen. Er möchte unter ihnen ſein. Er möchte auch einmal die kleinen Fäuſte gebrauchen und zum Schlage ausholen, er möchte auch einmal ein Bube ſein. Der Blick, den er dann und wann vom Fenſter weg auf die Eltern wirft, er ſpricht von weiter nichts als von dieſem heimlichen Verlangen. Endlich faßt er ſich ein Herz und ſtammelt die Bitte heraus, dann legt er ſich auf's Schmeicheln, und kaum iſt die Bitte gewährt, ſo ergreift er auch ſchon ſein

Mützchen, und in jubelndem Eifer eilt er auf die Straße. Hei, wie er da herumſpringt und herumtobt! Wie die Bäckchen ſich röthen und die goldblonden Locken fliegen! Er fühlt ſich als ein Junge, als „einer" von den Jungens, die er ſo oft heimlich beneidet hat, und er will den lieben Eltern, die ſein Spiel vom Fenſter aus verfolgen, einmal zeigen, was er eigentlich für ein Burſche iſt. Was thut's, wenn Nachbars Peter auch einmal etwas derb zugreift und ihn ordentlich durchſchüttelt, er will nicht feige ſein! Er beginnt ſich vor ſeinen eigenen Thränen zu ſchämen, und der Ehrgeiz, es den Anderen zuvorzuthun, beginnt zu erwachen. Das iſt der erſte Kampf um's Daſein. Die erſte Kraftprobe, wer ſchließlich „oben" bleiben wird. Und aus kleinen Fäuſtchen werden mit den Jahren große Fäuſte.

Die Gefahr der Straße kann von verſtändigen Eltern ſo eingedämmt werden, daß ſie auf ein ſehr geringes Maaß beſchränkt bleibt und den Erziehungsgang des Kindes nicht nachhaltig ſchädigt. Selbſtverſtändlich ſollte man das Kind nur zu gewiſſen Zeiten zum Spiele aus dem Hauſe laſſen und auch dann daſſelbe überwachen. Das Kind muß immer wie an geheimen Fäden mit dem Elternhauſe verbunden bleiben, und bei irgendwelchen Ausſchreitungen müſſen dieſe Fäden ſich in feſte Bänder verwandeln, an denen man den kleinen Thunichtgut in die vier Wände zurücklenken kann. Das Kind muß wohl empfinden, daß man ihm hier und da eine größere Freiheit geſtattet, aber es muß auch gleichzeitig fühlen, daß ihm das wachſame Auge der Eltern beſtändig folgt. Es iſt unmöglich, hier die Grenzen der Freiheit abzuſtecken, das muß der Verſtand des Vaters und das Herz der Mutter beſtimmen. Sie werden nur zu bald wiſſen,

wann eine Verwilderung des kleinen Schlingels eintritt, und darnach ihre Vorkehrungsmaßregeln treffen.

Am sorgfältigsten aber sollte man in der Auswahl der Gespielen für das Kind sein. Wie herrlich wäre es, wenn man durch ein Mikroskop in die Seele der Kinder schauen könnte, die sich an unseren Liebling herandrängen. Dann könnte man am leichtesten die räudigen Schafe von der Heerde sondern. Man glaubt nicht, wie weit der Einfluß des Kindes auf ein anderes Kind reicht. Der Nachahmungstrieb treibt hier gerade seine saftigsten Blüthen. Wie oft klingt uns nicht die de- und wehmüthige Entschuldigung unseres kleinen Gescholtenen entgegen: „Ja, aber der Peter macht's doch gerade so, Mama!“ — Der Peter, und immer der Peter! Diese kleine unnütze Range, die kaum ein Jahr älter ist, als unser Wildfang, wird zur unantastbaren Autorität erhoben! Unser Elternstolz erleidet da eine empfindliche Züchtigung!

* * *

Wie aber soll man solche Eltern benennen, die ohne die leisesten Gewissensbisse zu empfinden, ohne auch nur einen leichten Kampf in ihrer Seele durchzufechten, die Straße als den regelrechten Spielplatz ihrer Kinder ansehen? Die ihren Kindern die Thür des Elternhauses weit öffnen und sie in das Gewühl hinausstürmen lassen, in dem das Schlechte und Gemeine obenauf schwimmt? Die, ohne die geringsten Skrupel zu verspüren, ihre Kinder mit allen Rangen, welche die Straße als ihre Heimath betrachten, verkehren und so gewissermaßen das Gift in alle Poren dieses empfänglichen kleinen Geschöpfes eindringen lassen? Ob sie sich wohl jemals ihres Verbrechens klar geworden sind? Ob sie sich wohl

jemals der Verantwortung bewußt geworden ſind, welche ſie durch den Beſitz des Kindes auf ſich genommen haben? Sie glauben gewiß, daß ihre Pflichten aufhören, wenn ſie dem Kinde Speiſe, Trank, Kleidung und ein Bett zum Schlafen geben! Daß ſie Alles gethan haben, wenn ſie es in ſeiner leiblichen Krankheit pflegen. Daß in dem Kinde eine Seele lebt, die noch einer weit ängſtlicheren Fürſorge bedarf, daß das Herz des Kindes gehegt und gepflegt, daß das Gemüth des Kindes erzogen werden muß, ja das kümmert ſie weiter nicht! Das überlaſſen ſie dem Zufall! Wird das Kind trotz ſeiner vernachläſſigten Erziehung ein guter Menſch, ſo haben die Eltern daran wahrlich keinen Verdienſt, wird das Kind aber verdorben und geht im Leben ſchließlich an ſeinen Fehlern zu Grunde, ſo fällt die volle Verantwortung dafür den Eltern zur Laſt! Und das iſt eine Laſt, die ſchwerer wie der Grabſtein drückt.

* * *

Die meiſten Eltern, die ſich den kleinen Schlingel über den Kopf haben wachſen laſſen und bei Zeiten verſäumt haben die allzu üppigen Reiſer zu beſchneiden, tröſten ſich mit dem Gedanken, daß er ja nun bald zur Schule geſchickt werden wird. Der „Herr Lehrer“ nimmt in ihren Augen gewiſſermaßen die Geſtalt eines Mannes an, der vom Staate dafür beſoldet wird, nicht nur dem Kinde eine Menge Wiſſen beizubringen, ſondern es auch wieder „zurecht zu erziehen“ und eine böſe Range in ein gutes Kind wieder umzuformen. Denn gut wird jedes Kind geboren. Sie legen alſo mit leichtem Herzen ihre ganze Verantwortlichkeit auf die Schultern des Lehrers, und ſtellen ſich wohl noch gar empört, wenn die erwarteten Wunderreſultate ſich nicht zeigen wollen. Es

iſt das die bequemſte Art, mit ſeinem Gewiſſen in's Reine zu kommen und die kleinen Anklagen im Herzen zur endgültigen Ruhe zu bringen. Sie degradiren ſich zu dem Werthe einer Null herab. Daß aber die Schule nur ſegensreich wirken kann, wenn das Haus vorgearbeitet hat, das begreifen ſie nicht! Ja, ja, man kann nicht darüber hinaus, erſt muß das Haus beginnen, dann erſt wird die Schule mit ihrem ſegensreichen Erziehungswerke folgen.

Iſt die Erziehung der Kinder in Amerika an und für ſich ſchon ſchwierig, ſo iſt ſie für die hieſigen Deutſchen eine doppelt ſchwere.

Der Anglo-Amerikaner giebt ſeinem Kinde eine amerikaniſche Erziehung, die Erziehung des Landes, und wird, da er mit Leib und Seele in ſeinem Heimathsboden wurzelt, dabei von keinerlei Skrupeln geplagt werden. Er iſt hier erzogen worden und zu Anſehen gekommen, warum ſollte daſſelbe nicht mit ſeinem Kinde der Fall werden? Sein ſcharf ausgeprägtes Nationalgefühl, das ſtolze Bewußtſein ein Mitbürger der großen Republik zu ſein, macht ihn außerdem blind für die großen Schattenſeiten der hieſigen Erziehung und was ein Deutſcher mit Kopfſchütteln betrachtet, die ſchnelle Reife der hieſigen Jugend, das gerade erfüllt ihn mit der höchſten Befriedigung. Er überſieht dabei leider ganz, daß dieſer frühen Reife ein baldiger Stillſtand folgt. Kaum ſind die Kinderſchuhe ausgetreten, und der junge Mann beginnt praktiſch im Leben ſich umzuſchauen, ſo hört auch die geiſtige Fortbildung auf, und der Gelderwerb tritt einzig und allein an dieſe Stelle. Daher kommt es, daß die jungen Amerikaner weit mehr, als die Jugend irgend eines anderen Landes, die gleiche Durchſchnittsbildung

beſitzen, eine Bildung, die noch dazu eine ſehr unvollkommene iſt, und die einzelnen Fächer nur gerade geſtreift hat. Die Schule wird von ihnen nicht als die Vorſchule für das ſpätere Leben angeſehen, welche ihnen nur die Wege angedeutet hat, wie ſie ſich ſpäter ſelbſtſtändig auf allen Gebieten des Wiſſens forthelfen können, ſondern als Schlußſtein ihrer Erziehung. Daher kommt es, daß ſie unendlich oberflächlich ſind, oft ganz kindliche Urtheile fällen und kaum fähig ſind, ein ernſtes Geſpräch auch nur zehn Minuten lang durchzuführen. Ihre halben Begriffe tänzeln und huſchen über Alles hinweg und haben nicht die Fähigkeit in irgend einen Gegenſtand tiefer einzudringen. Der Erwerbstrieb läßt ihnen keine Zeit, ſich mit einem wiſſenſchaftlichen Gegenſtande zu beſchäftigen, und ihn gründlich zu durchdenken. Ein Schlagwort, das ſie aus den Spalten der Zeitung, ihrer faſt einzigen Lektüre, herausgefiſcht haben, deckt ihren ganzen Bedarf nach Begründung einer Sache, und ſtatt ſelbſtſtändige Urtheile zu fällen, werden ſie gedankenloſe Nachſchwätzer ihres Leiborgans. Das Einzige, was ſie lebhafter intereſſirt, und eine warme, ja wohl gar hitzige Debatte zuläßt, iſt die leidige Politik. Natürlich die Politik, wie man ſie hier zu Lande verſteht, eine „Wardpolitik“, die auf Ergatterung fetter Poſten und gutbezahlter Aemter hinausläuft. Die hohe Politik, die mit der Diplomatie eng verſchwiſtert iſt, und ſich hoch über das Tagesgeſchwätz und die niederen Leidenſchaften der Menſchen erhebt, dieſe Politik, die das Glück des ganzen Volkes höher achtet, als die Verſorgung eines raffinirten Beutelſchneiders, iſt ihnen faſt völlig fremd. Mit unglaublicher Naivität haben ſie ſich in dem Glauben verrannt, daß ihre Regierung die beſte der Welt ſei, und mit kindlicher

Renommirerei kanzeln ſie die europäiſchen Regierungen herunter, als ob im Weißen Hauſe zu Waſhington die alleinige Staatsweisheit zu ſuchen ſei. Man könnte über dieſen verkehrten und unheilvollen Nationalſtolz lächeln, wenn er ſich nicht ſo tauſendfach in dummerjungenhafter, täppiſcher und alberner Weiſe äußern würde. Dieſe politiſche Selbſtüberhebung und Arroganz geht natürlich Hand in Hand mit der Geringſchätzung anderer Nationen. Es iſt das ja nur eine unausbleibliche Folge. Und dieſe Geringſchätzung wird ſich um ſo gehäſſiger äußern, je mehr ſich der Neid auf die Fähigkeiten der anderen Nationen dazugeſellt. Man kann die Augen ja nicht immer verſchließen, man muß doch endlich einſehen, daß die Europäer weit gründlicher an ihrer eigenen Erziehung arbeiten, daß ſie neben dem Broderwerb auch noch andere, ideale Güter pflegen, und daß ſie jeden Gegenſtand mit rühmlichem Eifer aufgreifen und nicht ruhen, als bis ſie ihn gründlich verarbeitet und verdaut haben.

Daß ſie vor Allem produktiver ſind. Das eben ſtachelt die Geringſchätzung am meiſten, daß man doch immer nach den geiſtigen Produkten anderer Nationen langen muß, wenn man ſich wahrhaft erheben oder vergnügen will, daß der geiſtige Markt des eigenen Landes noch immer nicht ohne die fremde vornehme Waare fertig werden kann. Man ſchämt ſich faſt innerlich, aber man fühlt auch die eigene Ohnmacht. Und allein aus dieſen widerſtrebenden mißbehaglichen Gefühlen iſt es vielleicht herzuleiten, daß man ſich ſelbſt zu täuſchen verſucht, wenn man fremde geiſtige Waare unter falſcher Flagge einzuſchmuggeln ſucht. Das Schlimmſte aber iſt, daß man hier zu Lande immer ſchon Früchte ſammeln will, wo man keine Bäume gepflanzt hat,

und daß man verſucht Häuſer zu bauen, und mit der Errichtung der Thurmſpitze beginnen will. Natürlich, man hat ja Jahrzehnte lang unaufhörlich in die Welt hinausgeſchrieen, daß hier das Beſte, Schönſte und Großartigſte wächſt und gedeiht, daß man jetzt kaum noch zurück kann, ohne ſich ſelbſt auf Schritt und Tritt die ſchallendſten Ohrfeigen zu geben. Und ſich mit dieſen wenig ſchmackhaften Früchten zu traktiren, das liegt nicht im Geſchmacke eines überſtolzen Geſellen. Da iſt es immer noch beſſer, Schein auf Schein zu häufen, bombaſtiſche Ueberhebung auf bombaſtiſche Ueberhebung zu ſetzen und alle Zweifel, alle nagenden Selbſtanklagen mit voller Bruſtſtimme zu überdonnern. Bis der Krach kommt! Einmal muß ein Gebäude, das auf Flugſand gebaut iſt, doch einſtürzen. Und je höher, lug- und trughafter es aufgeführt worden iſt, um ſo ſchrecklicher wird ſein Fall ſein. Aber dieſer Fall wird für die Nachbauenden immer noch ein unendliches Glück ſein. Dann erſt werden ſie nach den Urſachen dieſes Natureigniſſes forſchen, und ſie werden ſich vor die Stirne ſchlagen und mit Fingern auf den Flugſand zeigen. Es wird in ihrem nationalſtolzen Gehirn fürchterlich zu dämmern beginnen. Die großen Worte von ihrer Unübertrefflichkeit, Unerreichtheit und Ueberlegenheit werden ſie in ihrer entſetzlichen Hohlheit angrinſen wie böſe Geiſter aus dem Höllenpfuhl. Sie werden wirkliche Scham verſpüren. Der große breite Mund, der ſich beſtändig zu den Worten öffnet „we are the . . . .“ wird ſich ſchaudernd ſchließen und den Reſt verſchlucken. Er wird verſtummen. Und kleinlaut wird man ſich an die Ausmauerung des Grundes machen und feſte Marmorblöcke in die Erde ſenken.

Doch was hat das alles mit unſeren Kindern zu thun? Oh, gewaltig viel, man denke nur ein wenig nach und die Verbindung wird ſich von ſelber finden.

* * *

Der in Deutſchland geborene Deutſche ſteht hier zwiſchen Vaterland und Vaterland. Alle ſchönredneriſche Phraſen von dem neuen Vaterlande, wie ſie von allen Gelegenheitsrednern bei politiſchen Verſammlungen und Feſtlichkeiten, beſtändig herausposaunt werden, ſind nur wahr, ſolange ſie vom Verſtande kritiſirt werden. Das Herz revoltirt dagegen. Das Herz, das im Boden des alten Vaterlandes die erſten und deshalb kräftigſten Wurzeln geſchlagen hat, kann nicht wie eine gewöhnliche Pflanze von einem Erdreich in das andere verſetzt werden. Dieſer ſo oft angewandte Vergleich, der immer als Bekräftigung dienen muß, hinkt alſo auch. Das Herz kann ſich wohl blutend von ſeinem natürlichen Boden losreißen, ja ſeine Wunden können auch heilen und vernarben, aber niemals, nie wird das Bewußtſein daraus ſchwinden, daß es bis zum letzten Schlage mit tauſend unſichtbaren Fäden mit dem alten Vaterlande verknüpft geblieben iſt. Sich in die neuen Verhältniſſe ſchicken, bedeutet alſo ſtreng genommen nichts anderes, als das Herz allmählig zur Ruhe bringen und dem Verſtande immer williger das Ohr leihen. Man lullt das Herz mehr und mehr ein und es verſinkt in Schlaf. Man will nicht immer an einen tiefnagenden Schmerz erinnert werden. Man betäubt ſich, und ſtürzt ſich in die neuen Verhältniſſe und gewinnt ihnen allmählich Geſchmack ab. Und das iſt gut ſo. In jedem Deutſchen ſteckt etwas von einem Reformator im Blute. Er wird ſeine Umgebung, vielleicht unbewußt, mit

seinen Anschauungen zu durchsäuern und sich ein Fleckchen Heimath zu erringen suchen. Dieses Bestreben zeigt sich ja in seiner Verallgemeinerung am deutlichsten darin, daß die große amerikanische Republik sich dem Einfluß der Deutschen nicht mehr entziehen kann. Er hat sie vielmehr mit tausend Fangarmen wie ein Polyp bereits umschlungen, und zwingt sie, trotz allen lärmenden Protestes und aller wüthenden Abwehr, den deutschen Geist in sich aufzunehmen. Sie könnte ihn thatsächlich gar nicht mehr entbehren und ohne ihn fertig werden. Der Deutsche hat hier bereits eine hohe Culturarbeit vollzogen, und arbeitet unverdrossen weiter — arbeitet weiter zum größten Heile seines neuen Vaterlandes. Gerade sein stark entwickeltes Heimathsgefühl stachelt ihn unaufhörlich dazu an, sich die neue Heimath zur alten umzugestalten. Daß aber die Liebe für die alte Heimath in ihm erstirbt, je mehr er hier festen Fuß faßt, das ist einfach nicht wahr. Sie mag für lange Zeit hindurch in einen traumhaften Schlaf verfallen, das erste große Ereigniß aber, von dem das deutsche Vaterland heimgesucht wird, sei es freudiger, sei es schmerzlicher Natur, reißt sie aus ihrem Schlummer. Der Verstand muß wieder vor dem Herzen zurücktreten, und dieses jubelt oder weint mit seinen Stammesgenossen. In solchen Augenblicken nationaler Erregung ist das Herz ganz deutsch. Alte halbvergessene heimathliche Erinnerungen sprossen üppig auf und es grünt und blüht darin, wie nie zuvor. Die Sprache, die theure deutsche Sprache, fließt leicht von den Lippen, deutsche Lieder und Gesänge umklingen unser Ohr und innen jubelt eine Stimme lauter und lauter: „Deutschland, Deutschland, über Alles!“ — —

Da kommt die ewig lebendige Zwieſpaltigkeit im Herzen des hier anſäſſigen Deutſchen zum vollen Ausbruch. Und dieſe Zwieſpaltigkeit iſt es, welche dem Deutſchen hier zu Lande die Erziehung ſeiner Kinder ſo unendlich erſchwert. Er iſt wirklich in einer ſchwierigen Lage. Was bei ihm natürlich erſcheint, findet bei ſeinem Kinde nur eine theilweiſe Berechtigung, denn ſein Kind iſt hier geboren, auf amerikaniſchem Boden, und wächſt in dem ſtolzen Bewußtſein auf, ein durch Geburt freier Bürger der großen Republik zu ſein.

Wie nun, ſo fragt ſich der deutſche Vater mit einigem Kopfzerbrechen, ſoll ich mein Kind erziehen? So ganz amerikaniſch? Dagegen ſträubt ſich ſein deutſches Gemüth und die reichen Erfahrungen, welche er durch tägliche Vergleiche der hieſigen mit der deutſchen Erziehung geſammelt hat. So ganz deutſch? Das geht doch auch nicht, denn wie darf er das Kind ſeinem eigenen Heimathland entfremden? Dies iſt doch das Land, in dem es geboren iſt, in dem es erſtarken und in dem es ſpäter ſein eigen Brod erwerben ſoll. Vereinige man alſo die beiden Erziehungsmethoden und gebe dem Kinde von jeder das Beſte. Das aber läßt ſich ſehr ſchnell ſchreiben und noch ſchneller ſprechen, aber es iſt unendlich ſchwer, es durchzuführen. Was iſt das Beſte? Da ſchon thürmen ſich hohe Schwierigkeiten auf und es würde das ſorgſamſte Studium von Seiten eines gewiſſenhaften Vaters erfordern, um für ſein Kind „das Beſte“ auszuleſen. Wo überhaupt hören die Grenzen auf, die das Eine vom Andern ſcheiden? Wann iſt es Zeit einzuſchreiten, um Uebergriffe zurückzuweiſen?

* * *

Der deutſche Vater, der ſeinem Kinde ganz gerecht werden will, hat in der That eine ſchwere Aufgabe vor ſich. Er wird ſich oft ſelbſt bezwingen müſſen, um das Heimathland ſeines Kindes nicht auf Koſten ſeines Heimathlandes herabzuſetzen. Er wird ſich bemühen müſſen, dem erwachenden Dünkel des jungen Republikaners bei Zeiten entgegenzutreten und ihm das ſchöne Bild ſeines Heimathlandes vor die junge Seele zu zaubern. Das Alles darf nicht rauh, verletzend und anmaßend geſchehen! Wie kann man von einem Kinde verlangen, daß es ein Land mehr lieben ſoll, welches es nicht kennt, auf Koſten des Landes, in dem es geboren iſt, alſo ſeines Vaterlandes? Je barſcher und unfreundlicher man alſo über das Vaterland ſeines Kindes ſpricht, je mehr wird ſich das Herz des Kindes gegen das alte Vaterland verhärten. Es iſt eine Sünde gegen das Herz ſeines Kindes, wenn man ihm ſeine Heimath in den Staub herabzieht. Es iſt nicht nur eine Sünde, es iſt ein Verbrechen! Es iſt, als ob man dem Kinde den offenen Verrath gegen ſein Vaterland predigt!

Nein, nein, ſo geht das nicht! Mag man ſelber noch ſo ſehr mit wachſender Sehnſucht nach Oſten ſchauen, und den Blick auf die lachenden Geſtade der alten Heimath gerichtet haben, man wird mit Achtung von ſeiner neuen Heimath denken und ſprechen müſſen, will man bei ſeinem Kinde auch Achtung und Liebe für unſere Heimath erwecken! Man wird die Augen doppelt offen halten müſſen, um das Gute in dieſem Lande herauszufinden, und ſeinem Kinde an's Herz zu legen. Man wird ſich mit der Geſchichte ſeines Adoptivvaterlandes mehr und mehr vertraut machen müſſen, um aus der ſtaunenswerthen Entwickelung deſſelben immer größere

Bewunderung für daſſelbe einzuſaugen und ſie auf ſein Kind zu übertragen. Dann wird das Kind, und nur dann allein, Vertrauen zu uns faſſen, und aufmerkſam lauſchen, wenn wir ihm von unſerer Heimath erzählen. Dann wird die Liebe für das Vaterland des Vaters anfangen ſich zu regen und freundliche Blüthen treiben. Dann wird jene glückliche Verbindung des Amerikanerthums mit dem Deutſchthum ſich vollziehen und trotz der ſcheinbaren Zwieſpaltigkeit ein herrliches Ganze erzeugen. Dann muß ein tüchtiger junger Menſch aus dem Kinde emporwachſen, aus dem Kinde, in dem ſich die Thatkraft und Energie des Amerikaners mit dem deutſchen Gemüth und der deutſchen Gedankentiefe paart.

Die thörichten Eltern aber, welche aus deutſchem Holze geſchnitten ſind, und ihre deutſchen Erinnerungen und Gebräuche ſo ſchnell als möglich zu vergeſſen trachten, und ſich ſogar ſtolz fühlen, wenn ihre Kinder eine ausgeprägte Abneigung gegen alles Deutſche an den Tag legen, dieſe thörichten Eltern verdienen unſer Mitleid. Sie haben ihre Heimath verloren, ohne eine neue erworben zu haben. Ihr Herz, das nicht die Kraft beſaß, das heiligſte, beſte feſtzuhalten, wird auch nicht die Kraft beſitzen, im neuen Vaterlande ganz aufzugehen. Es ſind Leute, über deren Köpfe hinweg man zur Tagesordnung ſchreiten wird, Leute deren Köpfe hohl und deren Herzen ausgebrannt ſind. Leute, welche die Achtung ihrer Landsleute verloren und die Achtung ihrer neuen Mitbürger nicht gewonnen haben! Leute ohne ein Heimathsgefühl! Gott ſchütze uns vor vielen ſolchen Leuten!

Herz und Verſtand.

Bei jedem Manne kommt einmal die Zeit, in der er ſich nach einem eigenen Hausſtande ſehnt. Bei einem früher, bei einem ſpäter. Dieſer ſchreitet nach kaum erreichter Selbſtſtändigkeit, keck und waghalſig in das geheimnißvolle Bereich der Ehe, Jener erſt, nachdem er die Freuden des Junggeſellenſtandes bis zur Neige gekoſtet hat, und nun nach einem ſtillen Hafen der Ruhe ſich ſehnt. Wer von Beiden richtiger gehandelt, iſt ſchwer zu entſcheiden, ganz richtig haben ſie wohl Beide nicht gehandelt. Dem Einen hätte es nicht geſchadet, wenn er ſich noch einige Jahre den Wind um die Ohren hätte ſauſen laſſen, dem Andern würde es in ſeiner Ehe beſſer ergehen, falls er etwas mehr Jugendfriſche und Jugendkraft mit herüber gerettet hätte. Wie bei allen Dingen in der Welt liegt das Richtige auch in dieſer Sache in der Mitte, und es werden naturgemäß diejenigen die glücklichſten Ehepaare werden, welche nicht zu jung und nicht zu alt, nicht zu unerfahren und nicht zu erfahren den Bund fürs Leben ſchließen. Die Liebe wird zwar immer das erſte und letzte Wort bei allen Herzens-Verbindungen ſprechen, aber der Verſtand ſollte doch nicht ganz ausgeſchloſſen bleiben, ſondern bei allen Berathungen in einer ſo ernſten Angelegenheit eine maßgebende Stimme haben. Immerhin aber bleibt eine reine Liebesheirath, ſelbſt wenn ſie unglücklich ausſchlägt, noch immer tauſendmal ehrenvoller, als eine reine Verſtandesheirath, die in kluger kühler Berechnung wie ein Kaufkontrakt in Heller und Pfennig

abgeſchloſſen wird. Dort ſchließen zwei flammende Herzen den Bund, hier verkauft ſich ein Körper an den andern. Jener Bund iſt menſchlich, ſittlich, wenn man will göttlich — dieſer grenzt faſt ans Unſittliche. Dort iſt Alles Empfindung, Seele, Hingebung — hier alles Berechnung, Spekulation, Zahlen. Dort thut das Eine für das Andere Alles aus inniger Herzensneigung, hier nach dem Wortlaut des Kontraktes, an dem ſich deuteln und mäkeln läßt. Bei dieſem Ehepaar giebt es keine „weils" und „darums", Alles geſchieht aus voller Seele heraus, ſpontan, naturgemäß, bei jenen iſt bei jeder Handlung erſt der ganze Denkapparat in Bewegung geſetzt worden, und der kühle Verſtand hat zuvor in allen Ecken und Winkeln herumgeleuchtet und gehörig mit jeder Gefühlsſchwärmerei aufgeräumt. In Kurzem — jene ſind eine Ehe eingegangen — dieſe haben einen Kontrakt geſchloſſen.

* * *

Heutzutage werden mehr Verſtandesehen als Liebesehen geſchloſſen. Das iſt ſo allgemein bekannt, daß es faſt banal klingt, es noch einmal auszuſprechen. Die Ehe iſt zu einer kühlen Spekulation herabgewürdigt worden. Es bleibt faſt nur noch ein Schritt zu thun, nämlich, die Ehen auf der Börſe, wie jedes andere Geſchäft abzuſchließen. Und daß auch das ſchon hier und da geſchehen iſt und geſchieht, auch das iſt ein offenes Geheimniß. Der Fluch des Geldes reicht eben unendlich weit, und überall, wo das Geld regiert, entfliehen die Ideale entſetzt von dannen. Die vielen Scheidungen ſind ja auch nur ein Beweis für die Ueberzahl der Verſtandesehen. Was kühl geſchloſſen worden iſt, wird auch ebenſo kühl gelöſt werden, falls, um mit dem Ehe-

kaufmann zu ſprechen, „die erwarteten Vortheile ausgeblieben ſind“. Der Begriff „Weib“ iſt für ihn lediglich zu einem Zahlenbegriff geworden, und wenn er „unter den Töchtern des Landes“ Umſchau hält, ſo ſieht er nicht eine Schaar liebreizender Geſchöpfe, voll Frauenanmuth und Frauenwürde, ſondern nur eine Anzahl Werthobjekte, die eine größere oder kleinere Summe klingender Münzen repräſentiren. Er ſucht nicht eine Genoſſin für's Leben, mit der er, in treuer Liebe verbunden, Glück und Leid zu theilen gewillt iſt, ſondern er will durch ſeine Ehe ſeine ſociale Lage verbeſſern, und womöglich zu Wohlſtand und Reichthum gelangen. Familienglück, ein von wahrer Liebe durchſonntes Heim, ein ſeliges Genügen an dem, was er ſich durch eigene Kraft für das Weib ſeiner Liebe erſchaffen, — das Alles ſind Dinge, die ſich für einen Dichter eignen, in glatten, rührſamen Verſen beſungen zu werden, nicht aber für einen praktiſch denkenden Menſchen, der an der Schwelle des zwanzigſten Jahrhunderts ſteht. Der äußere Glanz iſt an Stelle des inneren Behagens geſetzt worden, die Großthuerei für beſcheidenes Glück. Man will nach außen hin etwas bedeuten, und trägt ſein häusliches Glück — das einzige wahre Glück des Lebens — zu Grabe. Erſt wenn es rettungslos verloren iſt, und die harten Erdſchollen darauf mit dumpfem Klange herniederfallen, erſt dann kommt die Erkenntniß des Verlorenen. Nicht die Tage des Wohllebens bringen zwei Menſchen nahe an einander, ſondern die Tage der Angſt, des gemeinſamen Schmerzes. Noth, Sorge und Verzweiflung haben mehr Menſchen mit unlösbaren Ketten aneinandergeſchmiedet, als gemeinſame Tage der Luſt. Dort verinnerlicht ſich das ganze Weſen, hier verflacht es ſich. Dort ſtützt ſich

Eines auf das Andere und richtet ſich an der gegenſeitigen Liebe hoffnungsvoll wieder auf, hier verflattert das Herz und Gemüth in nichtigen Dingen, die nur einen Glanz auf die Oberfläche des Lebens werfen. Nur eine Liebe, die an dem Feuer der Entbehrungen gehärtet worden iſt, wird auch die Tage des Glückes ohne Gefahr für Verflachung des Herzens durchkoſten. Wohl der Ehe, der trübe Tage erſpart blieben und die dennoch von echter Liebe durchleuchtet iſt. Das müſſen in Wahrheit treffliche Menſchen ſein, deren Herzen den Kitt des gemeinſamen Schmerzes entbehren und die ſich dennoch nicht im beſtändigen Glücke verlieren.

* * *

Man thäte übrigens unrecht, wollte man Amerika ganz beſonders als das Land bezeichnen, in dem die Verſtandesehe zur dominirenden Stellung gelangt ſei. Es ſieht in dieſer Beziehung in Europa ebenſo böſe aus, wie hier, ja vielleicht noch ſchlimmer. Ohne die unergründlich ſcheinenden Quellen des Reichthums zu beſitzen, wie ſie Amerika zu haben ſich rühmen kann, ſind auch in europäiſchen Ländern die Anſprüche des Einzelnen an das Leben beſtändig im Wachſen begriffen, und der „gemüthvolle" Deutſche ſteht bei dem allgemeinen Tanze um das goldene Kalb durchaus nicht abſeits. Er tanzt ſogar in einer der vorderſten Reihen mit, und zeigt ſich auch beim Zugreifen nach einem niedlichen Goldfiſchchen abſolut nicht blöde. Deutſchland iſt das Land der Repräſentation. Jeder, der irgend eine Stellung einnimmt, muß repräſentiren, und das koſtet Geld. Der Offizier ſowohl als der Beamte ſind ihrer Stellung ſtets „ſo viel ſchuldig", daß es gar nicht zu verwundern iſt, wenn dieſe Herrn ewig in Schulden ſtecken. Ja, es wird den Leuten draußen, die

eine gewisse Stellung erreicht haben — und das dauert oft sehr lange —, zur Pflicht gemacht, zu repräsentiren. Man braucht ja nur an das vom Staate diktirte nachweisbare Heirathsgut der Offiziere zu denken. So etwas aber, zumal wenn es die staatliche Sanction erhalten hat, steckt an, und es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß Deutschland gerade dieser Repräsentationskrankheit wegen so arm geblieben ist, und erst jetzt, nachdem es politisch zu großer Bedeutung gelangt ist, und in Folge dessen auch sein Handel einen ungeahnten Aufschwung genommen hat, allmählich einen gewissen Reichthum erringt. Alle Offiziere und Beamte aber werden nicht als Söhne reicher Eltern geboren, und nun beginnt naturgemäß eine mehr oder minder verkappte Hetzjagd nach Erbinnen, die das fehlende aber nothwendige Geld zur Repräsentation mit in den jungen Hausstand bringen sollen.

Die Heiligkeit der Ehe aber muß durch solch ein ehrloses Treibjagen nach Reichthümern nothwendigerweise leiden. Das Familienleben, die kräftigste, wenn nicht die einzigste Stütze eines wohlgeordneten Staates, wird dadurch seiner schönsten Blüthe beraubt. Nur aus dem Boden selbstloser Liebe wird das wahre Glück der Familie erwachsen, und nur ein Staat, in dem ein glückliches Familienleben auf das Sorgfältigste und Schonendste gepflegt wird, kann die höchste Cultur erreichen.

* * *

Der Amerikaner braucht glücklicher Weise nicht zu repräsentiren. Jeder kann leben, wie es ihm gefällt, und selbst zusammengescharrte Millionen legen ihm keinerlei Verpflichtungen auf, nach außen hin zu glänzen. Daß der

Amerikaner aber immer mehr und mehr sich dieses Vorzuges entäußert und sein republikanisches Heim mit einem fürstlichen Prunk umgiebt, ist sehr zu beklagen. Drüben liegt wenigstens eine Art Entschuldigung für die Scheinherrlichkeit vor, hier aber nicht. Wer drüben am finanziellen Bankerott zu Grunde geht, kann oft die unglückseligen Gesellschaftsgesetze als Gründe dafür angeben, hier aber giebt es deren keine, welche ihn verpflichten, „ein Haus zu machen", er müßte sie sich denn gerade selbst künstlich schaffen. Hier kann noch Jeder im tiefen Schatten seines Hauses ein freundlich-bescheidenes Leben führen, so hoch er auch immer im Gesellschaftsleben stehen mag, drüben kann er es nicht, ohne sich der böswilligsten Verleumdung auszusetzen.

Aber gerade, weil hier kein äußerer Zwang vorliegt, nach außen hin zu glänzen, um so erbärmlicher muß Jedem diese Hetze nach Reichthum, Gold, Prunk und Tand erscheinen, welche die ganze amerikanische Nation ergriffen hat und in beständigem Athem erhält. Das muß sich rächen und hat sich schon bitter gerächt. Man sucht hier noch immer das Gold und weiß es noch immer nicht recht zu verwenden. Der äußere Glanz des Goldes deckt sich mit dem äußeren Schimmer der amerikanischen Cultur. Wie der an's Tageslicht geschleppte Goldklumpen noch mit rohen Materialien vermengt ist, so zeigt auch die amerikanische Cultur noch unendliche Rohheiten, die uns fast die Freude am reinen Golde rauben könnten.

Und da zu heilen und zu helfen ist allein die Ehe, das Familienleben berufen. Stellt man diese wieder auf ihre einfachsten, natürlichsten Stützen, so wird die ganze Nation von innen heraus gesunden. Die Ehe muß wieder als

etwas Hohes, Heiliges angeſehen werden, das reine Familienleben als das Begehrlichſte auf Erden, und das geſunde Glück wird ſich allmählich von der Familie aus über den ganzen Staat verbreiten.

Weniger Geld, aber mehr Liebe! Weniger Glanz, aber mehr Gemüth! Weniger Prunk, aber mehr Herz! Das, junge Herren, bedenkt, wenn ihr auf Freiersfüßen geht.

Der Strohwittwer.

Es iſt leider eine oft beobachtete Thatſache, daß der Geſundheitszuſtand der Frauen mit dem herannahenden Sommer immer bedenklicher wird. Die erſten Symptome der Sommerkrankheit ſtellen ſich ſchon im Frühling ein, ſobald der warme Sonnenſchein die Häuſer durchſtrahlt, und in den Gärten das friſche Gras und die erſten Blumen hervorgelockt hat. Dann beginnen die zarten Geſchöpfe, welche „Roſen in's irdiſche Leben ſtreuen," auffallend nachdenklich und in ſich gekehrt zu werden. Mit einem an Entſagung ſtreifenden Blick betrachten ſie die tauſend wunderbaren Herrlichkeiten, die der Frühling an jedem Tage, in jeder Stunde vor uns herzaubert, und ſeufzen. Ihr Gang, ſonſt ſo elaſtiſch und ſchwebend, wird ſchwerfällig und müde. Das fröhliche Lächeln, welches das Entzücken des liebevollen Gatten war, nimmt eine melancholiſche Färbung an, und verräth dem Feinfühlenden, daß da innen, in der Bruſt der bleichen Frau, ein tiefes Sehnen wohnt, ein Verlangen, das an ihrem Herzen frißt, und ihr die Gegenwart verbittert.

Der beſorgte Gatte, zumal wenn er dieſe Krankheits-erſcheinungen bei ſeiner geliebten Frau zum erſten Male be-obachtet, wird wie zerſchmettert ſein. Er wird mit ängſtlichen Blicken die Züge ſeiner Gattin durchforſchen. Die hellere Geſichtsfarbe wird ihn erſchrecken und die Leidensfalte, die ſich an den Mundwinkeln gebildet, wird ihn mit wahrer Furcht erfüllen. Er greift nach der ſchmalen weißen Hand, die alle Kraft verloren zu haben ſcheint, drückt ſie ſanft, und ſpricht: „Sag', Geliebte, was fehlt Dir?" Dann folgt ein matter Augenaufſchlag, ein Blick voll zärtlicher Sehnſucht, ein Zucken um die Mundwinkel, und endlich ein Seufzer. „Ach" — das kommt ſo langgezogen heraus dieſes „Ach", daß der Gatte ſie näher an ſich zieht, und ſie flehend bittet, ihm den Grund des geheimen Leidens mittzutheilen.

„Ich weiß nicht — die Luft hier — die ganze Um-gebung — ich vergehe faſt — ich muß — ich muß hinaus — hinaus in's Weite!"

So jetzt iſt es heraus das ſchreckliche Geheimniß, der Sitz der nagenden Krankheit. Als ob ſie ihm etwas Furcht-bares mitgetheilt habe, ſo hat ſie dieſes Geſtändniß an-gegriffen. Sie hat beide Arme um ſeinen Nacken geſchlungen, und das Köpfchen an ſeine Schulter gelegt. Eine Bewegung, die durch ihren Körper geht, läßt den Gatten ſogar ver-muthen, daß Thränen im Anzuge ſind.

Er tröſtet ſie erleichterten Herzens, und verſpricht noch heute mit dem Hausarzt Rückſprache zu nehmen. Das ge-ſchieht mit dem ganzen Ernſte eines jungen Ehegatten. Der Hausarzt, ein älterer Herr mit einem guten Herzen und ſehr viel Erfahrung, lächelt ſehr fein, und ſchweigt. Als er aber ſieht, welch heiliger Ernſt aus den Zügen des

vor ihm Stehenden leuchtet, wird er plötzlich ganz nachdenklich und ſagt mit einem leichten Zucken der Schulter: „Ja, lieber Herr, da werden Sie Ihre Frau wohl ins Bad ſchicken müſſen! Sie iſt überreizt, nervös!“

„Weiter Nichts? Nur überreizt, nur nervös? Gott ſei Dank!“ Erleichtert athmet der junge Mann auf.

„In welches Bad, Doktor?“

„Das werde ich erſt beſtimmen nachdem ich mich von dem Zuſtande Ihrer Frau überzeugt haben werde!“

Das iſt natürlich nur das Vorſpiel einer luſtigen Komödie. Die kleine Frau klagt dem Doktor eine ganze Leidensgeſchichte Hiobs vor. Dieſer iſt gutmüthig genug, Alles ruhig mit anzuhören, und weiß ſogar ganz geſchickt das Bad zu empfehlen, nach welchem die Patientin beſonders Verlangen trägt.

Merkwürdig! ſchon die Gewißheit, daß die Badreiſe in ſo und ſo viel Wochen vor ſich gehen wird, übt einen heilſamen Einfluß auf den Geſundheitszuſtand der jungen Frau aus. Sie lacht wieder — zwar nicht ganz ſo fröhlich als früher, aber doch beinahe ſo — ſie hat wieder friſche Farben, wenn auch etwas durch Poudre de riz gedämpft, und ſie iſt vor Allem ganz Hingebung, ganz Zärtlichkeit ihrem Gatten gegenüber.

„O, Du Guter, Lieber Du!“ ſagt ſie oftmals während des Tages und herzt ihn mit ſo ſtürmiſcher Umarmung, daß es faſt den Eindruck macht, als habe ſie dem Lieben, Guten, innerlich etwas abzubitten. Ja, in der letzten Woche vor ihrer Abreiſe, die mit vielen Vorbereitungen für Putz und Kleidung ausgenützt werden muß, ſcheinen ſich auch die letzten Krankheitsſymptome verflüchtigt zu haben, und kreuz-

fidel, wenn auch mit einem wehmüthig klingenden „Armes Männchen, jetzt muß ich dich allein lassen!“ besteigt sie den Eisenbahnzug und dampft davon. Ins Bad -- in die Sommerfrische — irgendwohin, nur hinaus aus den verhaßten vier Mauern, die im Sommer einem Gefängnisse gleichen! Ins Grüne, an den Meeresstrand, irgendwohin, wo die Sommertoillette oder das Badekostüm zur schönsten Geltung kommen. Nach Newport, Saratoga, nach Michigan, oder Wiskonsin, Virginien oder Californien, irgendwohin, wo die Gesellschaft nach durchhetztem Winter sich wieder zusammenfindet, um mit allerlei Sommersport eine neue Hetze zu beginnen.

* * *

Und „Er“ — Er ist wirklich anfangs ganz Trauer, ganz Wehmuth! Die nächste Zukunft starrt ihm unheimlich leer entgegen. Das Licht, die Sonne, welche sein eheliches Leben durchwärmt und ihn mit so wohligem Behagen erfüllt, ist plötzlich erloschen. An einem anderen Horizont wird sie aufgehen, Fremden leuchten, Fremde beglücken. Mit leicht gerunzelter Stirn und aufeinander gepreßten Lippen kommt er heim. Die Hausthüre, die sonst von innen hastig geöffnet wurde, muß er selber aufschließen. Der abscheuliche Schlüssel scheint nicht recht zu passen, er drehet und drehet und drückt und drückt. Mit einmal giebt die Thür nach und fliegt auf. Er wäre beinahe in den Flur gestürzt. Wie das unheimlich schallt in dem Hause jetzt. Er hustet und blickt erschreckt die Treppe hinauf, ob das Husten von oben herunter erklungen ist. Er hängt mißmuthig den Hut an den Nagel, und sein Blick fällt dabei in das geöffnete Speisezimmer, in dem seine Frau noch ein letztes Mahl für den Zurückgebliebenen aufgetragen

hat. Allerlei Leckerbiſſen! Alles was er beſonders gerne hat! Aber ihm iſt der Appetit vergangen! Er wird erſt hinaufgehen, und ſich eine Cigarre anzünden. Wenn nur das Mädchen nicht auch fortgegangen wäre, dieſe Stille im Hauſe iſt kaum zu ertragen. Horch! Da ſcheint etwas die Treppe herabzukommen. Es klingt wie der leichte Fußtritt der kleinen verzogenen Frau, wenn ſie im wallenden duftigen Gewande für den Abend geſchmückt herunterſteigt, um ihm mit lachenden Munde einen Kuß zum Willkommen zu reichen. — Unſinn! — Es iſt der Wind, der die weißen Vorhänge im Vorderzimmer bewegt, und mit den trocknen Blättern des Mackartbouquets ſpielt. Auf jenen Schaukelſtuhl mag er ſchon gar nicht blicken, der in der Nähe des Fenſters ſteht, und ihr Lieblingsplätzchen iſt. Da ſitzt ſie an jedem Abend, eine feine Stickerei in den Händen, und plaudert — plaudert oft ſo dummes einfältiges Zeug — von ihren kleinen Wirthſchaftsſorgen und dem neueſten Modejournal, daß er manchmal verzweifelt! — Aber jetzt! — Wie gerne wollte er ihrem luſtigen Geſchwätze lauſchen, wenn ſie nur käme! Die Cigarre brennt, aber er pafft den Rauch in heftigen kurzen Zügen von ſich, und legt ſie endlich mit einem Seufzer fort!

Was nun? Es gilt ein Programm zu entwerfen, wie dieſe nächſten Wochen des Strohwittwerthums todtgeſchlagen werden können, damit ſie möglichſt ſchnell vorüberziehen! Das fühlt er ſchon jetzt, daß er es in dieſen Räumen, die nur durch ſie belebt werden können, nicht einen Tag lang aushalten würde. Die Ruhe darin iſt die Ruhe des Grabes, die Stille darin die Stille des Krankenzimmers. Die Luft iſt wirklich erſtickend, ſo voll von ſehnſüchtigem Ver-

langen nach der kleinen Herrscherin dieser Räume, daß es ihn förmlich hinaustreibt. Er kann keinen Schritt thun, ohne ihren Schatten hinter sich zu spüren, ihren Athem zu fühlen, und das Ohr ist immer gespannt, irgend ein Geräusch zu hören, das von unten oder oben her ertönen soll, um ihm ihre Gegenwart zu verrathen. Es geht nicht, er muß hinaus! — Wieder passirt er das Speisezimmer. Diesmal tritt er hinein und überfliegt sorgfältig den gedeckten Tisch. Nur ein Gedeck! Er seufzt schon wieder! Aber hübsch sieht der Tisch aus, so einladend, so verführerisch! Wo sie nur alle die Delikatessen zusammengeschleppt hat. Und da, — daß er das ganz übersehen hat — nein, das ist rührend! Er nimmt aus dem Glase eine Rosenknospe und steckt sie in's Knopfloch. Damit ist aber auch sein Appetit wieder verschwunden. Etwas steckt ihm im Halse, das ihm das Schlucken unmöglich macht. Schnell dreht er sich um, stülpt seinen Hut auf und schlägt dröhnend die Hausthüre von draußen zu.

* * *

Nach Ueberwindung des ersten — wirklich aufrichtigen — Schmerzes, steigt etwas wie halbvergessene Junggesellenlust in ihm auf. Er schämt sich anfänglich, daß sich in seinem Herzen etwas regt, das wie Freude über die wieder gewonnene „Freiheit" aussieht. Aber es ist doch so! Er ist wirklich frei, ungebunden, wenn auch nur auf kurze Zeit! Aber eben darum muß diese Zeit ausgenutzt werden! Alte Freunde, die vernachlässigt wurden, werden aufgesucht, alle Vergnügungsplätze, an denen man sich früher an bestimmten Abenden zu finden pflegte, werden wieder frequentirt, ja sogar eine tüchtige Kneiperei mit einem amüsanten Skat wird in Scene gesetzt! Dabei bleibt die Uhr

ruhig in der Westentasche stecken, denn es ist Niemand zu Hause, der ihn erwartet, der mit bangem Blicke am Fenster steht und beständig die Straße hinabsieht! Und doch — was doch die Gewohnheit thut! Alle Augenblicke nach Mitternacht will er unwillkürlich nach der Uhr fassen, und die etwas derben Scherze seiner Kameraden darüber verstimmen ihn mehr, als daß sie ihn belustigen. Er sagt sich innerlich, daß die Gesellen seiner früheren Thorheiten doch eigentlich recht fade geworden sind! Daß ihre Witze und Bemerkungen etwas roh und ungeschliffen sind, und daß ihnen noch immer der Respekt vor dem weiblichen Geschlechte mangelt. Etwas wie Scham steigt plötzlich in seinen Wangen auf, als er sich ausmalt, was sie für ein Gesicht machen würde, wenn sie ihn in dieser Gesellschaft sähe, wenn sie hörte in welch frivoler Weise über die Frauen im Allgemeinen hergezogen wird. Zugleich aber steigt etwas wie Unmuth in ihm auf. „Warum stößt sie mich in diese Gesellschaft zurück? Warum läßt sie mich allein und verdammt mich zu diesem Leben, das mich anzuwidern beginnt? Warum muß ich mein Haus meiden, das öde und verlassen ist, warum muß ich Tag für Tag in Gasthäusern mir den Magen verderben und tausenderlei Widerwärtigkeiten in mich einfressen? Warum? Ja warum?" — —

Weil sie krank ist und eine Badekur nöthig hat? — Ah, es beginnt furchtbar in ihm zu dämmern!

* * *

Armer Mann! Das Schlimmste ist, daß Niemand an Dein Märtyrerthum glaubt! Ja man spöttelt über Dich! Die geschwätzigen Zungen der liebenswürdigen Nachbarinnen wissen sogar zu behaupten, daß man sich gründlich in Dir

getäuſcht habe. Du biſt ja garnicht beſſer, als alle Anderen! Die arme Frau! Da ſieht man erſt, welch' heuchleriſches Pack dieſe Männer ſind. Kaum dreht ſie den Rücken, da beginnt er zu ſchwärmen! Kaum daß er ſich Zeit nimmt, ſich am Abend umzukleiden — und fort iſt er ſchon! Und die Geſellſchaft, in der er ſich bewegt! Lauter Junggeſellen, Freunde von früher — eine nette Geſellſchaft! — Man wird der armen Frau doch wohl ein Licht aufſtecken müſſen! Warum geht ſie auch fort! Es geſchieht ihr im Grunde ganz recht! Uebrigens that ſie auch mit ihrem „ſoliden Mann" gar zu dick! Es iſt zum Lachen! — — —

Armer Strohwittwer! Wer den Schaden hat, darf für Spott nicht ſorgen.

Galeotto.

Vielleicht erinnern ſich einige Leſer noch des ſpaniſchen Dramas „Galeotto", welches vor einigen Wintern mit großem Erfolge gegeben wurde. Es war nicht die gute Aufführung allein, welche dieſen bemerkenswerthen Erfolg herbeiführte, ſondern die eigenthümliche Handlung des Stückes, welche etwas „Ungreifbares in greifbare Form" zu preſſen verſuchte. Der eigentliche Böſewicht in dieſem Stücke, der eine unheilvolle Verwirrung in den freundlichen Beziehungen dreier durch Freundſchaft und ſelbſtloſe Liebe eng verbundener Perſonen herbeiführte, und aus einer Familien-Idylle ein Drama zu ſchaffen weiß, iſt keine Perſon, ſondern ein Etwas, das mit ſeinem peſtartigen Hauch die ganze Um-

gebung dieſer Leute durchdringt und langſam aber ſtetig auch ihr Herz und ihr Gemüth vergiftet. Dieſes furchtbare „Etwas“ iſt die Verleumdung.

Der junge Dichter, der die Verleumdung zum Mittelpunkt ſeiner Handlung machte, war ſich der Schwierigkeit ſeines Unterfangens wohl bewußt, und ſann und erwog, wie er es anzufaſſen hätte, um dieſes unfaßbare Element dennoch zur eigentlichen Triebfeder aller Geſchehniſſe auf der Bühne zu machen. Er drückt ſeine qualvollen Bedenken in einem Geſpräche mit einem Freunde am klarſten ſelber aus. Sein Freund rieth ihm für ſein Drama „Allerweltstypen“ zu wählen, um durch dieſe ſagen zu können, was er gern ſagen möchte. „Das geht aber nicht für mein Stück“, antwortete der Dichter. „Weshalb nicht?“ Auf dieſe Frage nun giebt er folgende Antwort:

„Weil nicht Dieſer *oder* Jener des tauſendköpfigen Ungeheuers, das man eben „alle Welt“ nennt, an meiner Handlung theilnimmt, ſondern Dieſer *und* Jener, in der That: alle Welt! Ein Wort wird geſprochen, ein Blick wird gewechſelt, ein Lächeln umſpielt die Lippe, und das Alles zuſammen erzeugt die Handlung. Alle Welt macht das Stück, nicht der Einzelne, — die Geſammtheit! ohne Leidenſchaft, ohne Bosheit, ohne Haß, ganz gleichgültig, aus Zerſtreuung! Aber dieſes unvorſichtige Wort, dieſes verfängliche Lächeln, dieſer vielſagende Blick, ſie genügen, um die Kataſtrophe herbeizuführen; alle dieſe kleinen Zufälligkeiten, Gleichgültigkeiten ſummiren ſich, und ſie werden nun auf einmal rieſenhafte Gehäſſigkeiten, boshafte Verleumdungen, die die Ehre beſudeln, das Glück der Familie zu Grunde richten. Jeder Einzelne thut es harmlos, und die Summe iſt Bosheit!“

* * *

Dieſer „Galeotto", dieſer Zuträger, Zwiſchenträger und Verleumder, iſt in dieſer Welt ein vielbeſchäftigter Mann. Vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend iſt er auf den Beinen, um allerlei Bosheiten, Falſchheiten und Verleumdungen den Menſchen in die Ohren zu wiſpern und Einen gegen den Andern aufzuhetzen. Niemand iſt ihm heilig, und mit derſelben bübiſchen Schadenfreude weiß er die pikanteſten Kabinetsgeheimniſſe eines Fürſten zu verrathen, wie den letzten Liebestraum einer hohlwangigen Ladenmamſell auszuplaudern. Des Beifalls der Menge iſt er immer ſicher, denn nichts macht dieſer eine größere Freude, als ſich über die lieben Nebenmenſchen zu beluſtigen, oder auch in ſittlicher Aufwallung zu entrüſten. Sie glaubt, daß fremdes Vergehen oder fremde Schuld ihre eigenen Vergehen oder eigene Schuld geringer erſcheinen laſſen.

Es liegt etwas Grauſames in dieſem verſteckten Vernichtungskampfe der Menge gegen den Einzelnen. Grauſam deshalb, weil er anfänglich unter tauſend Masken geführt wird, die nicht ſelten genug gar das Geſicht der Freundſchaft anzunehmen wiſſen. Grauſam deshalb, weil der Angegriffene dieſem Feinde gegenüber oft machtlos gegenüber ſteht und doch die heiligſten Dinge zu ſchützen hat. Mit höhniſchem Lachen und ſchadenfrohem Grinſen wird ihm die Ehre fortgeriſſen, ſein guter Name und das Glück ſeines Lebens. Vertheidige Dich immer zu! Leugne, was man Dir angedichtet hat! Suche die Thatſachen, welche zu dem ſchmählichen Geſchwätz Veranlaſſung gegeben haben, in das rechte Licht zu ſtellen! Was hilft's Dir? Man wird Dir lächelnd zuſtimmen, und dieſes Lächeln iſt eine neue Schändlichkeit.

* * *

In jedem Hause, in jeder Familie giebt es ein Skelett, das dem Auge des Fremdem verborgen bleiben soll. Diejenigen, die am meisten schadenfroh über eine aufgedeckte Skandalgeschichte lachen und höhnen, sollten den verschlossenen Schrank in ihrer eigenen Wohnung nicht vergessen, in dem die Familiengeheimnisse aufgeschichtet liegen. Gehörig aufgeputzt, und in das rechte grelle Licht gezogen, würden sie vielleicht einen Stoff liefern, der des „Sensationellen" mehr als genug enthielte. Ihre Schadenfreude würde aber dann in grimmigen Zorn umschlagen, wenn man ihre Geheimnisse auszukramen begänne, und sie würden dasselbe Blatt, welches sie bei einer anderen Gelegenheit mit so viel heimlichem Vergnügen lesen, in heller Wuth zusammenballen und zu allen Teufeln wünschen.

Hierzulande hat namentlich die sensationssüchtige Presse schon genug des Uebels angestiftet, sowohl in direkter wie in indirekter Weise. Durch ihr unbefugtes Einmischen in die privatesten Angelegenheiten eines Menschen, durch ihre sensationell gefärbten Mittheilungen aus den intimsten Kreisen der Familie hat sie zerstörend und zersetzend auf die besten verwandtschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen der Bloßgestellten gewirkt, ganze Schicksale zertrümmert und die ehrlichen Namen vieler Familien mit Schmutz befleckt.

Es ist nur zu leicht geschehen, Jemandem etwas „anzuhängen", ihm für alle Zeiten ein Brandmal auf die bisher reine Stirn zu drücken, und seinen guten Ruf durch nichtswürdige Verleumdung zu untergraben. Was ein Schurke in dieser Beziehung sündigen kann, vermögen hundert ehrliche Leute nicht wieder herzustellen. Das ist ja eben das Furchtbare bei solchen Verleumdungen, daß „etwas" immer

auf dem Verdächtigten und Verleumdeten hängen bleibt, selbst wenn alle Richter der Welt ihn von jedem Flecken auf dem Schilde seiner Ehre losgesprochen haben.

Am allerschädlichsten aber ist der indirekte Einfluß, den diese sensationssüchtige Presse seit Jahren ausübt. Sie hat allmählich die Freude am Sensationellen großgesäugt, das Gefühl für Schicklichkeit, geselligen Anstand und stillschweigende Duldsamkeit vergiftet und die Liebe zum Klatsch in ungeheuerlicher Weise großgefüttert. Das Schnüffeln und Wühlen in den Privatverhältnissen der Mitmenschen ist hier zu einer erstaunlichen Fertigkeit ausgebildet worden, und „das, was der Nachbar thut", bildet den interessantesten Unterhaltungsstoff für alle jene weiblichen und männlichen Klatschbasen, die beständig auf der Lauer zu liegen scheinen, etwas Neues, Sensationelles zu entdecken. Es liegt darin so viel Liebloses, Unwürdiges und Schmähliches, daß man sich nur mit stiller Verachtung von solchen Personen fortwenden wird. Es sind dies die rechtlinigen Verwandten des Galeotto, dessen Familie — leider — die größte der Welt ist.

Wie soll man sich vor ihnen schützen? Ja, da fragt man zu viel! Es giebt keinen Schutz gegen die Verleumdung. Gesetze? Selbst die vermögen nicht den angerichteten Schaden wieder gut zu machen. Das schwer verwundete Herz kann durch einen Richterspruch nicht wieder geheilt werden! Man sollte diese Leute erdrosseln — dann aber würde die halbe Welt entvölkert werden.

Das deutſche Teſekränzchen.

„Wie wäre es, mein Freund, wenn Sie ſich einem Teſe-kränzchen anſchlöſſen, welches zu gründen ich gerade dabei bin?“

Dieſe Frage wurde mir kürzlich von einem älteren Herrn vorgelegt, welcher ein großer Freund der deutſchen Litteratur iſt und ſich ſeit lange bemüht, einen Kreis Gleich-geſinnter um ſich zu ſchaaren. Statt ihm eine direkte Ant-wort zu geben, fragte ich dagegen:

„Werden Damen dabei ſein?“

„Aber gewiß! Nun natürlich!“

„Hm, hm! So, ſo!“ machte ich und fragte weiter:

„Es ſoll in „vertheilten Rollen“ geleſen werden?“

„Jawohl, ſelbſtverſtändlich!“

„Hm, hm! So, ſo!“ brummte ich wieder. Ich ſchaute eine Weile gedankenvoll in die Luft, dann klopfte ich meinem Freund auf die Schulter und ſagte:

„Geben Sie mir Bedenkzeit! So etwas will überlegt ſein, mein Lieber!“

Lange, nachdem wir uns getrennt hatten, beſchäftigte ſich mein Geiſt noch immer mit dem geplanten Teſekränzchen. Ich geſtehe offen, daß der Name allein mich höchſt ſympathiſch berührte. Unwillkührlich ſah ich mich um eine ganze Anzahl Jahre jünger, als „ein Jüngling mit lockigem Haar,“ dem die Begeiſterung für Alles, was Kunſt hieß, aus den Augen leuchtete. Damals, in jener „Sturm- und Drangperiode,“ war ich ſelbſtredend auch ein höchſt eifriges Mitglied eines

Leſekränzchens, in dem es außer klaſſiſcher Litteratur auch kleine Herzensepiſoden, dünne Butterbrotſchnittchen und heißen Theeaufguß gab. Noch heute kann ich leiſe den Stolz nachempfinden, der mein Herz erfüllte, als mir der „Don Carlos" übertragen wurde. Das Buch kam nicht aus meiner Taſche, überall begleitete es mich, und jeder freie Augenblick wurde benutzt, um es haſtig aufzuſchlagen und eine Scene daraus zu überfliegen. Mein Herz klopfte, wenn ich an den nächſten Leſeabend dachte — das ſollte mein Triumph werden, ich wollte ihn mit derſelben Gluth leſen, mit der ich ihn empfand, und nur der Hofſchauſpieler Ludwig ſollte mir als Vorbild dienen. Ich dachte nur noch in Schiller'ſchen Verſen, und ſtatt meine Antworten in gewöhnlicher Umgangsſprache zu geben, liebte ich es meine Gedanken durch Verſe aus „Don Carlos" auszudrücken, und mit hohem Pathos Ausſprüche, wie etwa die folgenden, hinzuwerfen:

„O, wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde ſchlummert!"

Kam mein Freund mich zu einem Spaziergange nach dem Thiergarten abzuholen, ſo rief ich ihm begeiſtert entgegen:

„Wer kommt, was ſeh' ich —

„O, ihr guten Geiſter! Mein Roderich!"

Und erinnerte mich „mein Roderich" in unſerem folgenden Geſpräche an ein Ereigniß früherer Tage, ſo verzog ich finſter die Brauen und ſagte gedankenſchwer:

„Du ſprichſt von Zeiten die vergangen ſind!"

Kurz ich lebte und webte in meiner Rolle. Wie ich dieſelbe geleſen, das weiß ich nicht mehr genau, nur das iſt mir in der Erinnerung verblieben, daß meine Wangen

während des Abends glühten, daß es in meinen Ohren ſauſte und brauſte, und daß ich am Schluſſe mit mir höchſt unzufrieden war. Ich erinnere mich auch noch ſehr wohl, daß ich meinen Freund am folgenden Abend, als er mich nach dem Erfolge des Leſeabends fragte, im erregten Tone anfuhr:

„Sprich' mir von allen Schrecken des Gewiſſens,
Von meinem „Carlos" ſprich mir nicht!"

Heute denke ich mit heimlichem Neid an jene katzenjämmerliche Stimmung, die mich nach jenem mißrathenen „Don Carlos" erfaßte. Wie groß muß die ehrliche Begeiſterung für das Schöne und Große in der Kunſt geweſen ſein, um ſolche Rückwirkung auszuüben! Jetzt — ja jetzt! —

Ich verlor mich ganz in Gedanken, und tiefe Sehnſucht nach jener glückſeligen Zeit ſtieg in mir auf, in der ich den „Olympos" erkletterte, um von ſeinen Höhen herab die Meiſterwerke der Klaſſiker auf den Brettern, die die Welt bedeuten, dargeſtellt zu ſehen, in der ich noch ein begeiſterungsfähiges Mitglied eines Leſekränzchens war.

Leſekränzchen! Halt! da fiel mir wieder die Frage meines Freundes ein! Aber — aber — die Zeiten haben ſich geändert! Der Schauplatz iſt über den Ocean hinweg nach dem Lande der erträumten Freiheit verlegt, das Herz iſt ein anderes geworden, die Anſchauungen vom Leben ſind ernſtere — und die Liebe für die Menſchen iſt ſo ſehr verblaßt, daß ſie kaum noch zu erkennen iſt. — Und doch regte und bewegte ſich etwas in meinem Herzen, welches dem Projekte das Wort ſprach. Ja, je länger ich hinhorchte, deſto feuriger wurde die Sprache!

„Thue es der Sprache zu Liebe, Deiner theuren Mutterſprache zu Liebe. Jeder Gelegenheit, ihr im fremden Lande einen Tempel zu errichten, ſollteſt Du hülfreiche Hand bieten! Nicht genug, daß Du ſelbſt Dich als Deutſcher in Deinem Herzen fühlſt, ſollteſt Du helfen und unterſtützen, die Liebe für die deutſche Sprache auf das Kräftigſte zu ſchüren!"

„Thue es der deutſchen Litteratur zu Liebe, der unvergleichlich hohen Litteratur zu Liebe, in der der deutſche Geiſt mit Flammenzungen zu Dir ſpricht! Nicht genug, daß Du Dich ſelbſt daran erhebſt und erbauſt, wenn der Haß, der Neid und die Engherzigkeit der Menſchen Dich bedrücken wollen, ſuche die Liebe für Deine Dichter in weitere Kreiſe zu tragen, die Flamme echter Begeiſterung immer mächtiger anzufachen!"

Als die Stimme wieder verſtummt war, wurde ich erſt recht nachdenklich! Das Projekt, ein Leſekränzchen zu gründen, trat plötzlich in ganz anderer Beleuchtung vor mein geiſtiges Auge! Es erſchien mir nicht wie jenes erſte, dem ich in jungen Jahren beigewohnt, aber nicht weniger rühmenswerth! Damals überwog das Herz, heute der Verſtand! Damals war der Zweck ein ehrenvoller, heute iſt er ein edler! Damals galt es der Befriedigung künſtleriſchen Ehrgeizes, heute gilt es, dem deutſchen Geiſte Liebe und Achtung im fremden Lande zu zollen! Damals war es Kunſt-Schwärmerei, heute iſt es bewußte Klarheit, die deutſche Sache fördern zu helfen! —

Man lache nicht! — Man ſpöttle nicht darüber, daß alle dieſe herrlichen Dinge hinter einem kleinen Leſekränzchen ſtecken ſollen! Jedenfalls ſind ſie weit eher dahinter zu ſuchen als hinter dem deutſchen Skattiſch, mag derſelbe nun

im Familienhause oder in der öffentlichen Schenke aufgepflanzt sein! Ein Abend, an dem ein Schiller'sches Drama im Familien- oder Freundeskreise gelesen worden ist, wird noch lange die Herzen der Zuhörer mit erwärmendem Feuer erfüllen, während ein Abend, mit Skatspiel verbracht, zu den verlorenen gezählt werden kann. Nicht das Skatspiel wird dazu beitragen, deutsche Sitte und deutschen Geist zu verbreiten, wohl aber die unsterblichen Worte unsterblicher Dichter! — —

Als mir alle diese Gedanken durch den Kopf flogen, begann ich mich zu wundern, wie wenige deutsche Familien in der Fremde deutsche Abende verbringen! Und ich empfand es wie eine ernste Mahnung, die Frage meines Freundes zusagend zu beantworten! Es war mir, als müßte ich einmal in die Welt hinausschreien:

„Deutsche, gründet in der Fremde deutsche Schulen und deutsche Theater, aber vergeßt auch das bescheidene deutsche Lesekränzchen nicht! Schaart Euch zusammen, Ihr deutschen Freunde und Freundinnen, deutsche Dichter in deutscher Sprache zu lesen, und werbt unter Euren Bekannten, um zahlreiche Mitglieder zu erlangen! Erholt und erbaut Euch an den Meisterwerken deutscher Dichtkunst und Ihr werdet es stolz empfinden, Kinder Germaniens zu sein!" — — —

Als ich meinen Freund am folgenden Tage traf, hielt er mich fest und fragte:

„Nun? darf ich auf Sie zählen!"

„Gewiß!"

„Wir beginnen bereits nächste Woche!"

„Ich bin bereit!"

„Mit Schiller's „Don Carlos"!"

„So, ſo?"

„Sie ſollen den „Don Carlos" leſen!"

Ich lachte laut auf.

„Oh, nein, mein Lieber, Sie wollen zu hoch hinaus mit mir! Geben Sie mir den „Beichtvater des Königs." Sie wiſſen, der hat die bekannten Worte zu ſagen:

„Die ſchönen Tage in Aranjuez
Sind nun zu Ende."

— Ganz mein Fall!"

Dann nahm ich ihn unter den Arm und erzählte ihm meine Don Carlos-Erfahrungen. Ich las natürlich den „Domingo."

III.

Kunst.

Amerikaniſche Kunſt-Verhältniſſe.

In keinem Lande, in welchem die Kultur die Tageshöhe erreicht hat, trifft das Sprichwort, daß die Kunſt nach Brod geht, ſo thatſächlich zu, als in Amerika. Nirgends wird man ſo vielen Klagen, beredtem Achſelzucken, troſtloſem Lächeln und ſchlecht verhehltem Zorn begegnen, als wenn man einen Rundgang durch die Ateliers amerikaniſcher Künſtler macht. Da trifft man, ſo lange man auch wandern mag, keine Künſtler, die voll freudiger Schaffensluſt den Pinſel führen, und dem Fluge ihrer Phantaſie folgen, keine Maler, die ihre Ideen auf die Leinwand zaubern, und in ſelbſtvergeſſenem Eifer aus dem Herzen heraus die Geſtalten oder die Erſcheinungen der Natur feſtzubannen ſuchen, keine Jünger Apollos, die ihres Gottes voll, nur der reinen Kunſt nachſtreben. Nein! Das heilige Feuer der Begeiſterung iſt entweder in dieſen Künſtlern ſchon zu einem kleinen Aſchenhäufchen niedergebrannt, oder die Flamme zuckt nur noch hier und da glühend auf, wenn der Künſtler in Momenten der Verſtimmung, der Selbſtanklage und der ausbrechenden Empörung auf ſein Jugendſtreben zurückſchaut und damit ſeine wirklichen Erfolge vergleicht. Dann aber iſt es nicht eine reine Flamme, welche das Herz des Künſtlers erwärmt,

ſondern eine Flamme, welche ihn zu verzehren trachtet, und den nie geſtillten Durſt nach Befriedigung nur noch unerträglicher macht.

Trägt etwa der Künſtler die Schuld daran, daß ſeine Hand allmählich ermattet, ſein Ideenreichthum verſiegt, ſeine Begeiſterung erliſcht? Hat er etwa in überhebender Selbſtüberſchätzung das Haupt in der Jugend zu hoch gehalten und die Sterne zu erreichen ſich vermeſſen? Und iſt es jetzt eine gerechte Folge, wenn er ſeinen Traum verflüchtigt, ſeine Ideale zertrümmert und ſein Streben vernichtet ſieht? — O nein! Wir haben den Schuldigen ganz wo anders zu ſuchen! Es wäre Thorheit, nur für einen Augenblick zu denken, daß Amerika nicht auch einen Raphael, einen Alma Tadema oder einen Menzel hervorbringen könnte, wie ein anderes Land der Welt! Doch ein wahrer Künſtler kann nur aus ſeinem eigenen Volke heraus geboren werden, er muß gewiſſermaßen die in dem Volksgeiſt ſchlummernden künſtleriſchen Ideen zuſammengreifen und verkörpern. Um Künſtler hervorzubringen, muß ein Gefühl, ein Sinn — ja mehr noch — muß Liebe für die Kunſt im Volke vorhanden ſein. Nur, wenn der junge Künſtler von der Kunſtbegeiſterung und Liebe ſeines Volkes emporgetragen wird, kann er zum großen Meiſter heranreifen und Werke, ſeines Volkes würdig, ſchaffen. Und, ohne dem jungen Lande den geringſten Vorwurf machen zu wollen, wird doch Jeder ſich eingeſtehen müſſen, daß der Kunſtſinn des amerikaniſchen Volkes noch ſehr unentwickelt iſt! Das iſt auch leicht erklärlich! Die Rieſenarbeit, welche die Einwanderer hier zu verrichten hatten, der Kampf mit wilden Völkerſchaften und Naturgewalten, die ſchrittweiſe Urbarmachung

dieſes ungeheuren Reiches hat eben den kernigen, nicht hoch genug zu preiſenden Pionieren der Cultur mehr zu thun gegeben, als den Schönheitsſinn zu pflegen. Der mußte vielmehr, wo es ſich oft um Erhaltung der nackten Exiſtenz handelte, zurückgedrängt werden, und der ſcharfe, klug berechnende Verſtand überwucherte ſchließlich alle zarten Regungen des Gemüthes. Jetzt aber, nachdem Handel und Wandel von einer Meeresküſte bis zur andern zu einer beiſpielloſen Höhe herangewachſen iſt, nachdem längſt die Kämpfe um die Exiſtenz in den Hintergrund gedrängt worden ſind, und die Cultur vollen Beſitz von den freiheitlichen Staaten genommen hat, — jetzt, wo hier im Durchſchnitt mehr Menſchen ein behagliches Leben zu führen im Stande ſind, als in irgend einem andern Lande der Welt, die Volksſchulen zu den beſten gezählt werden müſſen und allen Kindern, ohne jeglichen Unterſchied der Raſſe oder des Glaubens offen ſtehen, jetzt iſt es Zeit, an die Pflege des Gemüths, an die Pflege der Kunſt zu denken! — Doch das läßt ſich leichter ſprechen und niederſchreiben, als ausführen! Es läßt ſich überhaupt nicht künſtlich anerziehen, und alles Raiſonniren und Kopfſchütteln hilft hier gar nichts! Es ſchadet, Gott ſei Dank, auch nichts! Das, was im Volke ſchlummert, muß einmal zum Ausbruche kommen, und wenn die Zeit da iſt, in welchem der amerikaniſche Volksgeiſt von wahrer echter Kunſtliebe durchtränkt iſt, werden auch die rechten Männer erſtehen, welche aus dieſer Quelle Begeiſterung zu ihren Werken ſchöpfen, und Meiſterwerke ſchaffen! Die amerikaniſchen Künſtler der Jetztzeit ſind eben Kinder ihrer Zeit! Es giebt noch keine amerikaniſche Kunſt, eine Kunſt die aus dem vollen Volksbewußtſein ſchöpft, und deßhalb giebt es auch noch keine amerikaniſchen Künſtler — im ſtrengen

Sinne genommen! Alle Achtung vor allen Malern und Bildhauern, Architekten und Zeichnern, welche auf amerikaniſchem Boden geboren, den Pinſel, Meißel oder Stift meiſterhaft zu führen wiſſen! In ungeſchmälerter Anerkennung ihres Kunſtvermögens, müſſen ſie doch eher als europäiſche, denn amerikaniſche Künſtler bezeichnet werden! Wo vollendeten ſie ihre Studien? Wer waren ihre Lehrer? Wo wurde die Flamme ihrer Kunſtbegeiſterung angefacht und genährt? Und in welchem Lande ſpürten ſie einen ihrem eigenen Geiſte verwandten Geiſt? Mochte das nun Deutſchland, Italien, Frankreich oder ſelbſt England geweſen ſein, niemals aber war es Amerika! Sie Alle, die beſeligt, mit tauſend Hoffnungen erfüllt, die Fahrt über das Meer nach der tauſendjährigen Europa unternommen, um ſich an den hinterlaſſenen Schätzen vergangener Völker zu erheben, welche aus dem berauſchenden Quell der Schönheit getrunken, werden bald, nachdem ſie wieder nach den heimiſchen Geſtaden zurückgekehrt ſind, entnüchtert werden! Fanden ſie dort aller Orten Kunſtſchätze aufgehäuft, an welchen ihr Auge und ihre Seele ſich ergötzten, ſo ſcheinen ſie plötzlich in eine Wüſte gerathen zu ſein, in welcher nur vereinzelt, wie die halbverwehte Sphinx in der Nähe der Pyramiden, ein Kunſtwerk ſich erhebt! Fanden ſie dort gleichgeſinnte warmherzige Genoſſen, wirkliche Jünger der Kunſt, denen der ſchnöde „Mammon“ nichts bedeutete und die Idee Alles, ſo ſchlagen hier die Herzen noch kalt und kühl, und der Feuerſtrom ihrer glühenden Begeiſterung fällt auf marmorkalten Boden! Fanden ſie dort allgemeines Intereſſe für die Schöpfungen der wahren Kunſt, eine Wechſelwirkung zwiſchen Publikum und Künſtler, ſo ſtehen ſie hier bald verlaſſen und einſam da! Was thut der

Künſtler nun? Er iſt im Grunde ſeines Herzens doch noch zu viel Amerikaner geblieben, um ſich der Verzweiflung hinzugeben — ſein Verſtand vielmehr fängt nach erfolgter Ernüchterung an, mit den Thatſachen zu rechnen! Hat er Geld genug und Talent genug, um draußen nicht nur leben, ſondern auch mitkonkurriren zu können, ſo packt er kaltlächelnd ſeine ſieben Sachen wieder ein und geht nach Rom oder Paris zurück, und ſendet von dort aus nach ſeiner Heimath ſeine künſtleriſchen Schöpfungen, welche nunmehr eine doppelte Anziehungskraft für die Amerikaner bilden, da ſie Schöpfungen eines Landsmanns ſind und aus Europa kommen! Hat der Jünger der Kunſt aber kein Geld, ſo ſieht es allerdings ſchlimmer für ihn aus. In den erſten Wochen irrt er noch immer in dem Wahn befangen herum, daß ſich hier „etwas machen“ ließe! „Mein Gott“, ſagt er ſich, „habe ich nicht den Kopf voll der ſchönſten Ideen, habe ich nicht den Pinſel zu führen gelernt, bin ich nicht ein Sohn dieſes Landes?“ Alles recht gut und ſchön, und Alles auch zugegeben, aber trotzdem kann er ſeine Bilder doch nicht los werden, und falls er einen Käufer findet, ſo muß er ſich einen Preis gefallen laſſen, der ihm die Schamröthe in's Geſicht treibt! Da bleibt dann die Ernüchterung nicht lange aus! Der arme ſelbſtgetäuſchte Künſtler, der von den eigenen, zum großen Theil aber erſt in Europa eingeſogenen Ideen auf ſeine Landsleute zurückſchließt, wird von ſeinem hohen Standtpunkt immer tiefer herabſteigen, ſchrittweiſe, und mit blutendem Herzen, bis er endlich da anlangt, wo der amerikaniſche Künſtler allein ſein Brod „mit Ehren“ verdienen kann — bei der Crayonzeichnerei — das Zeichnen langweiliger Köpfe, für welche ſeine Künſtlerphantaſie auch keine

Spur von Neigung entgegenbringt! — Jetzt geht es aber und er ist richtig placirt worden. Er miethet sich ein „Studio", schreibt an die Thüre auf eine Palette seinen genial hingeworfenen Namen mit dem nie fehlenden Beiwort „Artist", hängt an die Wände seine europäischen Skizzen, welche er hier zu einer Unmasse Bilder verwerthen wollte, und zeichnet Köpfe in Crayon oder malt sie auch in Farbe. Ihm ist es ganz gleich, da der Preis fast derselbe ist! Ab und zu wird es ihm aber doch etwas heiß, wenn er an dem Porträt eines „Vereinspräsidenten" arbeitet und ermüdet läßt er die Hand sinken. Dann schweift sein Blick aus dem Fenster über das weite Häusermeer der Stadt in die blaue Ferne, und seine Gedanken tragen ihn über das Meer nach Rom oder nach München, wo er sich im Kreise von jungen Künstlern wiederfindet, Alles voll Leben und Liebe für ihre Kunst. Da taucht die glückselige Zeit seines Studiums mit dem ganzen bitteren Schmerze der Einnerung in ihm auf, und er steht erregt vom Stuhle auf und durchschreitet hastig das kleine Gemach. Und wenn sich der Sturm in seiner Seele gelegt hat, dann hebt er wohl eine Mappe vom Boden auf, in der sich seine Schülerarbeiten und Entwürfe befinden, und ein wehmüthiges Lächeln umschwebt dabei seine Züge, oder er lehnt am Fenster und folgt sehnend dem kleinen Vogel, der sich fröhlich in die Lüfte erhebt, und der blauen Ferne zufliegt! — — —

Ja die Kunst geht hier nach Brod! Sie wird vorläufig noch zum Geschäft herabgedrückt und die Flügel, welche sie zur Höhe emportragen sollen, werden ihr noch sorgsam beschnitten.

„Künstler, welche ihren eigenen Ideen nachfolgen können, giebt es hier nicht," versicherte ein Maler, der seit einer

langen Reihe von Jahren in Chicago ansässig ist, und das Kunstleben aufmerksam verfolgt hat. „Sie finden einfach keine Abnehmer für ihre Bilder, denn „der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande.“ Dieser bittere Ausspruch beruht auf Wahrheit, und wenn sich auch viele sehr werthvolle Privat-Galerien in dieser Stadt befinden, so sind die Bilder doch meistens im Auslande gekauft worden und die heimische Kunst ist leer ausgegangen.

Die Kunst in den ganzen Vereinigten Staaten ist herrenlos und führerlos und steht unter keinem Schutze, unter welchem sie aufblühen und gedeihen könnte.

In allen Staaten der alten Welt, welche zu den Kulturstaaten gezählt werden, existirt neben anderen Ministerien auch ein „Kultusministerium“. Es gehört mit zu der Aufgabe dieses Ministeriums, die Kunst im Lande zu schützen, die Oberaufsicht über die Akademien und Schulen zu führen, das Talent zu ermuthigen, die heimischen jungen Künstler, wenn sie mittellos sind, auf Regierungskosten nach Italien zu senden und Arbeiten, welche die Regiernng zu vergeben hat, heimischen Künstlern, und zwar streng nach Verdienst zuzuführen. Da ist ein Centrum geschaffen, um welches sich Alles gruppirt, und von welchem aus die Interessen der Künstler nachdrücklich gewahrt werden. Wer etwas auf dem Herzen hat, weiß wohin er sich zu wenden hat, wer Talent besitzt, braucht nicht zu verkümmern. Schulen und Akademien, Rath und Hülfe stehen ihm offen. Der Staat aber thut noch mehr. Er hat auch die Oberleitung über Kunstgalerien und Museen in Händen. Wissenschaftlich gebildete, gelehrte Männer, welche durch ihre Bestrebungen für die Kunst gewöhnlich schon einen weitklingenden Namen erworben

haben, werden an die Spitze solcher Institute gestellt. Sie ordnen mit Hülfe gleichgesinnter Assistenten die reichen Schätze, katalogisiren, klassifiziren, machen neue Anschaffungen, ergänzen mit scharfem Verständniß das Fehlende, und haben ein wachsames Auge über Alles, was auf dem Gebiete der Kunst vorgeht. Diese Anstalten stehen dem großen Publikum offen. Es ist eine Freude, zu betrachten, wie Leute aus allen Klassen der Gesellschaft nach den Galerien und Museen strömen, und wie ihnen dort, oft unbewußt, der Sinn und die Liebe für die Kunst, die echte wahre Kunst aufgeht. Manches Talent, welches vielleicht niemals aus tiefem Schlummer geweckt worden wäre, hier, vor den Meisterwerken der Kunst, die — je öfter man sie sieht und anschaut, immer beredter, verlockender zu uns sprechen, erwacht es zum plötzlichen Leben, schaut überrascht, wie verzaubert um sich, und saugt ewig neue Nahrung und glühende Begeisterung ein! Was aber ist hier der Fall?" fuhr der Künstler fort.

„Ich weiß wohl, daß Amerika noch ein junges Land ist, das durch die Verfolgung mehr praktischer Ziele vollauf zu thun hatte, und noch immer zu thun hat. Aber ich darf dennoch nicht verschweigen, daß für die Kunst immerhin schon mehr hätte gethan werden können. Besitzt dieses große, herrliche, aufstrebende Land, das in vielen Zweigen bereits die alte Welt überragt, ein Nationalmuseum? Ja, ist irgend eine Bewegung, ein Streben erkennbar, ein solches zu erlangen? Tausende, Millionen werden vom Congreß verausgabt für allerei industrielle und kommerzielle Unternehmungen, die Nationalschuld wird jährlich um viele Millionen verringert, überall ist frisches Leben und fröhliches Aufblühen wahrzunehmen, nur die hehre Kunst führt ein

kümmerliches Daſein, ſchleicht bettelnd und darbend im Lande umher, und findet höchſtens hier und da unter dem Dache eines Gönners eine kurze Raſt. Die Kunſt iſt ein wichtiger Faktor zur Erziehung des Volkes! Die rohen Sitten werden durch ihren Einfluß gemildert, der harte, ſtarrköpfige Sinn gebeugt, und das Herz empfänglich für alles Gute und Edle gemacht! Das ſollte unſere Regierung bedenken!" — —

Wer wollte zweifeln, daß der Künſtler wahr geſprochen hat? — —

Amerikaniſche Architektur.

Europäer, mögen ſie nun beſuchsweiſe die Vereinigten Staaten durchreiſen, oder ſich in einem Orte derſelben niedergelaſſen haben, hört man oft darüber klagen, daß die Phyſiognomie der amerikaniſchen Städte ſo wenig abwechſelungsreich ſei, daß vielmehr die genaue Kenntniß einer Stadt genüge, um ſich ein ziemlich getreues Bild von den übrigen Städten zu entwerfen. Dieſe Klage enthält viel Ungerechtes und Unwahres, denn allein die Lage der Städte bedingt ſchon eine Verſchiedenartigkeit der Bauweiſe, und ohne tiefer nachzugrübeln, wird Jeder zugeben, daß die Städte in Louiſiana und Florida einen ganz andern Eindruck hervorrufen, als die Städte in den äußerſten Nordſtaaten.

Ferner kommt auch hier — ſo jung die Republik auch ſein mag — das Alter der Städte in Frage, und Boſton beiſpielsweiſe wird den Beſucher ganz anders berühren, als Minneapolis oder Omaha, zwei Städte, welche noch in

ihren Kinderschuhen stecken, sich aber wie junge Riesen gewaltig emporstrecken. Auch das Wasser hat hier ein Wort mitzusprechen, und alle jene Städte, welche sich an dem Ufer eines Meeres oder Sees ausbreiten, werden eine ganz andere charakteristische Prägung aufgedrückt erhalten, als jene, welche tief im Lande versteckt, sich unter Waldbäumen verbergen oder von schweren Gebirgsmassen eingeschlossen sind. Es läßt sich jener, immer aufs Neue wiederholte Ausspruch vielmehr aus einer ganz andern Ursache herleiten, nämlich aus der, daß die Lebensweise in den Vereinigten Staaten fast durchgängig die nämliche ist, und daß sie es ist, welche den Städten den einförmigen Charakter verleiht. Eine Fahrt von Gibraltar bis nach St. Petersburg bringt den Reisenden mit verschiedenen Nationen zusammen, und selbst eine kurze Strecke innerhalb des deutschen Reiches macht ihn mit einer Reihe Volksstämmen bekannt, die sich von ihren oft nächsten Nachbarn durch Dialekt, Lebensweise und Tracht unterscheiden; hier aber giebt es durch das ganze große Gebiet, welches sich von einem Meere bis zum andern erstreckt, sich nördlich bis in die unbekannten Eisregionen verliert und südlich unter glühenden Sonnenstrahlen Orangen und Feigen reifen läßt, nur eine Nation, wenn auch aus zahlreichen Nationen zusammengeschmolzen, nur eine Sprache, welche alle anderen verschlingt, nur eine Tracht und nur eine Lebensweise. Kein Wunder, daß der europäische Reisende, an den reizvollen Wechsel der Völkerschaften gewöhnt, von der hiesigen Eintönigkeit der Lebensweise ermüdet, sich gelangweilt abwendet. Nur wer eine Reihe von Jahren unter den Amerikanern gelebt, ihren Charakter studirt und erkannt hat, wird auch die Fähig-

keit erlangen, einen augenfälligen Unterschied des Nordländers vom Südländer herauszufühlen und den Neu-Engländer vom Bewohner des Westens nicht nur am Dialekt der Sprache zu erkennen. Natürlich muß, sobald man die amerikanischen Städte durchwandert, von vornherein davon Abstand genommen werden, nach historisch interessanten Gebäuden, Ruinen, an die sich Sage und Geschichte knüpfen, oder Baudenkmälern Umschau zu halten. Das wäre etwa dasselbe, als wollte man die deutschen Wälder nach Indianern durchsuchen. Das Volk, welches dieses Land beherrschte, ehe es von den weißen Europäern Schritt für Schritt in das Dunkel des Urwaldes zurückgescheucht wurde, war kein Cultur-, sondern ein Naturvolk. Ihm genügte der gewaltige Dom, den die Natur in den Wäldern aus tausendjährigen Stämmen aufgerichtet hatte, um seine Andacht darin zu verrichten, und es verschmähte auch, Burgen und Mauern zum Schutze vor seinen Feinden aufzuführen, da das fast undurchdringliche Dickicht der Wälder es genügend verbarg und der weiche moosige Boden seine Tritte unhörbar machte. Wollten aber der Boden oder die Bäume des Waldes erzählen, sie hätten vielleicht das Schicksal mancher Rothhaut zu berichten, das in seiner einfachen Tragik tiefer zum Herzen spräche, als manches stolze Monument, das zum Andenken an einen europäischen Krieger errichtet worden ist. So hat denn dieses Volk fast keine Spuren von seinem tausendjährigen Leben zurückgelassen, und wenn nicht einige „Bleichgesichter" sie in Poesie und Prosa verewigt hätten, so würde selbst die Erinnerung an sie allmählich aussterben. Erst die Weißen brachten die Cultur mit herüber, und wenn man nach historischen Denk-

malen ausschaut, so sollte man zu den einfachen, unscheinbaren Blockhäusern wandern, welche aus roh gezimmerten Blöcken zusammengefügt wurden, als die ersten Ansiedler kühn und verwegen in den Urwald Amerika's eindrangen und die erste Saat der Cultur in den jungfräulichen Boden streuten. Jedes Blockhaus in der ersten Zeit der Ansiedelung war wie die Brust eines Winkelried, es machte Raum für die Nachstürmenden. Und jene ersten Kirchen, welche mit eintönigem Glockengeläut die Gläubigen zusammenriefen und im frommen Gebet vereinigten, können dreist jenen monumentalen Steinkolossen Europa's an die Seite gestellt werden, ja es bleibt noch eine offene Frage, ob sie nicht ihre Entstehung reineren und frömmeren Gefühlen verdanken, als manche der mit prächtiger Entfaltung von Kunst und Genie errichteten Kathedralen. Auch das sind amerikanische historische Gebäude, wenn auch das Auge jetzt über ihre unscheinbare Gestalt hinwegsieht! —

Die Bauten in den Städten entstammen einer jungen Zeit, und die schönen Bauten darinnen sogar der allerjüngsten Zeit. Es ist noch nicht gar so lange her, daß der wohlhabende Amerikaner sich entschloß sein einfaches Framehaus zu verlassen, um in einem anspruchsvoll dreinschauenden Steinhaus den Anforderungen seiner Zeit gerecht zu werden. Erst der starke Zustrom der Einwanderung, der rege Verkehr der neuen Welt mit der „alten Country" und der wachsende Wohlstand des Landes haben es zu Wege gebracht, daß Luxusbauten aufgeführt wurden und daß ganze Stadttheile mit vornehmen Privatbauten entstanden.

Aus den vorstehenden Bemerkungen wird man ersehen haben, daß die Architektur dieses Landes nicht nur eine

junge iſt, ſondern daß ſie auch von Europa nach hier verpflanzt worden iſt. Wenn man trotzdem berechtigt iſt, von einer „amerikaniſchen Architektur" zu ſprechen, ſo hat das ſeinen Grund darin, daß die Formen der europäiſchen Baukunſt hier bereits eine ſo ſeltſame, und nicht immer ſchöne, Umarbeitung erfahren haben, daß ſie als etwas „Selbſtſtändiges" aufzutreten berechtigt ſind. Treten dieſe umgemodelten Formen ſchon in den einfachen Geſchäftshäuſern auf, ſo bleibt ihr eigentlicher Tummelplatz doch die Privatarchitektur.

In Europa wird es jedem Bauverſtändigen noch möglich ſein, den Bauſtyl oder die Zeitperiode anzugeben, welche dem Architekten bei der Aufführung ſeines Hauſes vorgeſchwebt haben mag. Schreitet aber derſelbe Mann durch eine Villenvorſtadt amerikaniſcher Großſtädte, ſo werden ihm eben ſo viele Räthſel aufgegeben, als Villen vorhanden ſind, und ſein ſchön geſichtetes Syſtem, welches alle von der akademiſchen Weisheit anerkannten Bauſtyle enthält, bricht rettungslos zuſammen. Iſt er nun ein hitziger Kopf, ſo wird er unwirſch und mürriſch über den amerikaniſchen Architekten werden, der ganz gegen den althergebrachten Brauch, corinthiſche Säulen, ein Renaiſſanceornament und einen gothiſchen Erker an einem Gebäude verwandt hat. Bei kühlerem Dreinſchauen wird er ſich aber allmählich geſtehen müſſen, daß trotz dieſer Vermengung verſchiedener Zeitalter, die Wirkung eine gefällige, ja oft ſchöne iſt. Und dann endlich wird er es mit ſeinen akademiſchen Kenntniſſen in der Baukunſt gerade ſo machen, wie in mancher anderen Wiſſenſchaft, er wird das mühſam aufgebaute Syſtem über den Haufen werfen, und nicht mehr nach dem Styl, ſondern einfach nach der Wirkung fragen.

Schaut man so ein zierliches Häuschen an, und beginnt es nach den Regeln der Kunst zu zergliedern — wahrhaftig, selbst der ernsteste Mensch würde flüchtig lächeln müssen. Vergebens würde er einen „Katechismus der Baukunst" durchblättern, um eine Stelle zu finden, welche auf diesen seltsamen Bau paßte. Vielmehr wird er den Eindruck empfangen, als ob der Architekt aus den Bauformen aller Zeitalter sich ohne viel Besinnen mit kecker Hand herausgegriffen hat, was ihm gerade gefiel. Und jetzt müssen wir erklären, selbst auf die Gefahr hin, als Ketzer verschrieen zu werden, daß wir dieses frische Hineingreifen in den vorhandenen Bauschatz für etwas vollkommen Berechtigtes halten. Natürlich darf die gute Wirkung nicht außer Auge gelassen sein. Es dokumentirt sich in diesen Villenbauten der ächte amerikanische Geist, der fesselos das ganze Gebiet des Wissens abstreift und das aufhebt, was ihm der Beachtung werth erscheint. Ferne sei es aber, aus diesem Grunde jede Unart und Unschönheit sanktioniren oder das halbe Talent, welchem der Sinn für das Schöne abgeht, unterstützen zu wollen. Es ist weit schwerer, aus scheinbar unharmonischen Stücken ein harmonisches Ganze zusammenzustellen, als einem in allen Theilen vorgeschriebenen Styl getreulich nachzufolgen. Und gerade aus eben demselben Grunde findet man auch so viele Villen hier, welche, wie es scheint, der „Herr in seinem Zorn" erstehen ließ.

Schon in der Anlage entscheidet sich das moderne amerikanische Wohnhaus wesentlich von dem europäischen, speciell dem deutschen. Der amerikanische „Parlor" erfüllt nur selten die Pflichten der deutschen „Guten Stube" oder „Putzstube".

Weit eher ließ er sich mit dem „Wohnzimmer" vergleichen, da sich in ihm die verschiedenen Hausbewohner nach gethaner Arbeit zu versammeln pflegen, gerade wie die deutsche Familie sich im Wohnzimmer um die brennende Lampe zusammen findet. Der Parlor ist aber weit offener, gespreizter, anspruchsvoller, ein Geselle, der viel renommirt und in dem doch wenig „drinn" ist. Ihm wird im Hauptflur des Hauses der beste Platz angewiesen und da der Verkehr in ihm sich auch mehr dem Aeußerlichen zuwendet, so verfehlt man neuerdings nicht, die Wand nach der Straße zu, möglichst aus Glasscheiben bestehen zu lassen. Die sogenannten „Baywindows", welche aus dem deutschen Erkerfenster entstanden sind, bezeichnen so recht die ungeheure Wandlung, welche im Hause und Verkehr im Laufe der Zeiten vor sich gegangen ist. Jene altdeutschen Erkerfenster waren wie ein traulicher heimlicher Schlupfwinkel, in den das blonde Töchterchen des Hauses sich flüchtete, wenn sie nach dem Geliebten spähte, oder still von ihm träumen wollte. Die kleinen runden mit Zinn künstlich zusammengefügten Fenster verbargen sie der Außenwelt, während sie aus einem Auslug die Straße überblicken konnte. Oder an jenem Platz stand auch der ehrwürdige Sorgenstuhl der Frau des Hauses, um den sich die fröhliche Kinderschaar im Dämmerlichte zu versammeln pflegte, um den Märchen zu lauschen, welche die liebe Mutter im Flüstertone erzählte. In der Ecke des Zimmers war der Erker meistens angebracht, zuweilen noch durch einen farbenprächtigen Vorhang halb versteckt. Unsere modernen „Bay windows" treten dagegen mit der ganzen Aufdringlichkeit moderner Unverfrorenheit auf. Die breiten und hohen Scheiben gewähren einen Einblick in das ganze Innere,

namentlich am Abend, wenn drinnen das Gas angezündet iſt, und die Bewohner des Hauſes in Schaukelſtühlen gruppirt, auf- und niederſinken, und in augenſcheinlich gelangweilter Weiſe die flüchtigen Ereigniſſe des Tages beſprechen. Es ſoll aber damit nicht etwa über die „Bay windows“ ein Verdammungsurtheil geſprochen werden, um ſo weniger, als ſie dem Bedürfniſſe der Zeit wirklich Rechnung tragen. Außerdem aber ſind ſie es gerade, welche den Architekten Gelegenheit zu den anmuthigſten Verzierungen bieten und der ganzen Conſtruktion des Hauſes etwas überaus Gefälliges verleihen. Auch die Bewohner des Hauſes kommen durch dieſes „Privatſchaufenſter“ in die Lage, ihr Dekorationstalent zu zeigen, und ſelbſt Leuten, welche niemals die Schwelle ihres Hauſes betreten, einen Einblick in ihre Seele thun zu laſſen. Wem wird es nicht ſchon öfters aufgefallen ſein, wenn er durch eine der vornehmen amerikaniſchen Avenuen geſchritten, daß viele der Parlorfenſter direkt für die Straße dekorirt worden ſind? Daß zum Beiſpiel Statuen mit dem Geſichte nach der Straße zugekehrt ſtehen? Wüßten die Damen nur, welch' oberflächlicher, auf das Aeußere gerichteter Sinn ſich darin offenbart, ſie würden bald den freundlichen Gott oder die liebliche Göttin mit dem Geſichte nach der Stube kehren, damit der Liebreiz, der aus dieſen Marmorzügen leuchtet, das Zimmer durchſonnt und nicht von jedem Gaſſenbuben verhöhnt und geſchändet werden kann. Gemüther, welchen noch eine unbezwingliche Scheu vor der Oeffentlichkeit innegeblieben iſt, haben denn auch durch einen eleganten Vorhang meiſtens aus dünnem, prächtigen Stoffe in einer beliebten Modefarbe, das Fenſter wenigſtens halb geſchloſſen.

Ein anderer, faſt noch wichtigerer Unterſchied des amerikaniſchen vom deutſchen Wohnhauſe iſt der, daß das amerikaniſche Haus ſich mehr nach der Höhe ſtreckt, während das deutſche ſich mehr nach der Breite ausweitet. Der Grund hierfür iſt ein ſehr einfacher. Der Amerikaner, genau wie der Engländer, richtet ſein Beſtreben dahin, ein eigenes Häuschen zu beſitzen, in dem er allein mit ſeiner Familie wohnen kann. Doch der Bauplatz iſt theuer, und ſo kommt es darauf an, auf möglichſt geringer Bodenfläche ein Gebäude aufzuführen, das dennoch alle nöthigen Räumlichkeiten enthalten muß, und da die Breite und Tiefe beſchnitten ſind, ſo bleibt nur die Höhe zur Entfaltung des Raumes übrig. Auf dieſe Weiſe kommt es, daß die amerikaniſchen Häuſer ſchmal aber hoch ſind, und gewiſſermaßen drei geſonderte Stockwerke enthalten. Gewöhnlich werden in das eine die Schlafzimmer, in das andere die Wohnzimmer und das letzte das Eßzimmer und die Küche verlegt, und dabei heißt es „Trepp auf" und „Trepp ab". Das deutſche Wohnhaus, welches dagegen Platz für mehrere Familien enthält, dehnt ſich weit mehr in die Breite aus, ſo daß auf einem Flur ſich alle nöthigen Räume für eine Familie befinden. Abgeſehen davon, daß das Treppenſteigen innerhalb der Wohnung dort ganz fortfällt, ſo bietet das Arrangement der Räume bei Geſellſchaften einen unberechenbaren Vortheil, indem ſie gewiſſermaßen eine Flucht von Zimmern bilden, in denen ſich die Gäſte wohl zeitweiſe in Gruppen trennen können, aber doch immer wieder vereinigt ſind.

Natürlich kann eine ſo verſchiedene innere Einrichtung der Häuſer nicht ohne bedeutſamen Einfluß auf die äußere Architektur derſelben bleiben. Schon die Lage der Hausthür

bedingt eine große Veränderung der Gestaltung. In amerikanischen Häusern befindet sie sich fast immer an der Seite, während sie in deutschen Häusern meist in der Mitte angebracht ist. Es wird auch einleuchtend sein, daß der Architekt bei schmalen Häusern keine wuchtige kräftige Architektur anbringen kann, sondern daß er vielmehr dem Aufstreben der Häuser gemäß eine möglichst zierliche Architektur verwenden wird.

Auf vielen Gebieten unserer Einrichtungen und Lebensweise läßt sich unschwer der Einfluß Altenglands nachweisen, was Jedem, der die Geschichte der Vereinigten Staaten nur einigermaßen im Kopfe hat, auch als ganz natürlich erscheinen wird. Derselbe hat sich sogar heute noch, nachdem die Selbstständigkeit des Landes sich längst zu stolzem Selbstbewußtsein erhoben hat bei den Angloamerikanern, namentlich den Bewohnern des Ostens erhalten, und die Redensart „It is English you know“ ist, so albern sie auch klingt, doch aus weit tiefer liegenden Ursachen in's Leben getreten.

Und so läßt sich auch in der amerikanischen Architektur namentlich in der Villenarchitektur der bedeutende Einfluß Englands nachweisen.

Das englische Haus ist in erster Beziehung ein praktisches Haus, das heißt, der Architekt sieht vor Allem danach, daß die Vertheilung der Räume eine für die späteren Bewohner so bequeme wie mögliche ist. Erst wenn diese Absicht erfüllt ist, denkt er an die äußere Gestalt des Hauses, welche oft, der Lage der Zimmer gemäß, einen etwas phantastischen Anstrich erhalten mag. Er kümmert sich auch aus demselben Grunde wenig um die strenge Durchführung eines Styles, sondern sieht, wenn er seinen Plan beendet hat, die

Wirkung des Gesammtgebäudes zu einer möglichst malerischen zu machen. Dasselbe Prinzip verfolgt der amerikanische Architekt. Und nun giebt es einen Styl in England, welcher sich speciel dort gebildet hat und diesen nationalen Wünschen vollkommen gerecht wird. Es ist der Styl, den man kurzweg „Queen Elizabeth Style“ benennt. Derselbe ist eigentlich eine Verschmelzung der Gothik und der Renaissance, und datirt bis zum Jahre 1600 zurück. In jener Zeit wurde die Renaissance, welche ein Wiederaufleben der klassischen Zeit und Formen bedeutet, von Italien zum ersten Male nach England gebracht, trat erst selbstständig auf, wurde aber bald mit dem herrschenden Style verschmolzen. Dann entstanden jene reizenden Häuschen, welche voller malerischen Details waren, reich an Erkern, spitzen Giebeln und Dächern, großen oder getheilten Fenstern, hohen schlanken, zum Theil phantastisch geformten Schornsteinen, Thürmchen und Treppen. Jedes Haus aber erschien wie eine scharf ausgeprägte Individualität, die um so mehr Wirkung machte, als das englische Haus frei stand und gewöhnlich von allen Seiten mit Gesträuch oder Bäumen umgeben war.

Es war daher nur natürlich, daß der Amerikaner, als er nach einem Muster für sein Privathaus, seine Villa, sich umschaute, auf jenen gefälligen Styl fiel, der ihm nicht nur die größte Freiheit vergönnte, sondern der sich auch jeder besonderen Individualität anpaßte. Auf diese Weise entstanden denn so viele jener mit Zierrathen und Details überfüllten Villen in Amerika, welche mehr von dem krausen Geschmack des Eigenthümers erzählen, als von seinem Kunstsinn. Ganz allmählich aber bricht sich auch hier ein verbesserter Geschmack Bahn. Man sucht doch mehr und mehr ein wenig Symmetrie

in das Ganze zu bringen, und gar zu große Ungeheuerlichkeiten zu vermeiden.

Das Framehaus, (Holzhaus) früher faſt allein vorherrſchend, iſt in den eleganten Vierteln entweder ganz verſchwunden, oder ſeine einfache ſchmuckloſe Geſtalt iſt ſo ſehr verändert worden, daß man Mühe hat, ſie aus dem neuen Kleide herauszuerkennen. Zunächſt iſt es ein ganzes Stockwerk emporgehoben worden und hat ein ſteinernes Fundament bekommen. Dann iſt eine Veranda mit Freitreppe hinzugebaut, die zum zweiten Stockwerk, alſo zur urſprünglichen Hausthüre, emporführt; der Giebel iſt verziert und mit Schnitzereien geſchmückt worden, und endlich ſind die kleinen Scheiben in den Fenſtern verſchwunden und haben neuen großſcheibigen Fenſtern Platz machen müſſen. Kommt nun noch ein neuer Anſtrich hinzu, der gewöhnlich in zwei Farben ausgeführt wird, und zwar ſo, daß die Umſpannung der Fenſter und Thüren, ſowie die Verzierungen des Giebels und der Veranda in dunklerem Tone als die Grundfarbe gehalten wird, ſo ſoll noch Jemand verſuchen, in dieſen eleganten, heiter ausſchauenden Häuschen die alte „Framebude" herauszuerkennen. Nicht zu ſelten geſchieht es und iſt es geſchehen, daß die Bewohner jener beſcheidenen Framehäuſer ihr eigenes Ausſehen ebenſo wechſeln, wie das ihrer Häuſer, und daß ſie aus einfachen Arbeitern in groben Kitteln zu würdig ausſehenden Herren ſich herausbilden, um ſo in doppelter Weiſe den Beweis von der beglückenden Freiheit dieſes Landes zu liefern.

Wirkliche Schloßbauten ſcheinen hier auch garnicht am Platze zu ſein. Der demokratiſche Geiſt ſcheint ſich gegen dieſelben aufzulehnen und nur dann eine Prachtentfaltung

bei Gebäuden zu gestatten, wenn es sich darum handelt, Regierungsbauten oder Gebäude aufzuführen, die der Gesammtheit des Volkes zu Gute kommen, wie Bahnhöfe, Bibliotheken, Museen, Kirchen, Börsen u. a. m. Die Gleichberechtigung aller Bewohner, das Fortfallen aller Klassen- oder Rangunterschiede erlaubt es wohl, daß der Einzelne sich ein schönes Heim schafft, man empfindet es aber wie ein Unrecht, wenn dies in prahlerischer Weise geschieht, oder wenn die Formen gar zu lebhaft an feudale Zustände der alten Welt erinnern.

Es scheint in der That, als schwebten den Architekten beim Entwerfen derartiger Gebäude jene alten Schloßbauten vor, die in europäischen Ländern im Mittelalter von Edelleuten aufgeführt wurden. Sie vergessen aber ganz, daß jene Gebäude lediglich aus Nothwendigkeit so und nicht anders entstanden. Der hohe Thurm war der Aussichtsthurm, von welchem herab der Wächter in's weite Land schaute, um Freund oder Feind anzukündigen. Und um denselben herum, da wurden die Gebäude mit Erkern und Thürmchen angelegt, so wie das Terrain es gestattete oder die Nothwendigkeit es gebot. Trotzdem aber wirkten sie immerhin schöner, als jene traurigen Nachahmungen moderner Architekten, denn sie standen einsam, auf hoher Bergesspitze, oder kühn am Bergesabhang gelehnt. Ihre Zinnen und Spitzen, Thürme und Thore ragten in den blauen Himmel herein und oft vermochte sich nur der Adler zu ihrer Höhe emporzuschwingen. Nun aber herabgenommen auf die flache Erde und von all dem romantischen Zauber der Vergangenheit losgelöst, modernisirt und aufgefrischt, machen sie ungefähr den Eindruck, den ein schwer bewaffneter Ritter aus dem

Mittelalter unter einer Gruppe von Offizieren der Jetztzeit hervorruft.

Da läßt man ſich noch lieber jene kleinen Häuſer gefallen, die vor lauter Zierlichkeiten ausſehen, als wären ſie direkt aus dem Ofen eines Kuchenbäckers getragen und vorſichtig auf die Erde geſetzt worden. Unwillkürlich hebt man vorſichtig die Füße empor, wenn man an ihnen vorüber ſchreitet, denn eine unvorſichtige Erſchütterung könnte eine furchtbare Kataſtrophe herbeiführen, und bläſt gar vom See eine leichte Briſe herüber, ſo flüchtet man ſich ſchnell auf die andere Straßenſeite, denn das Umgeblaſenwerden dieſer Zuckerhäuschen ſcheint geradezu unausbleiblich.

An derartigen Häuſern kann man ſo recht beobachten, wie der Architekt dem Geſammteindruck durch „zu viel" Schnörkeleien ſchadet, und wie der Effekt vollſtändig aufgehoben wird, ſobald mehrere ſolcher phantaſtiſcher Bauten nahe an einander gerückt werden.

Bei dieſer Gelegenheit wollen wir gleich auf einen anderen Fehler aufmerkſam machen, in den manche amerikaniſche Architekten verfallen. Sie ſuchen künſtliche Effekte hervorzurufen, indem ſie in ihren Bauten die Idee wachzurufen beſtrebt ſind, als wären ſie durch irgend eine Laune der Natur geſchaffen, oder als hätte dieſe doch ihre Herſtellung unterſtützt. Das erinnert ſtark an jene Zeit, wo in Gärten vornehmer Perſonen künſtliche Ruinen, Grotten, halbzerfallene Tempel, gebrochene Säulen und ähnliche Dinge errichtet wurden. So ſoll die Front eines Hauſes zuweilen den Eindruck machen, als ſei ſie durch einen glücklichen Zufall der Natur aus rohen Steinen zuſammengefügt worden. Die Säule ſogar, welche den Balkon trägt, iſt aus ſo plumpen Blöcken aufgeführt worden,

daß ſie wirklich ſo erſcheint, als ſeien nur rohe Felsſtücke kunſtlos aufeinander gelegt worden.

Wie viel dankbarer iſt es nicht, wenn der Architekt auf den Aufwand von falſchem Flitterkram verzichtet, und ſeinem Bau als Schmuck ein ſchönes Ornament verleiht, das durch ſeine edlen Linien immer auf's Neue das Auge des Beſchauers reizt. Erſt ganz vereinzelt tritt dieſer Schmuck hier auf, um ſo freudiger darf er dort begrüßt werden, wo er mit Verſtändniß als Fries oder Füllung angewendet worden iſt.

Oft kann man an einem Beiſpiel nachweiſen, wie die Gedanken des Architekten auf halbem Wege ſtehen bleiben, oder ſich mit andern fremden miſchen. Doch faſt immer befindet ſich die Kritik in einer eigenthümlichen Lage, denn obwohl dieſelbe die Seltſamkeiten kaum zu dulden im Stande iſt, verliert ſie dennoch den Muth, ernſtlich zu tadeln, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil das Ganze in ſeiner Sauberkeit, ſeiner kecken Unverfrorenheit, ja faſt übermüthigen Schalkheit zuletzt doch erfriſcht und erfreut. Und hier kommen wir zu einem Punkte, der nicht genug gerühmt werden kann. Die Amerikaner ſetzen nämlich einen Stolz darein, ihrem Hauſe ein ſtets friſches und ſauberes Anſehen zu geben, und wo einfaches Waſſer nicht mehr helfen will, da muß der Maler kommen, um mit dem Pinſel nachzuhelfen. Ebenſo hält er es mit dem Stückchen Erde, das ſich vor ſeinem Hauſe ausbreitet, und das er durch Gras oder Pflanzen zu einem heiteren Fleckchen umwandelt. Es iſt in der That eine wahre Erfriſchung, wenn man die Avenuen und breiten Privatſtraßen einer amerikaniſchen Stadt herabſchreitet. Da reiht ſich Haus an Haus in ſchmuckem, blanken Kleide, als

wären ſie alle für einen hohen Feſttag herausgeputzt, umgeben von Büſchen, Bäumen und Blumen.

Unwillkürlich empfängt man das Bewußtſein, inmitten eines Volkes zu wandern, deſſen Bürgerſchaft auf ſolider Grundlage ruht, und bemüht iſt, das höchſte Glück des Lebens im Frieden des Hauſes zu ſuchen. Daher die ſcharf ausgeprägte Individualität der amerikaniſchen Häuſer, deren jedes dem Charakter des Bewohners angepaßt zu ſein ſcheint. Und kommt man erſt weiter hinaus in's Freie, wo die Plätze um die Gebäude ſich ausdehnen, ſo wird man erſt recht die Eigenartigkeit dieſer Villenarchitektur ſchätzen müſſen. Denn wenn aus dem üppigen Grün, vielleicht ſelbſt noch die Wände mit wildem Wein umſpannt, ſo ein zierliches Häuschen durchblickt, oder ein ſeltſam geformtes Thürmchen, oder ein eigenartiger ſpitzer Giebel durch die ſaftigen Blätter hervorſchaut, ſo könnte nur ein bis in's Innerſte erſtarrter Pedant den hohen Maßſtab der Kunſt an ſolche Bauten legen wollen. In der freien Natur hat jedes Ding das unbeſtrittene Recht ſich frei zu entwickeln. Der Amerikaner thut Recht daran, daß er kein blinder Nachahmer der Kunſtformen der alten Welt ſein will, daß er unverzagt und mit friſchem Muthe in den reichen Schatz Europas greift und daraus hervorzieht, was ihm beliebt, daß er endlich das Angenommene nach ſeinem eigenen Geſchmacke und ſeiner eigenen Geſinnung umformt und umwandelt. Es iſt beſſer für ein Volk, eine eigene, wenn auch beſcheidene, Kunſt zu beſitzen, als eine fremde in ſklaviſcher Treue nachahmen. Die beſcheidene Kunſt, die aus dem Fleiſch und Blut des Volkes emporgeſtiegen iſt, wird ſich mit der Zeit veredlen, vervollkommnen, die fremde, angenommene

aber, wird immer gehaltloſer werden, weil ihr nicht der Geiſt des Volkes innewohnt, der allein die einzige Quelle iſt, aus welcher die Kunſt heilkräftige Nahrung ſchöpfen kann.

Kunſt und Dilettantismus.

Jeder, der ſich einmal in eine ernſte Unterhaltung mit einem Amerikaner über hieſige Verhältniſſe eingelaſſen und dabei über Dies und Das ſein Mißfallen oder ſeine Verwunderung geäußert hat, wird die Erfahrung gemacht haben, daß ſich der Amerikaner ſchwer oder gar nicht von den klarliegendſten Wahrheiten überzeugen läßt. Iſt er ſchließlich ſo in die Enge getrieben worden, daß eine Ausflucht nicht mehr möglich iſt, ſo lächelt er und ſagt: „Gut! Angenommen es iſt ſo, wie Sie ſagen, ſo vergeſſen Sie nur das Eine, nämlich die große Jugend unſeres Landes!“ Jetzt hat er den Ton gefunden, der in kräftigſtem Klange in ſeinem Herzen wiedertönt. Er wirft ſich in die Bruſt, reckt ſich in die Höhe, vergräbt die Hände in beiden Hoſentaſchen und fährt mit ſtolzer Ueberlegenheit fort: „Wie alt iſt denn unſer Land? Und was haben wir in der kurzen Zeit unſeres Beſtehens geleiſtet? Es iſt unerhört, ohne jedes Beiſpiel in der Geſchichte, einfach überwältigend!“ Seine Augen leuchten, und der Stolz, der aus ihnen blitzt, iſt ein wirklich empfundener. Nach einer kleinen Pauſe, in welcher dem Andern nichts zu thun übrig bleibt, als zuſtimmend mit dem Kopfe zu nicken, beginnt er von Neuem: „Nun, ſo geben Sie uns Zeit, warten Sie ab, bis wir die rieſigen

Kinderschuhe abgeworfen haben, und Sie werden sehen, daß wir auch auf dem Gebiete der schönen Künste Europa überflügeln werden! Uebrigens sind wir bereits auf dem besten Wege dahin, denn ....." Und nun zählt er eine Menge Künstlernamen auf, welche „abroad" sich eines hohen Rufes erfreuen, Maler, Bildhauer und Musiker. Das aber verschweigt er, oder will er nicht wissen, daß diese Künstler durch ihre europäische Erziehung, durch die Richtung in ihrer Kunst, durch ihre Anschauungen vom Leben und durch ihren beständigen Aufenthalt in Europa längst aus Amerikanern gute Europäer geworden sind, wenn auch ihre Wiege in Ohio, New York oder Pennsylvanien gestanden hat.

„Geben Sie uns Zeit!" Dieser Wunsch ist der bescheidenste unter allen Wünschen. Unberührt von dem Willen der Menschheit rückt der Zeiger der Weltenuhr Stunde um Stunde, Jahr um Jahr vorwärts! Wenn also die Zeit das einzige Hülfsmittel wäre, um bessere Zustände herbeizuführen, so stände der großen Republik allerdings eine glänzende Zukunft bevor, und Europa mag zittern! Jedes Jahr, das in den schwarzen Schlund der Vergangenheit herniederrollt, würde Amerika immer näher der höchsten Vollkommenheit bringen. Doch leider gehört noch Eins dazu, ein durchaus Wichtiges, ohne welches nichts, garnichts erreicht werden kann. Man müßte nämlich verstehen, diese Zeit auch gehörig auszunützen! Und da stehen wir wieder vor dem ewigalten Geheimniß, dessen Lösung die alten Inder, Aegypter, Griechen und Römer so groß gemacht hat, und welches auch die Culturvölker des heutigen Europa zu einer so hohen Entwickelung geführt hat. Das junge Amerika müßte sich fleißiger um die Erziehung von Jung-Amerika bekümmern,

damit, wenn das junge Amerika aus den Kinderjahren (und hundert Jahre sind dafür eigentlich vollständig hinreichend) tritt, auch Jung-Amerika seine vielen Kinderkrankheiten glücklich überstanden hat.

Es ist immerhin eine erfreuliche Thatsache, daß in die Stimmen, welche auf das einseitige Erziehungswesen der amerikanischen Jugend hinweisen, sich immer häufiger amerikanische Stimmen mischen. Bisher waren es fast ausschließlich „Fremde", welche das undankbare Geschäft besorgten, die Schäden und Mängel in der amerikanischen Gesellschaft aufzudecken. Jetzt beginnt man auch in den stockamerikanischen Kreisen schärfer zuzusehen und die Augen, welche von dem Glanze der jungen Republik bisher wie geblendet waren, weiter aufzuthun.

Erst kürzlich ließ sich wieder eine gewichtige amerikanische Stimme vernehmen, welche sich mit anerkennenswerther Offenheit über die hiesigen Kunstzustände ausließ. Der Vorsteher eines Kunstinstituts in New York (N. Y. Institute for Artist-Artisans), Herr Jno. Ward Stimson, hat vor kurzer Zeit seinen Jahresbericht veröffentlicht und benutzte diese Gelegenheit, um über Kunstverhältnisse allerlei Lesenswerthes und Beachtenswerthes auszukramen. An einer Stelle heißt es darin:

„Unser Land bedarf ernster Männer, die beseelt sind mit warmer Sympathie für Amerika, welche die beste Erziehung genossen haben, nach bestimmten Grundsätzen handeln und eine reiche praktische Erfahrung hinter sich haben, Männer, die das reichste Vertrauen verdienen." Die Kunst hier zu Lande, meint Herr Stimson, sei lange genug durch mechanisches Nachahmen, Dilettantismus und schülerhafte

Pfuscherei mißhandelt worden und sollte fortan von einer bestimmten höheren Idee getragen werden.

Wer wollte dem widersprechen? Wer weiß nicht, daß hier die sogenannte Kunstpflege fast ausschließlich von Dilettanten ausgeübt wird, die mit Stift und Pinsel das Unglaublichste zusammenschmieren und dennoch immer eine Schaar von Bewunderern um sich haben? Wer hat nicht schon einen gelinden Schrecken verspürt, wenn er in ein befreundetes Haus getreten ist, und von den liebenswürdigen Bewohnern vor eine Reihe von Bildern geführt wird, welche ein Familientalent mit „geringer Nachhülfe" des Lehrers „verübt" hatte? Wer hat nicht schon unbeschreibliche Qualen erduldet, wenn so ein „home talent", von den stolzen Eltern vorgeführt wurde, und die Skizzen und Mappen, „Studien nach der Natur" oder „Copien nach berühmten Vorbildern" vor seinen Augen ausgebreitet hatte? Ausgebreitet in dem Bewußtsein, wahre Kunstschätze geliefert zu haben, die jede Kritik vertragen können. Wehe dem Unglücklichen, der seine Zunge nicht im Zaume halten kann, und ein Körnchen Wahrheit darüber schlüpfen läßt! Er ist geächtet, ein Narr, ein Ketzer!

Das Schlimmste bei diesem amerikanischen Dilettantismus ist eben die Unverschämtheit, mit welcher er sich breit macht. Würde er sich bescheiden in enge Grenzen zurückhalten, anspruchslos sich äußern und aus innerem Bedürfniß geübt werden, so könnte man ihn freudig als Zeichen dafür begrüßen, daß die Liebe für wahre, ächte Kunst im Wachsen begriffen sei. Aber sein protzenhaftes, freches Gebahren belehrt uns nur von dem traurigen Gegentheil, daß eben Dilettantismus für die Kunst selber gelten muß.

Kein Goldrahmen iſt zu breit und zu ſchön, um dieſe Bilder zu umſtrahlen, und der „Parlor“ iſt gerade gut genug, um dieſe prunkenden Hausſchätze aufzunehmen. Jedes dieſer armſeligen werthloſen Bilder aber ſtiehlt einem wirklich guten Bilde, und wenn es nur ein einfacher Holzſchnitt oder Stahlſtich iſt, den Platz, verdirbt den Geſchmack der Bewohner, und untergräbt die Liebe für ächte, wahre Kunſt. Ein entſetzlicher Verluſt für das amerikaniſche Volk! Eine Beſchränktheit, die ſich von Jahr zu Jahr mehr rächen wird!

Herr Stimſon ſtellt auch einen Vergleich zwiſchen Amerika und Europa an, und kommt zu folgendem Schluſſe: „Die Freiheit, auf welche wir Amerikaner ſo ungeheuer pochen, iſt verbunden mit Unkenntniß und Sklaverei im induſtriellen Leben. Die Amerikaner müſſen weiſer erzogen werden, oder ſie werden beſtändig ärmer werden.“

Auch er ſieht als einziges Rettungsmittel die Gründung von guten Induſtrie- und Kunſtſchulen an, und iſt ein eifriger Befürworter derſelben.

„Kurz und gut,“ ruft er aus, „wir Amerikaner brauchen eine künſtleriſche Erziehung, im weiten Umfange, praktiſch verwendbar und zwar augenblicklich.“

Möchten ſeine Wünſche die auch die unſrigen ſind, bald in Erfüllung gehen!

Der „Parlor“.

In Amerika, wo die Menſchen vornehmlich auf das Leben in der Familie angewieſen ſind, iſt es immer mehr und mehr Sitte geworden, die Räume des Hauſes

ſo behaglich als möglich auszuſchmücken. Man ſah in früheren Zeiten ſelbſtverſtändlich darauf, zunächſt die Bequemlichkeit zur möglichſten Vollkommenheit zu bringen, ohne groß der Schönheit der Formen Rechnung zu tragen. Allmählich aber erwachte der Trieb, das Nützliche mit dem Angenehmen zu verbinden und die Ausſchmückung der Zimmer begann. Mit dem „Parlor" wurde der Anfang gemacht. Die Töchter des Hauſes arbeiteten zierliche Decken, welche über die Lehne des Schaukelſtuhles gelegt und auf das kleine zu irgend einem Gebrauch ganz unpraktiſche Tiſchchen gebreitet wurden. Bilder, meiſtens Waſhington und Lincoln, fanden an den Wänden Platz, Familienbilder in Stehrahmen zierten den Kaminſims, und in Thon- oder Glasvaſen ſteckte man möglichſt bunte künſtliche Sträuße. Eine beſondere Wichtigkeit wurde der Dekoration mit Papier beigelegt. Farbiges Seidenpier, in gleichgroße Streifen geſchnitten, lag auf dem Kaminſims, vor dem Spiegel und auf dem Tiſche. Irgend ein Spruch auf Papier gedruckt, wie „There is no place like Home", fand einen hervorragenden Platz an der Wand gewöhnlich dem Eingange gegenüber, und Karten, welche von großen Geſchäftshäuſern als „Advertiſements" verausgabt und zu Tauſenden von Exemplaren ausgeſtreut waren, wurden mit Nadeln an die Wände geſteckt. Vorhänge an den Fenſtern fehlten gänzlich und waren durch Vorläden erſetzt, die meiſtens ängſtlich geſchloſſen gehalten wurden, um ja nicht dem Licht und der Luft den Eintritt zu geſtatten. Dafür aber fehlte es nie an einem Teppich, der die farbenprächtigſten Blumengewinde aufwies. Der Einfluß, den aber der europäiſche Kunſtgeſchmack immer geltender zu machen wußte, blieb nicht ohne praktiſche Folgen. Der in jedem Jahre reger werdende

Verkehr zwiſchen der alten und neuen Welt trat hinzu und Alle, welche Europa beſucht und in ſeinen Kunſtgalerien und ſeinen kunſtgewerblichen Ausſtellungen einen, wenn auch nur flüchtigen, Eindruck empfangen hatten, brachten reformatoriſche Ideen heim. Und wenn man heute in den „Parlor“ eines guten Bürgerhauſes tritt, ſo wird man angenehm überraſcht werden durch die großartige, vortheilhafte Veränderung, die im Laufe der Zeit damit vorgegangen iſt. Er iſt weit gefüllter, prunkhafter geworden, eine größere Anzahl Möbel ſtehen herum, die Wände ſind mit mehr Bildern in ſchweren Goldrahmen bedeckt, ein Clavier fehlt nie, und Vorhänge, meiſtens Doppelvorhänge, dämpfen das Licht, das aus den großen Fenſtern in das farbenhelle Zimmer fällt. Die Farbe hat jedoch noch immer ihr Recht darin behauptet, Teppiche und Tapeten ſind bunt, die Decken ſogar ſind mit buntem Papier beklebt, Deckchen in allen Farbenſchattirungen prangend, liegen überall herum, die Bezüge der verſchieden geformten Stühle (odd chairs) ſchillern in allen Farben, künſtliche Blumen machen ſich in Körben und Vaſen breit, und auch die buntfarbigen „Advertiſements“ ſind noch nicht ganz vertrieben worden. Dafür ſind Waſhington und Lincoln verſchwunden und Papa und Mama in Oel, von einem Lokalkünſtler gemalt, blicken in blühendſter Geſichtsfarbe aus vergoldeten Rahmen herab, und an der gegenüberliegenden Wand haben Landſchaften einen Platz gefunden, welche die Hildebrand'ſchen Aquarellen an Farbenpracht weit übertreffen. Neuerdings iſt noch dazu das faſt krankhafte Beſtreben hinzugekommen, alle möglichen Gegenſtände mit Farbe zu verſchönern und als beſonderen Schmuck in den Parlor zu ſtellen oder aufzuhängen. Schüſſeln und

Teller, Schaufeln, Beſen und andere Dinge, welchen bisher der Eintritt in das Allerheiligſte ſtrenge verwehrt war, werden jetzt mit Broncefarbe angeſtrichen, mit einer bunten Schleife geſchmückt, vielleicht ſogar bemalt und als Dekorationsſtück der Räume verwandt. Einer ahmt dem Andern nach und Keinem ſcheint eine Idee von der Geſchmacksverirrung, die ſich darin kundgiebt, aufzuſteigen. Es iſt ſomit noch viel zu thun, noch viel auszurotten, ehe der gute Geſchmack ſich ſo weit Bahn gebrochen haben wird, daß er Gemeingut des Volkes geworden iſt.

Die Frage, wie ſoll denn ein Raum geſchmückt werden, um einen harmoniſchen Eindruck hervorzurufen, iſt leichter zu beantworten, als es auf den erſten Augenblick erſcheinen mag. Man vermeide zunächſt alles Unnatürliche, denn jede Unnatur iſt unſchön. Wer zum Beiſpiel würde mit ſeinen Füßen auf ſchwellende Roſen und farbenprächtige Tulpen treten wollen? Deshalb fort mit den Teppichen, welche in ihren Muſtern die Blumen ſo getreu als möglich darzuſtellen ſuchen! Das Empfinden eines feinfühligen Menſchen muß unwillkürlich durch ſolch' eine Bodenbekleidung verletzt werden. Ueberhaupt ſollte man ſowohl bei Tapeten als bei Teppichen nur gedämpfte Farben und immer nur ornamentirte Muſter wählen. Styliſirte Blumen ſind alsdann nicht ausgeſchloſſen. Nichts ermüdet das Auge mehr auf die Dauer, als Blumentapeten oder Blumenteppiche, während es immer wieder auf's Neue die ſchönen verſchlungenen Linien eines Ornaments verfolgen wird. Selbſtredend müßten Teppiche und Tapeten in Farbe und wenn irgend möglich auch im Muſter harmoniren. Die Decke ſollte möglichſt eintönig gehalten werden, und höchſtens durch eine paſſende Malerei oder

eine Stuckverzierung geſchmückt werden. Jedenfalls ſollte ſie einen möglichſt leichten Eindruck hervorrufen, um die Idee des Gefangenſeins in den Hintergrund zu drängen. Die neuerdings beliebte Mode aber, die Decke mit bunten Papierſtreifen zu bekleben, ruft gerade das Gegentheil hervor und erzeugt ein Gefühl des entſchiedenen Unbehagens. Die Vorhänge an den Fenſtern ſollten im „Parlor“ klar und durchſichtig, in den andern Zimmern aber dicht und von matter Farbe ſein, und alle Decken und Deckchen ſollten in Farbe und Muſter in Uebereinſtimmung mit den Grundton des Zimmers gebracht werden. Die Möbel, ſelbſtredend aus einer Holzgattung, ſollten eine ruhige Form haben, und jeder Schmuck derſelben von einer einheitlichen Idee durchdrungen ſein. Alles, was verwirrt, beunruhigt, zerſtreut, ſollte unbarmherzig aus dem Raume entfernt werden. Die Töchter des Hauſes ſollten nicht nur Handarbeiten zur Ausſchmückung des „Parlors“ anfertigen, ſie ſollten ſie auch mit Verſtand und Ueberlegung ausführen. Sie müſſen deshalb bei der Wahl des Stoffes, der Farben und des Muſters vorſichtig zu Werke gehen und immer auf die Harmonie des Ganzen bedacht ſein. Gemachte Blumen, und mögen ſie noch ſo kunſtvoll ſein, bilden keinen ſinnigen Schmuck, dafür aber laſſen ſich trockene Gräſer und Blätter mit Dank verwenden. Ebenſo iſt ein buntes Tuch, falls die Farbe mit dem Grundton harmonirt, von künſtleriſchem Effekt, wenn es in gefälligem Faltenwurf über die Ecke eines Bildes, einer Staffelei oder Lehne eines Stuhles gebreitet wird. Alle unnützen Möbel ſollten aus dem Hauſe verbannt werden, ebenſo ſollte die Mode, den ganzen Parlor mit „odd chairs“ zu füllen, auf das Aeußerſte beſchränkt werden. Endlich

ſollte man in der Auswahl der Bilder, welche in den Parlor gehängt werden, ſehr vorſichtig ſein. Familienbilder gehören in das Wohnzimmer, dem Sammelplatz der Familienmitglieder, in den „Parlor" aber gehören Bilder, welche das Intereſſe der Allgemeinheit erregen. Kann man kein gutes Oelbild von künſtleriſcher Hand ausgeführt, erſchwingen, ſo begnüge man ſich lieber mit einem ſchönen Kupfer- oder Stahlſtich, ehe man durch einen billigen und ſchlechten Farbendruck die ganze Eintracht ſtört. Ein hiſtoriſches Bild oder Köpfe berühmter Männer, eine ſchöne Landſchaft oder ein gutes Genrebild, das ſind Vorwürfe, wie ſie in ein Zimmer paſſen, welches Perſonen verſchiedener Geſinnungen und Lebensſtellungen aufzunehmen beſtimmt iſt. Ferner hüte man ſich vor allzugroßer Ueberladung des Raumes mit Nippſachen. Auch darin ſchadet das zu viel, während hier und da ein gutes Stück aufgeſtellt, von großer Wirkung iſt. Bücher ſollten ſelbſt in einem „Parlor" nicht fehlen, aber nur Bücher allgemeinen Inhaltes, wie etwa illuſtrirte Dichtungen, Anſichten aus Städten und Ländern und Prachtwerke. Daß endlich blühende Blumen ſelbſt dem harmoniſchſten Raume zur ſchönſten Zierde gereichen, iſt kaum nöthig zu erwähnen.

Amerikaniſche Frühlingspoeſie.

In keiner Jahreszeit beginnt das deutſche Herz ſo rebelliſch zu werden, als wenn der lange Winter ſich ſeinem Ende naht und dem Kalender nach der Frühling ſeinen Einzug halten ſollte. Da beginnt es ſich in dem Buſen

eines Deutſchen zu regen und zu dehnen und die Sehnſucht nach der alten Heimath, welche er längſt überwunden wähnte, ſchwellt ihm auf's Neue das Herz und läßt die alten ſüßen Bilder von Frühlingsluſt und Frühlingswonne im alten und doch ewig jungen Zauberglanze vor ſeinem feuchten Blick erſtehen! Er träumt von

„Saatengrün, Veilchenduft,
Lerchenwirbel, Amſelſchlag,
Sonnenregen, linde Luft!"

Er träumt von der Jugendzeit in der Natur, welche er gerade ſo wie ſeine eigene Jugendzeit hinter ſich gelaſſen hat, als er das Schiff beſtieg, um weſtwärts zu ziehen. Hier blüht ihm kein Frühling mehr, auch keiner mehr in der Natur! Arbeiten, im Glühſchein der Sonne, ſo heißt das erſte und letzte Gebot, will man ſich einen freundlichen Herbſt und einen erträglichen Winter ſchaffen. Zum Koſen und Schwelgen in lauer würziger Frühlingsnacht, dazu iſt das Leben und die Natur hier nicht gemacht.

Bekommt man zufällig in dieſer Zeit des Gährens und Werdens, des ſich Dehnens und ſich Sehnens ein deutſches Gedichtbuch in die Finger und lieſt hier und da ein Frühlingsgedicht, das aus dem vollen Herzen heraus geboren zu ſein ſcheint, da wird es auch in uns wieder Frühling und wir möchten mit dem Dichter hinausziehen in Berg und Thal und uns an den tauſendfältigen Wundern der jungen Natur berauſchen. Doch läßt man das Buch aus der Hand ſinken, und den Blick wieder über unſere Fluren ſchweifen, die ohne jeden ſanften Uebergang aus kahler Wintersöde in die Fülle des Sommers hinübereilen, dann begreift man

plötzlich, warum hier zu Lande die Poesie des Frühlings nicht gedeihen kann.

Es ist in den amerikanischen Blättern zur stehenden Regel geworden, alljährlich die Dichter, welche den Frühling oder den „ersten Schnee" besingen, zu verspotten, und auf ihre Kosten einige recht billige Witze zu machen. Das ist nicht sehr hübsch, aber in Bezug auf die Frühlingsgedichte hat die Ironie des Amerikaners jedenfalls ihre volle Berechtigung. Die hier erzeugte Frühlingspoesie kann keine echte, wahre, im Herzen entstandene sein, weil es hier keinen rechten Frühling giebt. Unsere Dichter können nicht wie Uhland singen:

„O, sanfter, süßer Hauch,
Schon weckest du wieder
Mir Frühlingslieder.
Bald blühen die Veilchen auf."

Machen sie dennoch Frühlingslieder, so wird die darin besungene Herrlichkeit eine theilweise erträumte, erdichtete sein, oder es werden darin Rückerinnerungen an den deutschen Frühling wieder zu neuem Leben erwachen. In ersterem Falle werden die Gedichte uns völlig kalt lassen, im letzteren werden sie von einer wehmüthigen, herbstlichen Stimmung durchzogen sein, also ebenfalls keine echten Frühlingslieder sein. Der Reiz dieser Lieder besteht ja eben darin, daß in ihnen die volle Lust und Freude am Leben, das Hoffen auf selige Stunden und Tage, zum vollsten reinsten Ausdruck gelangen, daß sie durchaus frei von sentimentalen Regungen sein sollen, die ihren passendsten Ausdruck wiederum allein in Herbst- und Winterliedern finden.

„Süßer, goldner Frühlingstag
Inniges Entzücken!"

oder aber:

„O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun armes Herze sei nicht bang:
Nun muß sich alles, alles wenden!

Das sind Empfindungen, wie sie der nahende Frühling erzeugt, wie sie schöner, reiner kaum zum zweiten Male zum einfach rührenden Ausdruck gebracht worden sind. Aber um das schreiben zu können, das vor Allem empfinden zu können, muß man den Frühling nicht nur vom Hörensagen oder aus der Rückerinnerung kennen, nein, man muß mit beiden Füßen mitten in der aufsprossenden und aufblühenden Frühlingspracht stehen, von dem „sanften, süßen Hauch" umweht sein und die „Frülingswolken" am klaren Himmel über sich ziehen sehen.

Die amerikanischen Dichter werden deshalb mit ihrer Frühlingspoesie schwerlich die Höhe des Parnassus erklimmen. Natur und Leben sind hier viel zu nüchtern und praktisch, um für Frühlingslieder die nothwendigen satten und glänzenden Farbentöne hergeben zu können. Dies ist das Land des täglichen ernsten Kampfes um Erfolg und Erwerb, das Land, in dem der Kampf um das Dasein erbitterter und rücksichtsloser geführt wird, wie in keinem anderen Lande der Welt.

Die höchsten Ehren, den größten Ruhm und den duftigsten Lorbeerkranz wird sich daher derjenige amerikanische Dichter erringen, in dessen Seele sich dieses gewaltige Bild des täglichen Kampfes abspiegelt, läutert und zur Dichtung verklärt. Er wird ein Dichter der Arbeit, nicht aber ein Dichter des Frühlings sein müssen.

Prinz Carneval.

Wenn man irgend eine deutsch-amerikanische Zeitung in der Fastnachtszeit durchsieht, so wird man bemerkt haben, wie es sich in allen Vereinen regt, um den Prinzen Carneval freudig zu empfangen, und seine Regentschaft so heiter und so lustig wie möglich zu gestalten.

Wie aber in vielen anderen Dingen, so geht es auch mit dem Carneval in Amerika vorläufig noch sehr langsam voran. Das Feld dafür ist noch nicht genügend vorbereitet, um eine volle, köstliche Frucht erwarten zu können. Der gute Wille überragt noch immer die That. Der ausgeprägt praktische Sinn der Amerikaner sieht in dem Carnevalstreiben nichts weiter als eine große Thorheit, eine wirkliche Narrheit, denn es fehlt ihm das Verständniß für den feinen Humor, das Gefühl für den harmlosen herzerfreuenden Witz. Sein Humor ist scharf und zweischneidig, sein Witz bissig und oft verletzend. Die Geißel, die sein Humorist schwingt, ist mit kleinen scharfen Stiften beschlagen, die bei jedem Schlage empfindliche Schmerzen verursachen. Mit einem Worte er ist mehr Satyriker als Humorist.

Aber auch der Deutsch-Amerikaner büßt hier zu Lande viel von seinem Humor und Mutterwitze ein. Seine Kräfte werden hier zu lange und zu anstrengend auf dem Gebiete des Erwerbs angespannt, um sich noch mit leichtem Flügelschlage über die Misere des Lebens erheben zu können, und mit schalkhaftem Lachen auf Alles herabzuschauen, was sich sonst mit schwerem Gewichte an seine Füße kettet. Er ver-

liert allmählich die Fähigkeit, den Ernſt des Lebens mit heiterem Lachen und unſchuldigem Humor zu durchſonnen. Ja, es kann wohl gar ſo weit kommen, daß er auf Alles, das nicht im direkteſten Zuſammenhange mit dem leidigen Gelderwerbe ſteht, mit kühler Verachtung herabſchaut, und nicht mehr begreifen kann, wie es Menſchen geben kann, die an dem bunten Flitterkram des Lebens Freude empfinden können.

Unter dieſen Umſtänden wird es allerdings dem Prinzen Carneval ſehr erſchwert, hier eine ruhmreiche Regentſchaft aufzuſchlagen. Vorerſt wagt er ſich überhaupt nicht auf die freie Gaſſe. Sein Empfang würde entweder Spott und Hohn ſein, oder er würde ſtumm und ſtumpf empfangen und angeſtaunt werden. Das Volk, an dem er mit ſeinem übermüthigen und glanzvoll ausgeſtatteten Heereszuge vorbeiziehen würde, hat ja nichts, was ihm innerlich verwandt iſt. Man würde den Prinzen ſeiner königlichen Würde entkleiden, und in ihm nichts weiter als einen ganz gewöhnlichen „fool“ erblicken, ja man würde ſich im Stillen vielleicht noch wundern, wie ſich ein vernünftiger Menſch dazu hergeben konnte, eine ſo närriſche Rolle zu übernehmen. Das Völkergemiſch, aus dem unſer Volk zuſammengebraut iſt, wird noch lange Zeit bedürfen, ehe ſich in ihm auch das Verſtändniß für harmloſen Humor und einfache Lebensfreude zum klaren Bewußtſein emporringt. Die Verſuche, den Carneval auch auf der amerikaniſchen Straße lebensfähig zu machen, ſind vorläufig noch alle geſcheitert, und ſelbſt der berühmte „mardi gras“ in New Orleans iſt nichts anderes wie ein nüchterner Abklatſch europäiſchen Carnevalstreibens. Die koſtſpieligen Umzüge, die in New Orleans, St. Louis, Baltimore, Cin-

cinnati und vielleicht auch in anderen Städten des Landes alljährlich von „incorporirten" Gesellschaften abgehalten werden, sind weiter nichts, wie hübsche Schaustellungen, die einfach vom Volk angestaunt werden. Man läßt die Dekorationsstücke an sich vorüberziehen, und der Carneval ist vorüber. Es existirt eben kein geistiges Bindemittel, das den Zug und die Zuschauermenge zu einem gemeinsamen Ganzen zusammenschmelzen ließe. Das Interesse der Menge an diesen Umzügen beschränkt sich nur auf die stumme Bewunderung der Pracht, die dort entfaltet wird, und auf die Berechnung der ungeheuren Unkosten, deren Höhe den Leuten wahrhaft imponirt. Aber auch in den vier Wänden der Vereinslokale führt der Prinz Carneval noch immer ein wenig heiteres Leben. Es will ihm noch immer nicht gelingen, seine Herrschaft von Allen, die dem Verein angehören, anerkannt zu sehen. Man begegnet ihm mit viel zu viel Kopfschütteln, philisterhaftem Bedenken und kühlem, nüchternem Verstande. Die Phantasie wagt sich selten hier zu hohem Fluge und die tägliche Last des Tages drückt auch die Schwingen der Seele zu Boden.

Und das ist schade! Das ist aufrichtig zu bedauern! Der Prinz Carneval hat ein Recht auf sein Leben. Er hat ein Recht darauf, daß sein kurzes Leben sich so lustig und heiter wie nur irgend denkbar gestaltet. Nur Thoren können auf sein keckes, übermüthiges Treiben mit sauren Gesichtern blicken und sein ernsthaftes Bemühen, dem ernsten Leben für kurze Zeit eine lustige Maske vorzuhalten, verdammen. Gerade aus den fröhlichen Stunden ziehen wir die Kraft, für die trüben Stunden gewappnet zu

ſein, und ein Herz, das in heller Luſt aufgejubelt hat, wird auch den Schmerz beſſer verwinden können. Die ernſteſten Menſchen können oft am herzlichſten lachen, und Leute, die ſcheinbar lachend durchs Leben wandeln, empfinden oft am tiefſten.

Es gehört natürlich perſönliche Beanlagung dazu, dem Leben die luſtigſte Seite abzugewinnen, Humor und Witz muß angeboren ſein, aber Jeder kann an dem harmloſen luſtigen Carnevalstreiben Theil nehmen und ſein Herz daran erwärmen.

Perſonenſchauſtellung.

In keinem Lande der Welt wird gewiſſen Schauſpielern der Weg zum zeitweiſen Erfolge ſo leicht geebnet, wie in Amerika — wenn ſie nämlich ſo glücklich waren, vor ihrer „Künſtlerlaufbahn" mit irgend einem ſenſationellen Ereigniſſe in Verbindung gebracht worden zu ſein, oder in irgend einer Weiſe die Neugierde oder das Intereſſe ihrer Mitbürger auf ſich gelenkt zu haben. Die Dame der Geſellſchaft, welche ihre Haut in einem häßlichen Eheſcheidungsprozeſſe zu Markte tragen mußte, die profeſſionelle Schönheit, die ſich mit der Gunſt eines fürſtlichen Protektors brüſtet, und endlich der unbeſiegbare Fauſtkämpfer, ſie Alle gehören in dieſe Kategorie, und ſie Alle machen die Erfahrung, daß ihre „Vorberühmtheit" ihnen, wenn auch keine künſtleriſche Ehren, ſo doch eine anſtändige Summe Geldes einbringt. Das Intereſſe des Publikums richtet ſich ja nicht auf ihre

ſchauſpieleriſche Fertigkeit, die in allen Fällen gleich null iſt, ſondern auf ihre eigene ehrenwerthe Perſönlichkeit. Man will die Heldin des Gerichtsſaales oder den Held der Arena einmal mit aller Muße durch das Opernglas betrachten, die Geſichter ſtudiren, und ihre Bewegungen beobachten. Dafür allein zahlt man den Dollar und kehrt, ſelbſt wenn das Stück und das Spiel miſerabel waren, dennoch völlig befriedigt heim. Man kann doch ſagen: „Auch ich habe ſie geſehen, die Helden, welche zu Zeiten das Tagesgeſpräch in allen Geſellſchaftskreiſen bildeten! Die Helden, deren Bilder jedes „Centpaper“ brachte!“

Daß die Bühne durch dieſe Schauſtellungen zu einem „Dimemuseum“*) herabgedrückt wird, das kümmert die geſchäftsklugen Unternehmer wenig. Es wäre geradezu verwegen, dieſen Herren irgend etwas Anderes zuzumuthen, als das kluge Wahrnehmen ihrer eigenſten Intereſſen. Die Bühne verleiht dieſen traurigen „Künſtlern“ nicht nur einen höheren Nimbus, ſondern ſie wirft auch mehr ab. Wo man ſonſt nur einen „Dime“ bezahlte, bezahlt man jetzt das Zehnfache. Das Anſehen und die Kaſſe ſtehen ſich alſo zehnmal beſſer bei dieſem Verfahren.

Chicago hat kürzlich einen ſolchen erfolgreichen „Künſtler“ in ſeinen Mauern beherbergt, und man konnte wieder einmal aus nächſter Nähe die große Anziehungskraft beobachten, die er auf das große Publikum unausgeſetzt ausübte. Es war aber auch ein Künſtler, der ſelbſt in ſeiner Rangordnung als ein glänzender „Star“ hervorleuchtete, ein Stern, der alle Ehebruchsdamen und fürſtlichen Geliebten in den tiefſten

*) Eine Art Panoptikum (Zehn Cents Muſeum).

Schatten ſtellt. Es war ein Mann, der ſeit Jahren die ganze Republik auf das Aeußerſte intereſſirte, ein Mann, deſſen Schritte ängſtlich verfolgt und berichtet wurden, ein Mann, der zu Zeiten wie ein Heros gefeiert wurde, und der den ſtolzen Titel führt „The Champion of the world“. Mit einem Worte es war John L. Sullivan. Daß dieſer erfolgreiche Fauſtkämpfer in einem Lande, das die rohe Kraft ſo hoch bewundert, einen ſolchen Zulauf haben würde, iſt nur zu begreiflich, und der ſchlaue Unternehmer, der den Muskelkünſtler aus der blutigen Arena auf die Bühne zu ſchwatzen wußte, lacht ſich jetzt in's Fäuſtchen und hat auch allen Grund dafür. Er hat den nächſten Weg eingeſchlagen um ein reicher Mann zu werden. Jede Stadt will den Schauſpieler John L. Sullivan ſehen, jedes Theater reißt ſich darnach dieſen Magnet für ſich zu gewinnen. Sein Einzug bedeutet übervolle Häuſer, Extramatinees, frenetiſchen Beifall — einen Bombenerfolg! Das konnten Booth und Barrett nie erreichen. Zu ſolcher Begeiſterung ihr Publikum hinzureißen, wie es Sullivan vermag, das war ihnen nie gelungen, und Hamlet, Othello und Shylock, wenn auch mit aller Meiſterſchaft dargeſtellt, werden niemals den Eindruck hervorzubringen vermögen, den dieſer robuſte Schmiedegeſelle „Jim Daly“ erzeugt, ſelbſt wenn er ohne etwas zu ſagen nur unbeholfen über die Bühne ſchreitet. Sagt er aber wirklich einmal etwas, oder ſtreckt er gar in nicht mißzuverſtehender Geberde ſeine nervige Fauſt aus, ſo erbebt das ganze Haus vor Entzücken. Die einfache Phraſe: „Go, or I choke you“ entfeſſelte ein Getrampel, Gepfeife, Geſchrei und Gebrüll, daß das Haus in ſeinen Grundveſten erſchütterte.

Der Unternehmer, der in dieſem Falle auch zugleich der Verfaſſer des Stückes iſt, in dem der Fauſtkämpfer auftritt, und nebenbei noch die Hauptrolle ſpielt, hat das Stück ſo zugeſchnitten, daß es die Eigenart Sullivans in das vortheilhafteſte Licht ſtellt. Er tritt als Schmiedegeſelle auf, bedroht alle Augenblicke Jemanden mit Erwürgen oder Hinauszuwerfen, und fordert zuletzt, um die angegriffene Ehre ſeines Bruders zu vertheidigen, den Böſewicht des Stückes zum Fauſtkampf heraus. Dieſer findet denn auch thatſächlich im letzten Akte ſtatt, und wenn auch dazu Handſchuhe verwendet werden, ſo wird er dennoch ſo ernſt und erbittert geführt, daß das Publikum für Minuten den Athem anhält. Aber der Jubel, wenn der Verleumder endlich nach dem dritten Gang durch einen wuchtigen Schlag gegen den dicken Schädel in den Sand geſtreckt wird! Man glaubt einem Concert der Höllengeiſter beizuwohnen! Von der Galerie herab ertönt ein wahres Kriegsgeheul, aus dem man nur hier und da die Worte heraushört: „Give it to him John!“ „Hit him again.“ Wie ſchüchtern klang dagegen der Beifall, den Booth und Barrett nach ihrer großen Zeltſcene im „Julius Caeſar“ errangen! Wie das Gemurmel eines Wieſenbachs, gegen den Orkan, der das Weltmeer aufwühlt!

Es wäre thöricht, wollte man an dieſe Bühnenerfolge Sullivan's ſofort eine lange Abhandlung über den Untergang der Schauſpielkunſt im Allgemeinen knüpfen! Dieſe Erſcheinungen auf der Bühne ſind nicht neu und gehören nicht nur unſerer Zeit als ſpezifiſche Auswüchſe an. Sullivan wird die Schauſpielkunſt an ſich nicht im Geringſten gefährden, und auch auf den Geſchmack des Publikums nicht ſonderlich ſchädigend einwirken. Er ſteht ja nicht als Schau-

ſpieler auf der Bühne, ſondern als der „berühmte“ Fauſtkämpfer Sullivan. Er ſtellt keinen Charakter eines Dichters dar, ſondern er ſtellt nur ſich ſelber aus. Sobald alſo die Neugierde des Publikums befriedigt ſein wird, wird er auch aufhören, Schauſpieler zu ſein. Proteſtiren könnte man allerdings gegen dieſe Art von Schauſtellungen, was aber würde es helfen? Hat doch ſeiner Zeit auch der Herr von Goethe vergebens in Weimar dagegen proteſtirt, daß auf dem klaſſiſchen Theater jener Stadt der Hund des Herrn von Aubry auftreten ſollte. Herr von Goethe unterlag und der „berühmte“ Hund konnte auf den Brettern, die die Welt bedeuten, ſeine wunderbaren Sprünge machen und wurde vom Publikum der claſſiſchen Dichterſtadt durch lauten Beifall ausgezeichnet.

Man ſoll doch auch nur ja nicht dieſe Art von Schauſtellungen als eine ſpezifiſch amerikaniſche Sitte bezeichnen. In allen Ländern der Welt, ſelbſt die hochciviliſirteſten nicht ausgenommen, giebt es ein großes Publikum, welches ſich gerade zu ſolchen Schauſtellungen drängt. Wir brauchen nur auf zwei Vorgänge der Neuzeit hinweiſen, die ſich in England und Deutſchland abſpielten. In dem erſteren Lande, das Allem, was ſich dem Sport zuneigt, eine lebhafte Theilnahme entgegenbringt, hat erſt kürzlich eine Anzahl vornehmer Herren ein unmäßiges Geld bezahlt, um nur einem Fauſtkampfe beiwohnen zu können, und in Deutſchland hat, ſogar in Berlin, „dem Hauptſitz der Intelligenz“, in einem extra für ihn geſchriebenen Schauerdrama der Exſcharfrichter Krauts ſein Debut gemacht und nicht nur ſich, ſondern auch ſein grauſiges Handwerkszeug auf der Bühne ausgeſtellt. Wenn Sullivan im letzten Akte einen Fauſtkampf ausführt,

ſo hatte Herr Krauts im letzten Akt den Verurtheilten mit dem Beile hinzurichten. Er erhob wirklich die blanke Waffe, doch ehe ſie auf das Haupt des vor dem Blocke Knieenden herabfiel, hatte ſich der Vorhang ſchon ſchnell über dieſe ſcheußliche Scene geſenkt!

Da iſt ſo ein regelrechter Fauſtkampf im Vergleich mit jener Hinrichtungsſcene noch immer ein äſthetiſcher Vorgang.

IV.

Treibhausblüthen der Cultur.

Der Geldprotze.

Stellt man an Jemanden die Frage: „was gehört zu einem Protzen?“ ſo kann man ſicher ſein, daß er ohne langes Beſinnen antworten wird: „Geld!“ Der Mann hat nicht ſo ganz unrecht, denn das Geld erzeugt wirklich die meiſten Protzen, wenngleich es auch Menſchen giebt, die ihr Protzenthum nicht auf die ſolide Grundlage eines gefüllten Geldſackes aufbauen. Unzweifelhaft aber iſt „der Geldprotze“ der unangenehmſte Burſche unter dieſer unangenehmen Species von menſchlichen Weſen.

Sehen wir ihn uns einmal etwas näher an.

Gewöhnlich beginnt ſeine Vorgeſchichte mit Entbehrungen und kleinlichen Sorgen aller Art, und nicht ſelten hat er ſogar das wirkliche Elend und die wirkliche Noth kennen gelernt. Fern vom Getriebe der Welt, unter dem tief herabhängenden Schindeldach einer ärmlichen Hütte hat er das Licht der Welt erblickt. Unter Sorgen und Armuth wächſt er empor und Sorgen und Armuth ſind es, die ihn aus der engen Hütte in die weite Welt treiben, über das große Waſſer nach Amerika — dem Heimathslande Aller, welche eine Rechnung mit dem Schickſale zu begleichen wünſchen. An Arbeit gewöhnt, mit Entbehrungen vertraut, greift er tapfer zu, ein williger beſcheidener Mann, der keinen anderen Sporn

kennt, als der Armuth zu entfliehen, unter der er aufgewachsen war. Der Lohn seiner Thätigkeit bleibt nicht aus, „das erste Hundert" ist verdient. Und solchen Leuten ist auch das Glück gnädig gesinnt. Ohne daß er es merkt, hebt es ihn von Stufe zu Stufe, bis er endlich an das Ziel gelangt ist, das ihm nur in seinen verwegensten Träumen vorgeschwebt hat — er wird in die Liste der „Prominenten" aufgenommen. Jetzt erst macht er Halt, nimmt vollen Athem und schaut sich mit einem befriedigten Lächeln um. Ja, da wäre er glücklich angelangt auf der Spitze des Berges, wo die Glücklichen sich angesammelt haben, um die freiere Luft zu athmen und den helleren Sonnenschein zu genießen. Das enge Thal mit der niedrigen Hütte, die sorgenschwere Jugend mit ihren wenigen verkümmerten Freuden ist seinen Augen entrückt, und blickt er jetzt in die lachende, leuchtende Welt hinein, so will es ihn fast bedünken, als wäre jene dunkle Vergangenheit ein trübes Nachtgespenst gewesen, das ihn schrecken und ängstigen wollte. Fort, fort damit, er hat der Noth und dem Elend zu tief in's Auge geschaut, um nicht ihren Blick zu fürchten. Er bemüht sich, Alles, was damit in Verbindung steht, zu vergessen, und die trübe Vergangenheit durch die goldglänzende Gegenwart aus seinem Gesichtskreis zu verbannen. Ah, welch' ein herrliches Gut ist doch das Geld, das ihn auf diese Höhe gebracht hat. Erst war es ihm Mittel zum Zweck, jetzt erfüllt es ihn mit Bewunderung. Er wird, ohne daß er diesen Uebergang selbst bemerkt, zum eifrigsten Anbeter des goldenen Kalbes. Die Macht des Geistes bleibt ihm ein unverstandenes Ding, aber die Macht des Geldes, die hat er an sich selbst erprobt, die versteht und begreift er. Ist er doch selbst Einer von Denen geworden, welche die

Macht dieſes Beſitzthums praktiſch ausüben können und dadurch reichlich Gelegenheit haben, die kriechende Natur der Menſchen in allen Phaſen kennen zu lernen. Kann er es doch täglich beobachten, wie die Menſchen willig das Knie vor dem goldenen Götzen beugen, aber theilnahmslos an einem geiſtigen Heroen vorüberſchreiten. „Geld regiert die Welt", das Sprüchwort, das er früher gedankenlos nachgeſprochen, jetzt wird es ihm zum Inbegriff aller Weisheitsregeln. Hat er früher noch hier und da mit großem Unbehagen ſeine geiſtige Leere empfunden, ſo beruhigt er ſich mehr und mehr, je größer ſein Vermögen anſchwillt und je ſtärker er den Markt und die Börſe beeinflußt. Die Waage, auf der das perſönliche Verdienſt abgewogen wird, ſteht ja auch im Dienſt des Geldes. Man mache nur den Verſuch und laſſe einen geiſtig unbedeutenden Millionär mit einem geiſtig bedeutenden, aber armen Schlucker zu gleicher Zeit auf die Waagſchalen treten. Hui, wie fliegt der arme Schlucker federleicht in die Luft, und wie ſinkt der Millionär mit gewaltigem Ruck in die Tiefe. Goethe's Fauſt wird ja von der geſammten gebildeten Welt als ein ausgezeichnetes Buch anerkannt, aber die Weisheit eines anſtändigen Bankbuches wird von der „ganzen" Welt im Augenblick erkannt und geſchätzt. Da ſind Commentare überflüſſig. Um das zu begreifen, braucht man keine Univerſität beſucht zu haben. Kein Wunder, daß der Millionär ſich dieſe allgemeine Weltanſchauung zu Nutze macht, und je dunkler ſeine Herkunft war, deſto mehr pocht er auf ſeine ſelbſt erworbene Macht. Für alle Entbehrungen ſeiner Jugend, für all das Elend und den Hunger, die er in der engen Hütte erduldet, für alle Erniedrigung und Beſchämung, die er ſtillſchweigend

in ſich eingefreſſen, fordert er jetzt Vergeltung. Es gewährt ihm faſt eine dämoniſche Luſt, ſein Uebergewicht zu erproben. Gott, damals — da dünkte er ſich reich, wenn er mit wenigen Groſchen „Spendgeld" den Jahrmarkt in der nächſten kleinen Stadt beſuchte und in der Ausſpannung hinter einem Maß Bier den Gewinn überſchlug, der ihm aus dem Verkauf eines fetten Schweines erwachſen war. Heute mäkelt er bei einem Feſteſſen über das ſchlechte Menu und findet das Feldhuhn nicht zart und den Champagner nicht temperirt genug. Damals kam er ſich ſehr vornehm vor, wenn er die gewöhnliche Zwillichjacke Sonntags mit einem groben Tuchkittel vertauſchen konnte, und heute raiſonnirt er über den faſhionablen „merchant tailor", der ihm keinen Anzug zu Dank machen kann. Damals empfand er eine große Freude, wenn er es ermöglichen konnte, ſeinem Mütterchen mit dem früh gealterten, gramdurchfurchten Zügen einen Nelkenſtock vor die halberblindeten Fenſterſcheiben zu ſtellen, und heute prüft er mit mißvergnügtem Geſicht die koſtbare Blumendekoration, die der erſte Gärtner der Stadt für einen „pinktea" oder eine große Abendgeſellſchaft hergerichtet hat! Ja, ſo ändern ſich die Zeiten, die Anſprüche der Menſchen und ihre Sinnesart! Aber all das würde man dem reichgewordenen Manne gerne verzeihen und gönnen. Warum ſoll er nicht den Werth des Geldes zu ſeinem eigenen Wohle und dem ſeiner Familie ausnutzen! Warum ſoll er ſich nicht mit Allem dem, was man für Geld erreichen kann, umgeben, und ſeinem Reichthum entſprechend leben? Das macht ihn noch nicht zum Protzen! Was ihn erſt dazu macht, das iſt, daß er ſeine Herkunft vergißt und vergeſſen machen möchte! Daß er eifrig beſtrebt iſt, die letzten Fäden.

die ihn mit seiner Vergangenheit noch verbinden, zu zerschneiden, und Allem was mit Armuth, Noth und Elend zusammenhängt, eine geradezu beleidigende Geringschätzung, ja selbst Verachtung entgegenzubringen. Er schämt sich seiner früheren Armuth und fühlt sich peinlich berührt, wenn ihn die aufdringliche Armuth an seine bittere Jugend erinnert. Er bemüht sich, die Genossen seiner Kindheit zu vergessen und wehe einem solchen, der es wagt, bei dem reichen Herrn vorzusprechen und ihn im vertraulichen Tone der alten Tage an die gemeinsamen Jugendstreiche zu erinnern. Der Empfang giebt an überraschender Kälte einem plötzlichen Schauerbade nichts nach. Oh, nein, das fehlte ihm noch, sich lebende Zeugen an seine elende Vergangenheit in's Haus zu gewöhnen! Leute, die nicht emporgekommen sind, das können unmöglich länger seine Freunde sein! Das sind Leute, die aus Faulheit hinten geblieben sind, Leute, die die Welt nicht begriffen haben, Leute, die besser in ihrem Dorfe geblieben wären, als daß sie dem erfolgreichen Spielgenossen jetzt als arme Teufel zur Last fallen.

Wo seine Freunde zu suchen sind, das weiß er wohl! Dort oben in den Reihen der sogenannten vornehmen Welt, wo man seinen Werth allein zu schätzen weiß. Dort wo man von ächtem „china“ oder gar Silber speist, wo jedes Ding einen wirklich soliden Werth repräsentirt und darnach taxirt wird. Dort, ja dort findet er noch Verständniß für seine exquisiten Diners und importirten Weine. Dort, wo man seinen letzten schlauen Schachzug an der Börse als einen wahren Geniestreich preist und über die Diamanten seiner Frau in helle Verwunderung geräth. Dort, wo man aus seiner geistigen Beschränktheit eine Tugend macht, und auf seine,

ausſchließlich geſchäftliche Unternehmungen ſtreifenden Auslaſſungen wie auf ein olympiſches Orakel lauſcht. Dort, wo man zur Erholung „poker“ ſpielt und wo man mit ruhiger Gelaſſenheit Hunderte verliert und Hunderte als Gewinn einſtreicht.

Und doch — und doch! Wer vermag zu ſagen, wie oft ihn inmitten ſeines prahleriſchen Glanzes eine Sehnſucht nach ſeinem heimathlichen Dorfe überſchleicht? Wer vermag zu ſagen, ob er nicht in ſeiner Loge, während die göttliche Primadonna eine Bravourarie ſingt, an das ſchwarzbraune Dorfmädel denkt, das Arm in Arm mit ihm am rauſchenden Bache wanderte und dabei ein einfaches deutſches Volkslied trällerte? Wer vermag zu ſagen, ob er ſich nicht an der ſchwerbeladenen Feſttafel nach ſeiner halbverfallenen elterlichen Hütte ſehnt, in der das Schwarzbrod und der Kuhkäſe eine Dilikateſſe waren? Wer vermag's zu ſagen? Fragen darf man ihn aber nicht darnach.

Wenn er nur all' das heimliche Flüſtern und das leiſe Tuſcheln an der Tafel und in der Oper hören könnte, das bei ſeinem Eintritt und bei ſeinem Fortgehen anhebt. Er würde wahrlich erſchrecken und tief beſchämt dieſe vornehmen Kreiſe meiden! Was man über ihn ſagt? O, ganz einfach, man nennt ihn einen — Protzen!

Peitſchen-Amazonen.

Häufig genug bringt der Telegraph die Nachricht, daß eine junge Dame aus Rache, oder einem ähnlichen Gefühle verletzter Eitelkeit, einen jungen Mann durchgepeitſcht habe.

Derartige Vorfälle, so widerlich sie an sich auch sein mögen, erregen beim großen Publikum in Amerika kaum mehr als eine flüchtige Beachtung, da sie durchaus nicht vereinzelt dastehen. Mag der Amerikaner auch im offenen Gespräche einräumen, daß eine solche Handlungsweise von Mädchen oder Frauen unwürdig und verwerflich sei, so hegt er doch im verborgenen Innern die Privatansicht, daß es dem guten Rufe einer Dame keineswegs schadet, wenn sie zur Vertheidigung ihrer Ehre als wirksamste Waffe die Hunde- oder Reitpeitsche wählt! Es ist sogar schon öfters vorgekommen, daß eine derartige Amazone, welche mit großer Ausdauer den Beleidiger ihrer jungfräulichen Ehre windelweich und schließlich in die Flucht geschlagen hatte, von der ganzen amerikanischen Einwohnerschaft der betreffenden Ortschaft als Heldin des Tages gefeiert worden ist.

Kaum bedarf es einer längeren Auseinandersetzung, um auf das Schmähliche dieser unweiblichen Waffenführung hinzuweisen; dem deutschen Gefühle widerstrebt es, das Weib die Grenzen überschreiten zu sehen, welche Natur und Sittengesetz ihm gezogen haben. Es entkleidet sich seines größten Reizes, wenn es seine weibliche Natur verläugnet, um es den Männern gleich thun zu wollen.

Daß die Peitschen-Amazonen in Amerika so häufig sind, wird übrigens Niemanden Wunder nehmen, welcher der amerikanischen Kindererziehung einige Aufmerksamkeit geschenkt hat. Von frühester Jugend auf wird in den Kindern beiderlei Geschlechts ein fast krankhaftes Selbstbewußtsein großgezogen, dem sich in späteren Jahren noch die völlige Selbstbestimmung des Handelns zugesellt. Hat doch ein kaum erwachsenes Mädchen das Recht, selbstständig Besuche

zu empfangen, und es fällt ihr weder ein, den Eltern Rechenschaft darüber zu geben, noch denken die Eltern daran, eine solche von ihrem Kinde zu fordern. Das junge Mädchen gewöhnt sich nur zu schnell daran, ihr eigener Richter über ihre Handlungen zu sein, weil die Eltern ihrem Amte allzu früh entsagt haben. Daher werden die amerikanischen jungen Mädchen so frühreif, selbstbewußt und vorlaut, daß ihnen jenes duftige Element der ächt weiblichen Natur, der unschuldsvolle Liebreiz, die Naivetät der Seele, vollständig verloren geht, daß sie Frauen werden, ehe sie noch rechte Backfische geworden sind. Wo eine deutsche Jungfrau sich scheu zurückziehen würde, da tritt die amerikanische keck hervor, und derselbe Umstand, welcher Germaniens Tochter bittere Thränen entlocken würde, läßt sie zur Peitsche greifen.

Die Selbstvertheidigung wäre vielleicht noch zu entschuldigen, wenn die Frauen Amerikas Ursache hätten, sich über den Mangel an Ritterlichkeit seitens der Männerwelt zu beklagen. Aber es ist nur zu bekannt, daß die Ritterlichkeit der Amerikaner ihren Frauen gegenüber einen geradezu ängstlichen Charakter angenommen hat. Pantoffelhelden giebt es in der ganzen übrigen Welt nicht so viel, wie in der großen amerikanischen Republik, und die öffentliche Meinung ist in keinem anderen Lande der Welt in allen streitigen Fällen zwischen Mann und Weib so entschieden auf Seite der Frau, wie hier. Wenn also eine Dame wirklich von einem Mann an ihrer Ehre gekränkt worden ist, so wird sie höfliche Väter, Brüder oder Freunde, und schließlich auch höfliche Richter genug finden, die den Schuldigen gebührend, vielleicht sogar mehr, als gebührend, zur Rechenschaft ziehen werden. Aber der Selbsthülfe liegt zu guter

letzt noch ein anderer Umstand zu Grunde, nämlich das amerikanische Sensationsbedürfniß. Da es nach landesüblicher Anschauung eine „heldenhafte That" ist, die Peitsche auf den Rücken eines jungen Mannes herniedersausen zu lassen, warum nicht zur Peitsche greifen? Es ist ja das einfachste und schlagfertigste Mittel, um von sich reden zu machen, als Heldin gefeiert zu werden!

Und aus diesen holdseligen Geschöpfen sollen sich die Frauen entwickeln, von denen unser Dichter singt: „Sie flechten und weben, himmlische Rosen in's irdische Leben!"

Auch eine Meisterschaft.

Nur mit innerstem Widerstreben setze ich mich nieder und schreibe die folgenden Zeilen. Und zwar aus dem einzigen und sehr einleuchtenden Grunde, weil das Thema die Damenwelt angeht. Jedermann weiß, daß man da nicht vorsichtig genug in der Wahl der Ausdrücke sein kann, nur um nicht zu verletzen oder auch nur zu verstimmen. Zumal hier zu Lande, wo jedes weibliche Wesen als perfekte „Lady" geboren und als unumschränkte Machtgebieterin im Hause anerkannt wird. In keinem Lande versteht ja die Männerwelt es besser, sich vor dem zürnenden Blick seiner Erkorenen zu ducken und zu verkriechen, als in Amerika. Nirgends machen die Männer so viele Fäuste in den Taschen, wenn ihre Hausehre ihnen stramm entgegentritt, als wieder hier in Amerika — wahrhaftig, man wäre angesichts dieser zum Gesetz und zur Sitte gewordenen Beherrschung der

Männer durch die Frauen verſucht, Amerika das Land der unſterblichen Pantoffelhelden zu nennen! Doch wo gerathe ich hin? Wo ſind meine guten Vorſätze geblieben?

Davon wollte ich überhaupt nicht reden! Ich wollte vielmehr das heiligſte und eigentlichſte Gebiet der Frauenwelt berühren — ihre Bekleidungskunſt. Darin, das iſt ja allgemein bekannt, ſind die Amerikanerinnen wirklich Meiſterinnen. Mit einem angeborenen Geſchick wiſſen ſie die ſchwierigſten und verwickeltſten Moden mit Anmuth ihren ſchlanken Geſtalten anzupaſſen, und mag ſich das Gewand nach hinten zu in einer gefährlichen Aufbauſchung verdichten, oder in langen, glatten Falten zum Boden niederfallen, immer wird es den Anſchein haben, als müßte es ſo und gerade ſo getragen werden, und nicht anders. Dieſe Kunſtwerke gehen aus wirklichen Meiſterhänden hervor, aus Händen, die nicht nur die Gewänder kunſtgerecht zuſammenſchneiden, ſondern auch eine kunſtgerechte Rechnung zuſammenſchreiben können. Wahrhaftig, dem Herrn Ehegemahl bleibt die Bewunderung im Halſe ſtecken, wenn er dieſe Schreibkünſte der Modeſchneiderin einer näheren Prüfung unterzieht. Aber nur ja nicht gemuckſt! Ein Blick aus dem Auge der theuren Gattin, der ſelbſt dem Donnerer Zeus nicht übel ſtehen würde, und ſchon fährt die Hand in die Hoſentaſche und holt das nöthige Geld hervor. Ja, ja, den Ruf der amerikaniſchen Frauen, guten Geſchmack im Ankleiden zu beſitzen, müſſen die Männer gar theuer bezahlen, mit heimlichen Seufzern und ſtillen Klagen.

Jede Meiſterſchaft kann übrigens nicht ohne ſtrenge Schulung gewonnen werden, und ſelbſt wenn die größten natürlichen Anlagen vorhanden ſind. Und die Amerika-

nerinnen genießen eine gründliche Schulung in der Bekleidungskunst.

Die Akademien sind die „Dry-goods"-Häuser, welche sie von frühester Jugend an bis in's späteste Alter hinein mit einer Ausdauer aufsuchen, die geradezu etwas Rührendes an sich trägt. Sie werden niemals müde, die Läden vom Keller bis zum obersten Stockwerk zu durchwandern, niemals müde, nach den Preisen von Diesem und Jenem zu fragen, selbst wenn sie gar nicht die Absicht haben, auch nur das Geringste zu kaufen, niemals müde, mit den Fingern die Stoffe zu prüfen, mit den Augen die Pracht der neuesten Borten und Spitzen einzusaugen. Und wenn sie so einen Rundgang beendet haben, dann entdecken sie, daß doch diese und jene Kleinigkeit hängen geblieben ist, eigentlich an sich ganz werthlose Dinge, die man sehr gut entbehren könnte, aber sie stachen so herausfordernd in die Augen, sie — und warum hat man schließlich einen Mann, wenn man sich alle und jede Wünsche versagen sollte. Es kostet ja auch nicht die Welt, lumpige so und so viele Cents!

Man weiß aber auch, daß der Besuch der Akademien allein noch nicht ausreichend ist, um einem Kunstschüler den Grad der Reife zu ertheilen. Der häusliche ausdauernste Fleiß muß dazu treten! Und glücklicher Weise besitzen die amerikanischen Damen auch diesen häuslichen ausdauernden Fleiß. Sie werden nicht müde unter sich, wann immer sie zusammentreffen, sei es bei einer Kaffeevisite, auf der Promenade, auf der Treppe, im „Parlor", kurz überall, ihre Gedanken über die neuesten Moden mit einer anerkennenswerthen Ausführlichkeit auszutauschen. Zuerst werden im Allgemeinen gewissermaßen die Grundideen mit sach-

kundiger ſcharfer Kritik beſprochen, dann werden beſtimmte einzelne Gegenſtände noch ſachkundiger und noch ſchärfer beleuchtet, und endlich greift man ſich aus dem vollen Menſchenleben die liebe Nachbarin heraus und zerpflückt und zerſtückelt ihr Gewand in erbarmungsloſer Weiſe. Die Amerikanerin iſt eben Meiſterin und verſteht daher auch das Kritiſiren in meiſterhafter Weiſe.

Die Amerikanerin als freie Weltbürgerin handelt natürlich auch nach ihren eigenen freien Grundſätzen in Bezug auf die Bekleidungskunſt. Sie kümmert ſich nicht um die ſtrengen Geſetze der alten Welt, welche ein einfaches möglichſt dunkles Kleid für die Straße, ein beſſeres für das Haus bei kleinen Geſellſchaften, und das koſtbare nur für den Ballſaal oder ähnliche große Feſtlichkeiten vorſchreibt. Sie macht es nur zu häufig gerade umgekehrt. Sammt und Seide für die Straße und ein unſchöner Kattunüberwurf für's Haus. Alle Farbenpracht wird auf die Promenade getragen, im Ballſaal erſcheinen ſie nicht ſelten in ſchwarzen bis hoch zum Halſe geſchloſſenen Kleidern.

Dieſe Meiſterinnen lachen über die europäiſchen Damen, welche auf den Straßen meiſtens grau und grau einherſchreiten, und ſchließen darnach, daß es gar ſchlecht mit deren „Staat" beſtellt ſein muß. Am Abend deſſelben Tages aber beſchreiten dieſe nämlichen „gräulichen" Damen wie Königinnen geputzt vielleicht den prunkenden Ballſaal, oder die erſte Rangloge eines Theaters.

Jedes zu ſeiner Zeit, meine Damen! Wer ſich dieſen Spruch recht gründlich in's Gedächtniß einprägt und darnach handelt, wird auch eine Meiſterſchaft errungen haben.

„Housecleaning“.

Man könnte ja gerade ſo gut das deutſche Wort „Hausreinigen“ dafür ſagen, aber das deckt doch die Sache nicht ſo gründlich, wie das engliſche Wort „housecleaning.“ Denn gründlich wird dieſe Sache von allen amerikaniſchen Hausfrauen betrieben, das muß man zu ihrer Ehre eingeſtehen, ſo gründlich ſogar, daß ſie den Herren Ehegatten das Haus während dieſer Seife- und Waſchperiode gründlich verleiden! Wehe dem unglücklichen Ehemann, der ſich gegen dieſe Frühjahrs- und Herbſt-Generalſäuberung des Hauſes auflehnt, oder auch nur dagegen zu murren wagt. Ich weiß nicht, was mit ſolch einem Ketzer geſchehen würde! Ein ehrlicher Krieg mit weit in unabſehbare Ferne gerücktem Friedensſchluß würde die gelindeſte Folge daron ſein!

Das wiſſen die wohlerzogenen Ehemänner auch im Großen und Ganzen, und hüten ſich, an dieſen heiligen Inſtitutionen des Haushalts mit frevelnder Hand zu rühren. Ja ſie zwingen ſich ſogar zu einem freundlichen Lächeln, das allerdings einen etwas ſauerſüßen Anſchein hat, wenn die Hausherrin für morgen den Beginn der großen Reinigungsſchlacht anſagt. Er wagt kaum zu fragen, wie lange der Kampf in den Räumen, Ecken und Winkeln toben wird, und rettet nur mit geſchwindem Griff alle Papiere, die ihm koſtbar ſind, um ſie unter Verſchluß und Riegel zu bringen. Der Sturm, der für die nächſten Tage durch's Haus wettert, hat auch die unangenehme Folge, manches Werthvolle in un-

ſcheinbarem Gewande, vom Schreibtiſch und Bücherregal für immer davonzuführen.

Alſo morgen beginnt die Schlacht! Das Herz des Ehegatten zieht ſich krampfhaft zuſammen, ein unangenehmes, unbehagliches Gefühl kriecht ſeinen Rücken entlang. Er ſieht im Geiſte Ströme von Waſſer, wahre Gebirgsbäche heranſchäumen und ſeine gemüthlichen Räume überfluthen, aus allen Ritzen und Kanten Seife und Sapolio hervordringen, und ganze Haufen von Beſen und Scheuerlappen einen Hexentanz um ſeinen Schreibtiſch aufführen. Ja, wenn das noch Alles wäre. Er ſieht ſich auch vom Hauſe, vom Mittagstiſch verbannt, um ſein Mittagsſchläfchen gebracht, und um die gemüthlichen Abendſtunden. Morgens wird er zur ungewöhnlich frühen Stunde aus den Federn gejagt, und wenn er Abends heimkehrt, dann dringt ihm als Erſtes ein penetranter Geruch von heißem Waſſer und Seife entgegen. Alles iſt feucht und friſch. Er ſpürt ſchon den nahenden Schnupfen kommen, aber er wagt ſelbſt dann nicht gegen die geöffneten Fenſter in der Halle zu proteſtiren. Ein ſcheuer Blick fällt in ſein Zimmer! Himmel wie ſieht das aus! Seiner Vorhänge und Gardinen beraubt, ohne Bilder und Wandſchmuck! Die Möbel hinausgetragen und der Teppich herabgeriſſen!

Und da ſoll er noch der neben ihm ſtehenden Gattin ein Compliment machen, für den guten Fortſchritt, den die Arbeit genommen! „Ach, ja, ihr habt hier gründlich aufgeräumt," das iſt ſo das Einzige, was ihm einfällt, und was er ziemlich kleinlaut murmelt. „Das ſollte ich aber meinen," antwortete die Gattin, „ſieh Dir einmal das Holzwerk an, es glänzt wie neu, und der Fußboden, wie, was ſagſt

Du dazu?" „Alles ſehr nett, aber —," er wagt es kaum, die ſchüchterne Frage zu beendigen. Endlich aber faßt er ſich ein Herz und fragt, — „aber, wann denkſt Du denn, daß dieſer Sündfluth ein Ende gemacht werden wird?"

„Sündfluth? Was das wieder für ein Ausdruck iſt! Daß ihr Männer doch alle ſo große Gegner der Hausreinigung ſeid! Nun ja, ich gebe zu, es ſchafft euch einige Tage eine gewiſſe Ungemüthlichkeit, was aber will das ſagen, gegen das Wohlgefühl ſpäter, wenn man im reinen ſpiegelblanken Hauſe ſitzt? Haſt Du denn dafür gar kein Verſtändniß?"

„Gewiß, gewiß!" Und nun beginnt er zu bewundern und zu loben.

Die Frau hat ja, — wie in den meiſten Fällen — auch hier wieder einmal Recht. Aber daß der Mann dieſe Zeit, welche unter dem Zeichen des Scheuerbeſens ſteht, eine angenehme nennen ſoll, das wird man von ihm wahrlich nicht verlangen können. Es giebt auch wirklich verſtändige Frauen genug, die das einſehen. Ich kenne ſelbſt ſo eine, und man hat mir geſagt, daß es auch ſonſt wo noch ſolche geben ſoll. Dieſe klugen Frauen wiſſen ihre Hausreinigung eben ſo gründlich als andere Frauen vorzunehmen, aber mit viel weniger Geräuſch. Der Herr Ehegemahl ſpürt es kaum, denn ſie weiß es ſo ſchlau einzurichten, daß die ganze große Sturmfluth das Haus nur „ſektionsweiſe" unter Waſſer ſetzt. Erſt wenn er ihr den Abſchiedskuß nach dem Morgenkaffee auf die friſchen Wangen gedrückt hat, beginnt ſie ihr Werk. Hurtig die große Schürze vorgebunden, ein Staubhäubchen auf die Haare gedrückt, und nun Schüſſel und Scheuerlappen, Waſſer, Seife und Sapolio herbei! Von oben ſteigt ſie langſam

herab, immer nur ein Zimmer zur Zeit! Wenn der Herr Gemahl heim kommt, ſteht ſie ſchon wieder zu ſeinem Empfange wie gewöhnlich bereit, und der gewohnte gemüthliche Abend erleidet keine Störung. Und wenn es dann an „ſein" Zimmer geht, ſo giebt es wohl eine Entſchuldigung, weshalb an dieſem Tage nicht zu Mittag gekocht werden kann, und weshalb das „liebe Männchen" einmal außerhalb ſpeiſen muß. Und wenn dann am Abend der Gatte ſein Zimmer betritt — hu! wie das Alles glänzt und ſchimmert! Iſt eine gütige Fee darinnen geweſen, und hat Allem ein neues friſches Anſehen gegeben? Gewiß, eine Fee, die einzige Fee, die im Leben exiſtirt, nämlich die gute Fee des Hauſes, die ihr Wunderwerk zwar nicht mit einem goldenen Zauberſtabe vollbracht hat, ſondern mit Waſſer, Seife, Staublappen, Scheuerbeſen und ihren niedlichen weißen Händchen. Dann nimmt wohl der dankbare Gatte die gute Fee in ſeine Arme, und drückt auf dieſe niedlichen weißen Händchen einen zärtlichen Kuß.

Ja, wenn es ſo geſchieht, dann läßt man ſich das Hausreinigen gefallen! Da wird es ſeiner unfreundlichen, ungemüthlichen und verdrießlichen Eigenſchaften beraubt. Die Frauen ſollten wirklich verſuchen nach dieſem Recepte ihre halbjährigen Ueberſchwemmungen einzurichten. Der Dank der ganzen Männerwelt gehörte dann ihnen, und das Wort „Housecleaning" verlöre ſeinen beängſtigenden Charakter!

Der amerikaniſche Barbier.

Es ſcheint zu den ehernen Geſetzen zu gehören, daß jeder Europäer, welcher einmal eine Reiſe nach Amerika unternommen hat (ſei es wiſſenſchaftlicher Zwecke wegen oder, was noch häufiger der Fall iſt, um die hier noch immer fetten Weiden mit abgraſen zu helfen), es für ſeine Pflicht hält, bald nach ſeiner Rückkehr in die Heimath ſeine amerikaniſchen Reiſeerlebniſſe niederzuſchreiben. Welch' ſeltſames, verworrenes Zeug dabei zum Vorſchein kommt, darauf iſt ſchon öfters aufmerkſam gemacht worden, ebenſo oft aber wurde auch der Beweis geliefert, daß jene Herren, welche vom Fenſter eines Eiſenbahnwagens oder Gaſthauſes aus in das ihnen völlig fremde Treiben hineinblickten, nicht nur ihre Unkenntniß der hieſigen Verhältniſſe an den Tag legten, ſondern auch boshafte Verleumdungen gefliſſentlich mit hineinſtreuten. Die letzteren wirkten auf die in Amerika Lebenden um ſo abkühlender und verſtimmender, als ſie, wie kein anderes Volk der Welt vielleicht, die Tugend der Gaſtfreundſchaft zu üben verſtehen.

Natürlich iſt es nur, daß jene Europäer, die dieſes gewaltige Land nur im Fluge durchſtreifen, in ihren Berichten immer und immer wieder von jenen Dingen zu erzählen wiſſen, die dem Fremden am auffallendſten erſcheinen und deshalb am eheſten bemerkt werden müſſen. So kann man in jedem europäiſchen Bericht über Amerika landläufige Bemerkungen über die hieſigen Eiſenbahnen, Gaſthöfe und Barbierſtuben zu leſen bekommen. Die letzteren ſind es

vornehmlich, denen ausnahmsweiſe und ohne Einſchränkung das höchſte Lob geſpendet wird, und die als die beſten in der Welt bezeichnet werden.

Man bedarf auch in dieſem Falle wieder einer langjährigen Erfahrung, um ſchließlich zu der Anſicht zu gelangen, daß die hieſigen Barbierſtuben, in Folge der Gleichheitstheorie, zu wahren Stätten der Qual herabgedrückt werden. Tritt man zwar als Neuling in ſo einen ſauber ausgeſtatteten Raum hinein, in dem auf faſt wagerecht geſtellten Polſterſtühlen die Herren wie Opferlämmer ausgeſtreckt liegen und beobachtet, wie die Herren Barbiere mit Meſſer und Scheere gar flink und geſchickt umzugehen wiſſen, aus fünferlei Flaſchen allerlei mehr oder minder wohlriechende flüſſige Subſtanzen auf das Haupt der Geſchorenen gießen, mit Tüchern und Lappen das ſich vor Angſt ſträubende Haar alsdann bearbeiten, — mit duftigen Oelen tränken und endlich mit Bürſte und Kamm in die eine beſtimmte moderne Form bringen, ja dann allerdings wird man zugeſtehen müſſen, daß die Herren Barbiere in Amerika es gar herrlich weit in ihrer Kunſt gebracht haben.

Doch hat man ſich Jahre lang dieſen umſtändlichen Prozeduren unterworfen, und bemerkt allmählich, wie auch in dieſen Barbierſtuben die menſchlichen Köpfe fabrikmäßig bearbeitet werden, wie einer genau wie der andere nach einem einzigen beſtehenden Syſtem „geclippt“, geſchnitten und zugeſtutzt wird, dann empfindet man es wie einen Stich im Herzen, daß ſchon dem äußeren Menſchen hier ſeine Eigenart genommen wird; daß das Fabrikmäßige auch hier jedem Individuellen den Krieg erklärt und es völlig bezwungen hat.

Es fällt uns nicht ein, hier etwa der ſogenannten „Künſtlermähne", wie ſie beſonders die Pianiſten zu tragen belieben, das Wort reden zu wollen, oder die Einführung des Brenneiſens zu befürworten, aber unzweifelhaft wahr iſt es, daß das Haupthaar mit der ſchönſte Schmuck des Kopfes iſt, und daß gerade die Art und Weiſe, wie Jemand ſein Haar zu tragen beliebt, ſei es nun kurz oder lang, geſcheitelt oder hinaufgebürſtet, für ihn ein charakteriſtiſches Gepräge annehmen kann. Hier wird Niemand gefragt, wie er ſein Haar tragen möchte, oder aber er wagt es nicht mehr, ſeiner individuellen Mode zu huldigen, um nicht aufzufallen und ſich dem ſpöttiſchen Gelächter preiszugeben. Geduldig wie ein Opferlamm läßt er ſich das weiße Tuch um ſeine Schultern legen und die Gleichheitsſcheere über ſeinen Schädel raſen. Alles, was über die herrſchende Mode hinausgewachſen iſt, wird unbarmherzig „heruntergeclippt" und wenn der Barbierhandwerker oder Fabriksbarbier mit ſeinem „Job" fertig iſt, dann ſchaut das geſchorene Opfer wehmüthig lächelnd in den großen Spiegel und ſieht trauernden Herzens, wie wenig ihm verblieben.

Ja, wenn dieſe Kur wenigſtens ſchnell abgethan wäre, aber ſo ein richtig eingeſchuſterter Barbier, der ſein Handwerk mit Gründlichkeit und Luſt betreibt, der läßt ſein Opfer nicht unter einer halben Stunde aus den Fingern. Und das iſt mehr als ungerecht, das bedeutet einen doppelten Verluſt — den Verluſt an Zeit und Haaren.

V.

Feste und Erholung.

Amerikaniſche Todtenfeier.

Wenn eine Feier im amerikaniſchen Volksweſen die vollſte und allgemeinſte Anerkennung verdient, ſo iſt es die der Gräberſchmückung. Die Fülle der Blumen, welche an dieſem Tage auf viele Tauſende von Gräbern geſtreut werden, ſpricht die lauteſte Sprache dankbarer Erinnerung an die Verſtorbenen, welche der Tod aus der Mitte der Familie, des Gemeinde- oder Staatsweſens geriſſen hat, — lauter und beredter, als der wärmſte Nachruf des begabteſten Redners.

Ein ſchöner Friedhof ehrt jede Gemeinde, und mag man ſonſt auch über die Verwaltung amerikaniſcher Städte und Ortſchaften denken, wie man wolle, auf dem Friedhofe der amerikaniſchen Städte wird jede Anklage verſtummen, nicht, weil der geheiligte Ort überhaupt den Mund zu einer Anklage verſchließt, ſondern weil der Anblick dieſer ſauber gehaltenen, herrlich geſchmückten, parkähnlichen Stätten der Todten das Herz erhebt und dankbar ſtimmt. Es ſcheint, als ob die einzelnen Gemeinden von einem Wetteifer beſeelt ſind, den Ruheplatz ihrer Todten ſo ſchön wie möglich zu ſchmücken und ſomit das Vergängliche mit dem Zauber friedlicher und herzerquickender Ruhe zu umgeben. Der

Tod verliert ſeinen Schrecken, wenn er unter üppigem Raſen und duftigen Blüthen gebettet wird, der Friedhof verliert ſeinen düſteren herzbeklemmenden Anblick, wenn er wie ein wundervoller Garten erſcheint, in deſſen dichtbelaubten Bäumen die Sänger des Frühlings mit Vorliebe niſten.

Nicht ohne bedeutenden Einfluß auf die allgemeine Schmückung der amerikaniſchen Todtenhaine iſt jedenfalls die an einem geſetzlich beſtimmten Tage angeordnete Schmückung der Gräber der gefallenen Soldaten im großen Unionskriege geblieben. Die dankbare Verehrung, die Liebe und Bewunderung, welche ſich vereinigten die Gräber der tapferen Kämpfer mit Blumen zu ſchmücken, iſt zu einem Sporn geworden, auch die Gräber der anderen Todten, welche zwar nicht im heldenmüthigen Kampfe gefallen, ſondern deren Lebensfaden mitten im Frieden durchſchnitten wurde, durch beſondere Pflege vor frühzeitigem Verfall zu retten. Eine Stadt wetteifert mit der anderen, den ſchönſten Friedhof zu haben, und Jeder, der einen Platz für ſeine Familie in einem ſolchen Todtenhain erworben, ſucht dieſen ſo anmuthig wie möglich herauszuputzen. So kommt es häufig genug vor, namentlich in kleineren Ortſchaften, daß ſich die ganze Bevölkerung vereinigt, um in der Erinnerung an ihre Todten die Friedhöfe in Blumengärten umzuwandeln.

Daher kommt es, daß an dem Todtenfeſte für die gefallenen Soldaten Tauſende auf die Friedhöfe hinausziehen, um auch die Gräber ihrer geſtorbenen Angehörigen zu ſchmücken, und der Tag empfängt dadurch etwas wie eine allgemeine Weihe des Todes.

Man werfe nicht ſpöttiſch auf, daß manch Einer Blumen ſtreuen wird, deſſen Herz nichts von Liebe und dankbarem

Zurückerinnern weiß. Gewiß wird das der Fall ſein, aber der Umſtand, daß ſelbſt der Theilnahmloſe, Laue aus ſeiner ſchlaffen Selbſtbeſpiegelung aufgerüttelt wird, und durch gewiſſen äußeren Druck zur Ausübung einer ſchönen That und zum Nachdenken über das Vergängliche alles Beſtehenden gezwungen wird, birgt heilſame Kräfte genug, um über das Minus wahrer Trauer und wahrer Empfindung bei dieſem Todtenfeſte hinwegzuſehen.

In Deutſchland hat man wohl einen allgemeinen Buß- und Bettag eingeführt, aber leider noch keinen allgemeinen Gräberſchmückungstag für die gefallenen Krieger. Der klägliche Zuſtand, in dem ſich gerade in dem Lande des deutſchen Gemüthes und des deutſchen Herzens die meiſten Friedhöfe befinden — Ausnahmen beſtätigen nur die Regel — iſt Beweis genug, daß ſelbſt die edelſten Eigenſchaften eines Menſchen einer beſtändigen Erziehung und Ermunterung zur Ausübung bedürfen. Gerade ſo wie das Oberhaupt einer Familie bemüht ſein wird, die Keime der Gemüthsbildung in ſeinen Kindern zur ſchönſten Blüthe zu bringen, ſo muß auch der Staat zur Entfaltung des Gemüthslebens ſeines Volkes hülfreiche Hand leiſten. Geſchieht das nicht, ſo tritt in beiden Fällen Verwahrloſung ein. So aber entſtehen in jedem Jahre die amerikaniſchen Friedhöfe in neuer friſcher Pracht und die Gräber der Todten ehren laut die Lebenden.

Es war ein ſchöner Gedanke, daß man den Gräberſchmückungstag mitten in den Frühling verlegte. Inmitten der keimenden und ſproſſenden Natur werden wir dadurch an den unerbittlichen Ernſt des Lebens erinnert. Anfang und Ende alles Beſtehenden ſchließt ſich hier gleichſam zu-

ſammen, und predigt unaufgefordert den Menſchen, daß mit dem keimenden Leben auch der keimende Tod geboren wird, und daß der Tod nichts Schreckliches an ſich trägt, ſondern unter Blumen und Blüthen begraben, den Keim zu neuem Leben bildet, mag man nun glauben, daß der Todte im Jenſeits zu neuem beſſeren Leben erwacht, oder daß er in der Natur allein ſeine Wiederauferſtehung feiert.

Und doch! — Es iſt bald geſagt, daß dieſe oder jene Philoſophie den Gedanken an das Scheiden vom Leben erleichtert oder gar verklärt! Es iſt bald geſagt, daß der Tod etwas Natürliches, Unerbittliches ſei, dem wir Alle, Alle anheimfallen müſſen! Es iſt bald geſagt, daß der Tod etwas Verſöhnendes an ſich trägt, wenn er den Todtkranken von ſeinen Leiden erlöſt und das angſtvoll flackernde Lebenslicht behutſam ausbläſt! Immer, und mag er noch ſo ſanft und leiſe an das Lager des Menſchen treten, hat der Tod etwas Schreckliches an ſich, das ſelbſt angeſichts des Blumenflors des Frühlings nicht gemildert werden kann. Das Herz ſteht ſtill, die Lippen ſchließen ſich für immer und das Auge bricht! Was früher Alles Leben war, jetzt iſt es eine fühlloſe ſtille Maſſe, die verſcharrt und begraben werden muß. Das Herz zittert und erbebt nicht mehr in Freude oder Schmerz, der Mund weiß nichts Liebes oder Kränkendes mehr zu ſagen, und das Auge hat aufgehört zu leuchten.

Verſcharrt und begraben! Ach, und mit dem Todten werden nur zu oft ſeine guten Thaten mit begraben! Die Welt iſt ſo undankbar und vergeßlich! Was der Todte Gutes gethan, das wird ſchnell in den Sarg mit eingeſchloſſen, und in die feuchte Grube mit verſenkt! Die Welt hat ſo viele Verpflichtungen der Dankbarkeit gegen die Lebenden zu üben,

daß ſie die Todten nur zu willig den Todten überläßt. Ja ſie weiß in großer Weltklugheit ſogar allerlei Gründe, die zugleich einen Troſt enthalten ſollen, dafür anzugeben, daß es gut für den Todten war, gerade jetzt zu ſterben. Das Kind, das kaum geboren, wird durch ſeinen frühen Tod den Wechſelfällen des Lebens entrückt, der Jüngling, der in der Blüthe ſeiner Jahre todesmatt zuſammenbricht, hat nur das Beſte vom Leben kennen gelernt, der Mann, der mitten vom Kampfplatze abgerufen wird, blieb vor dem Siechthum des Greiſenalters verſchont, und der Greis endlich, der nach einem Leben voll Mühe und Arbeit die faltigen Hände kraftlos in den Schooß legte, hat das Leben durchgekoſtet und ſeinen Anſpruch darauf erſchöpft!

Gut, gut, daß mag ja Alles wahr ſein! Das Erlöſchen des Lebensfunkens bleibt doch immer etwas Schreckliches; denn ſo natürlich es auch ſein mag und wirklich iſt, ſo führt es uns doch immer wieder die eigene Nichtigkeit vor Augen, das Dunkle, Ungewiſſe, Schwebende unſerer ganzen Exiſtenz. All' unſer Ringen und Kämpfen, die kleinlichen Leidenſchaften, denen wir uns nur zu willig unterwerfen, die Liebe und der Haß, die Sorgen und die Thränen — Alles, Alles verblaßt und vergeht, wenn wir dem Tode in's Angeſicht ſchauen, und uns ſagen, daß er Allem ein jähes Ende bereitet. Würden die Menſchen ſich nur immer des Todes bewußt ſein, ſich immer ſagen, in ſo und ſo langer oder kurzer Zeit iſt Alles vorbei und die Welt brauſt und rauſcht an deinem Grabe mitleidslos und theilnahmlos weiter, ſie würden vielleicht verſöhnlicher und milder ſein, ſtärker lieben und weniger haſſen. Sie würden ihre in Gift und Galle getauchten Worte ſorgfältiger überwachen und

den Nebenmenſchen, der vielleicht morgen ſchon auf der Todtenbahre ausgeſtreckt liegt, nicht in abſichtlicher Bosheit kränken.

So ein Gräberſchmückungstag iſt zugleich ein Tag der Reue, denn wer von den Tauſenden, die hinauseilen um die Stätten ihrer Todten mit Blumen zu ſchmücken, hätte ihnen nicht etwas abzubitten, eine That, ein Wort oder auch nur einen Gedanken. Und je tiefer dieſe Reue iſt, je aufrichtiger wird die Liebe ſein, die den Todten noch immer da tief im Grabe umfängt.

Wer in dieſem Sinne die Blumen auf das Grab ſeiner Lieben legt, wird geläutert und gebeſſert vom Friedhofe ſchreiten. Er wird etwas von dem tiefen Frieden ringsum mit nach ſeinem Hauſe tragen, und ſein Herz wird milder und verſöhnlicher ſchlagen.

Erholung hüben und drüben.

Daß Amerika noch immer ein Kind unter den Culturſtaaten iſt, welches ſich in der Entwicklung befindet, empfindet man am lebhafteſten im Zuſtande der Ruhe, wenn man fernab von ſeinem Wirkungskreiſe weilt, und wirklich freie Zeit ſein eigen nennt. Es hält ſehr ſchwer in Amerika, ſeine freie Zeit, und wenn ſie ſelbſt eine nach ſchwerer Arbeit errungene Ferienzeit iſt, in angenehmer Weiſe todtzuſchlagen. Schon nach wenigen Tagen der Ruhe überſchleicht uns die Langeweile, welche nichts anderes als die Sehnſucht nach Arbeit iſt. Ich behaupte, daß in Amerika nichts Derartiges

existirt, was man so bezeichnend „süßes Nichtsthun" nennt. Ja, die Raserei der Arbeit ist hier eine so ansteckende, daß man sich ohne Beschäftigung wie verloren fühlt.

Woher mag das wohl kommen, daß den Leuten hier der Sinn für eine herzerhebende und herzerfreuende Ruhe nach der Arbeit mangelt, daß der Wettlauf nach dem allmächtigen Dollar noch immer mit derselben Heftigkeit stattfindet, wie ehedem, und daß Alles, was Gemüthlichkeit, ruhiges Genießen oder bewußte Behaglichkeit heißt, rücksichtslos über den Haufen gerannt wird?

Leute, welche man hier fast arm nennen würde, wissen sich in Deutschland mit einem gewissen gemüthlichen Behagen zu umgeben, das ihnen das Leben rosiger erscheinen läßt, als es hier selbst Leuten mit einer Million in ihrer Tasche erscheint. Sie denken einfach nicht beständig an den Erwerb, das Erhaschen und Ergreifen nach Geld, sondern finden sich mit glücklichem Geschick in ihre Lage und suchen innerhalb derselben ihr Leben so viel wie möglich auszuschmücken. Welch einen Genuß gewährt es ihnen, wenn sie sich von ihrem knappen Einkommen einen Sommerausflug nach irgend einem entlegenen Stranddorfe erlauben, wo sie, fast billiger, als zu Hause, die schönsten Tage auf der kahlen Sandwüste genießen, glücklich allein in dem Bewußtsein, dem täglichen Räderwerk der Arbeit entschlüpft zu sein, und sich für kurze Zeit als freie Menschen zu fühlen. Gerne nehmen sie für dieses Bewußtsein die Unannehmlichkeiten einer Bauernküche, das harte Lager einer Hütte mit in den Kauf, ziehen Morgens früh an den Strand, oder in den dürftigen Kiefernwald, und kehren Abends müde heim, um sich voller Behagen auf ihr Lager zu strecken.

Selbstverständlich wächst die Annehmlichkeit des Sommerausflugs mit den wachsenden Mitteln, und ein Ausflug durch eins der bewaldeten Gebirge Deutschlands, oder gar eine Fahrt den Rhein entlang, giebt dem fröhlichen Wanderer Stoff genug, um den ganzen langen Winter in herzerquickender Erinnerung an die lustigen Sommertage zurückzudenken.

Wer das Leben in einem kleinen Badeort in Deutschland aus eigener Anschauung, und auch das Badeleben in einem kleinen Badeort in Amerika kennen gelernt hat, der weiß, daß der Unterschied ein sehr großer ist, und daß ein Vergleich nicht zu Gunsten des amerikanischen Platzes ausfällt.

An der Küste der Ostsee in Deutschland giebt es eine Menge weltverlorener Badeplätze, deren landschaftliche Schönheiten sehr beschränkt sind, wenn man das Wasser ausnimmt, welches in seiner ewig wechselnden Bewegung nie ohne fesselnden Reiz ist, und zu immer neuer Betrachtung und neuer Bewunderung reizt. Was aber hat der Sinn für Schönheit, oder besser der Sinn für deutsche Behaglichkeit aus dieser sandigen Fläche geschaffen? Der spärliche Fichtenwald ist zu einem schattigen Hain mit freundlichen Ruheplätzen umgewandelt worden. Kiesbestreute Wege sind kreuz und quer angelegt, aus einem Hügel ist eine Grotte geworden, in der ein wuthschnaubender Delphin Wasser empor speit, und eine breite Wandelbahn durchschneidet die ganze Anlage. Natürlich giebt es da einen Philosophensteg, eine Seufzerbank und eine Liebesgrotte. Um das einfache Kurhaus sind reizende Blumenbeete im frischen Rasen ausgebreitet, und von der Veranda des Hauses genießt man einen herrlichen Blick über die See, der besonders prachtvoll am

Abend ist, wenn die glühende Sonne in die kühlenden Fluthen taucht, den Himmel purpurn färbt und über das Wasser gleißendes Gold ausgießt. Den Hauptreiz aber bildet die Gesellschaft. Das ist eine zufriedenfrohe Gesellschaft, der man das innere Behagen auf den Gesichtern ablesen kann. Eine Gesellschaft vor Allem, die einen gewissen Bildungsgrad vertritt, der es ohne alle Schwierigkeit ermöglicht, daß man sich schnell zusammenfindet und schnell in den einmal angeschlagenen Ton mit einstimmt. Jedes neue Element, wenn irgend brauchbar, wird als willkommene Zugabe dem geformten Kreise zugefügt, und ein geistreicher Scherz ist ebenso willkommen, wie ein platter Witz verpönt ist. Jedes gemeinsame Unternehmen zeichnet sich dadurch aus, daß ihm irgend ein besonderer Plan zu Grunde liegt, der das Vergnügen der Gesammtheit verbürgt. Und dann die Abende im Kurhause! Ein jeder fast bringt eine neue Ueberraschung mit sich. Da wird zwei- und vierhändig gespielt, es werden Duetts, Quartetts und Chorlieder gesungen, da wird declamirt und kleine Lustspiele werden aufgeführt, da wird getanzt und ein improvisirtes Costümfest arrangirt — kurz, man ist immer beschäftigt, die freie Zeit so voll wie möglich auf die anregendste und beste Art auszunutzen, um geistig erfrischt und gestärkt wieder zu den verschiedenartigsten Berufspflichten heimzukehren. Und der Zweck ist erfüllt! Die Ferienzeit ist wirklich eine Erholungszeit geworden! Denn wie bei der Taufe das Wasser es allein nicht thut, so bringt körperliche Pflege allein noch nicht die wahre Erholung zu Stande. Auch der Geist, der sich im täglichen Gebrauche abnutzt und abstumpft, verlangt energisch nach Ruhe oder nach frischer Anregung.

Das ist die Zeit, in der der Mensch sich wieder auf sich selbst besinnt, wo er Zeit und Lust hat, sich seiner Jugend zu erinnern, und sich in jener schmerzlich süßen Stimmung befindet, in der Goethe die wundervollen Verse zum Eingange des Faust schrieb:

„Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten,
Die früh sich einst dem trüben Blick gezeigt."

Das ist die Zeit, in der er es nicht verschmäht, aus der verstäubten Ecke seines Bücherschrankes das „Buch der Lieder" oder einen Band von Emanuel Geibel hervorzuholen, und in der er wieder fähig wird, ein Gedicht zu genießen. Das ist die Zeit, in der seine eigene Prosa einen gewissen Rhythmus annimmt, und die Worte in seiner Feder einen höheren Schwung erlangen! Ja falls in ihm so ein Stückchen Poetenthum versteckt im Herzensschranke weilt, wer weiß ob er sich nicht selbst über einem Versuche überrascht, seine quellenden Empfindungen in Reimen zu Papier zu bringen! Man braucht aber nicht zu fürchten, daß solch ein neuer Ausbruch der „Jugendeselei" der Mitwelt gefährlich wird, denn solche halben Poeten werden selbst schamroth über ihre „Rückfälle" und wissen genau, wozu ein Streichholz erfunden worden ist.

Gewiß ist, daß wenn ein Deutscher nicht gar zu hart auf den Kopf gefallen ist, er sich als „Sommerfrischler" ganz ausgezeichnet zu amüsiren im Stande ist!

Wie anders aber ist das in Amerika der Fall! Die großen Badeplätze im Osten muß man natürlich ausnehmen, in denen das Badeleben einen erstaunlichen Luxus entfaltet, der aber mehr von dem Gelde als dem Gemüthe der Badegäste erzählt und in seiner rücksichtslosen Prahlerei das höchst charakteristische Merkmal an sich trägt, den Leuten Sand in

die Augen zu ſtreuen! Nicht was „bedeutend“ iſt, ſondern was „ſchwer wiegt“, ſammelt ſich dort zuſammen, und der „Schwerwiegendſte“ iſt der König der Saiſon. Nein, von einem entlegenen Badeplatz ſoll die Rede ſein, der von den Großen des Landes gemieden wird, und der nur von ſolchen aufgeſucht wird, die das Angenehme mit dem Sparſamen verbinden wollen.

Derartige Badeplätze giebt es namentlich in den nördlichen Staaten ſehr viele. Gewöhnlich liegen ſie an einem der vielen Seen, und ſind auch gewöhnlich von der Natur ſo reichlich bedacht worden, daß die menſchliche Hand nur wenig nachzuhelfen hätte, um ſie zu einem der angenehmſten Plätze zu machen. Faſt niemals mangelt es ihnen an einem Walde, der ſich bis weit in's Land hineinerſtreckt. Aber auffallend iſt es bereits, daß alle dieſe Badeplätze ſchon äußerlich einen faſt gleichartigen Charakter an ſich tragen. Das Städtchen, in welchem ſich „die Quelle“ oder „das Bad“ befindet, kommt völlig außer Betracht, da es ſich in Nichts von anderen kleineren amerikaniſchen Landſtädtchen unterſcheidet und die üblichen langweiligen Framehäuſer, die ſchmuckloſen Kirchen und die furchtbaren ungepflaſterten Straßen enthält. Aber ein wenig abſeits von der Stadt erhebt ſich das Kurhaus, welches zu gleicher Zeit das Kurhotel iſt, ein meiſtens dreiſtöckiges im Quadrat erbautes Gebäude, mit einer Veranda herum, die allein Schatten gegen den Brand der Sonne gewährt. Anlagen giebt es da keine, und natürlich auch keine Blumen. Vom Hotel bis zum Strande iſt nichts wie Sand, auf dem hier und da ein Büſchel Gras emporſchießt und ſchwindſüchtig gegen den Wind ankämpft, der von dem Waſſer herüberweht. Hinter

dem Hotel führt ein Weg durch dichtes Gehölz zu den Quellen; dieſer kurze Weg iſt oft nur das Einzige, was an eine Anlage erinnert, er ſieht aus, als habe man einen Anlauf genommen, um aus dem Platze etwas zu machen, ſei aber bald wieder unluſtig ſtecken geblieben. Dort wo die Quellen in höchſt primitive Behälter fließen, hört auch die Cultur auf, und dem nach einem ſchönen Spaziergange Durſtenden wird ein energiſches „Bis hierher und nicht weiter" zugerufen. Die Wildniß beginnt und nicht eine Hand hat ſich gerührt, um ſie durch die Macht der Schönheit zu zähmen. Unten am Strande allerdings iſt ein Boothaus errichtet, welches mehrere hübſche Boote enthält, und weiter zurück iſt auch ein ſogenanntes Badehaus aufgeführt. Das Hotel ſelbſt wird möglichſt gut verwaltet und hat unter anderen Räumlichkeiten auch einen großen „Parlor", in dem die Jugend bei Gelegenheit tanzt.

Man ſieht, daß ſo ein Badeort trotzdem nicht ſo übel wäre, wenn die Amerikaner nur Menſchen wären, welche zu leben verſtänden, und das Geheimniß errathen hätten, ihr Leben mit Gemüthlichkeit und Behaglichkeit zu umgeben. Daß ſie das nicht verſtehen, dafür ſind aber die Badegäſte ſelbſt das ſicherſte Anzeigen.

Blickt man nämlich auf ſo eine Gruppe junger Menſchenkinder, wie ſie gelangweilt im Parlor ſitzen, mit halb ſchläfrigen Geſichtern, in nachläſſiger Haltung mit einem Taſchentuche oder einem Fächer ſpielend, ſich hier und da eine Bemerkung zuflüſternd und flüchtig lächelnd, ſo überläuft einem von vornherein ſchon eine Art Gänſehaut! Da iſt ſo wenig Anmuth vertreten, mädchenhafte Scheu oder weibliche Liebenswürdigkeit. Dieſe jungen Damen ſehen meiſtens

übersättigt aus, als wären sie vorzeitig klug geworden und als schiene ihnen das Leben kaum noch eines herzlichen aus unschuldiger Seele kommenden Lachens werth. Und nun erst die jungen Herren! Ueberreif, vertrocknet innen und außen, mit kalten berechnenden Augen um sich schauend! Da ist keine Flamme im Herzen, welche eine wohlthuende Wärme durch ihr ganzes Wesen treibt, vielweniger welche Kraft genug besäße, Begeisterung für alles Gute und Schöne anzufachen!

Der Amerikaner, der das militärische Fremdwesen so bespöttelt, ist durch und durch Uniformmensch. Er ist, was man draußen mit dem treffenden Worte „Durchschnittsmensch" bezeichnet. Er kommt über eine allgemeine Bildung kaum hinweg, hat durchweg fast dieselben etwas steifen, linkischen Manieren, kleidet sich elegant und hält sehr viel auf Das, was zuletzt Mode geworden ist. Der elegante Amerikaner vergiebt einem jungen Manne in einer „fashionablen" Gesellschaft eher eine kreuzdumme Bemerkung, als einen altmodischen Hemdenkragen, und möge Jemand auch noch so geistreich sein, so würde er in einer amerikanischen Gesellschaft doch nur eine traurige Rolle spielen, würde er in unmoderner Kleidung im Salon erscheinen. Selbst ein Künstler muß von seinen Künstlerlocken Abschied nehmen! — Diese Gleichheit der Manieren, Anschauungen und Kleidung verleiht einer amerikanischen Gesellschaft etwas Bedrückendes, das schließlich bis zur unerträglichen Langeweile sich steigern kann. Ein wirkliches interessantes Gespräch kommt selten auf, und stirbt nach kurzem Aufflackern, um keine Wiederauferstehung mehr zu erleben. Es ist Thatsache, daß die jungen Amerikaner das größte Vergnügen an einer oberflächlichen seichten Unterhaltung finden und stundenlang über

„Nichts“ sprechen, und was noch mehr sagen will, lachen können.

Daß solche Menschenkinder nicht geschaffen sind, ein behagliches erwärmendes Leben um sich zu verbreiten, ist klar. Die Erziehung des Gemüthslebens ist zu sehr vernachlässigt worden, um sich nicht bei allen Gelegenheiten bemerkbar zu machen. Etwas fehlt, das ist es, was man immer wieder als Deutscher fühlt, wenn man mit leerer Empfindung aus solch einem eleganten Kreise heimkehrt, oder das leichte oberflächliche Treiben beobachtet hat.

Ich habe mit dem Vorstehenden nicht sagen wollen, daß der Amerikaner sich nicht zu amüsiren versteht, er thut es gewiß nach seiner Weise, und wenn man seinen überschwänglichen Ausdrücken Glauben schenken wollte, so amüsirt er sich vielleicht noch besser, als der Deutsche. Wie oft hört man nicht, daß er ausruft: „We had a jolly, oder splendid time.“ Doch während diese fröhlichen Stunden sich bei ihm wie Aether verflüchtigen, ohne etwas für das Herz und Gemüth zurückzulassen, sind die Stunden, welche der Deutsche im gemüthlichen frohen Kreise verlebt hat, wie eine seltene Blume, die noch nach Jahren den süßen Duft bewahrt hat.

Und nun zur Nutzanwendung. Weil der Amerikaner nicht das Verlangen nach jenen gemüthlichen Versammlungen kennt, das dem Deutschen im Blut steckt, darum weiß er auch seine Vergnügungsplätze so wenig anheimelnd auszuschmücken. Was braucht er einen Philosophensteg, eine Seufzerbank oder eine Liebesgrotte? Man denke sich einen jungen Vollblutamerikaner auf dem Philosophensteg in tiefen Gedanken versunken auf und ab wandeln, oder ihn auf der

Seufzerbank zum blassen Monde aufschauen, oder ihn in Seligkeit versunken vor der Auserkorenen seines Herzens ein Liebesgeständniß stammeln? Wie reimt sich das mit dem scharf ausgeprägten Geschäftssinne des jungen Amerikaners zusammen, oder der Abneigung gegen Alles was sentimental ist. Und weshalb soll er auch auf verstohlenem Wege zu der Geliebten eilen, um ihr in fliegenden Worten das süße Geheimniß zu verrathen, so lange ihm jeder „Parlor" offen steht, in dem er die junge Dame jeden Donnerstag ohne Beisein der Eltern sehen und sprechen kann, und so lange er sie allein zu allen Vergnügungen, selbst Bällen führen kann? Das Schönste an einer Liebe, das bischen Romantik, das sich um sie schlingt, lernt der Amerikaner nicht kennen. Nun, es muß auch solche Käuze geben!

Nur keinen Zeitverlust.

In jedem Jahre wächst der Strom, der sich zur Sommerzeit von Amerika aus über Europa ergießt. Die billigere, schnellere und bequemere Ueberfahrt hat das ihrige gethan, um eine Reise nach Europa als einen beliebten Sommerausflug der Amerikaner erscheinen zu lassen, und der Nachahmungsbetrieb wird das Uebrige geleistet haben. Es gehört schon fast zur Nothwendigkeit für eine wohlhabende Familie, eine Reise nach Europa hinter sich zu haben oder doch eine solche in nächster Zukunft anzutreten. Man muß „dagewesen" sein, um in einem Kaffeeklatsch oder in einem Clubhause über Europa, das längst „far behind" Amerika

iſt, einige faule Witze reißen oder einige unſachliche Bemerkungen mit einfließen laſſen zu können. Man will dieſe endlich beſchloſſene, nothwendige Reiſe, welche zum Glanze des Hauſes unumgänglich gehört, natürlich auch gehörig ausnutzen. Das heißt, man will die vorgeſchriebene Zeit nach echt amerikaniſcher Art ſo voll und gründlich verwenden, wie nur möglich. Man prägt ſich aus dieſem Grunde das engliſche Motto noch ſchärfer in's Gedächtniß, als wenn man in Amerika ſelbſt ſeinen Geſchäften nachgeht, und das geſchieht, wie man weiß, immer.

„Time is money", das ſagt ſich der Europareiſende, wenn er auf's Schiff ſteigt, und iſt im Innern nicht wenig ungehalten darüber, daß das Schiff volle 8 oder gar 9 Tage gebraucht, um das europäiſche Feſtland zu erreichen. „Time is money"! Wie ein Schreckgeſpenſt heftet ſich dieſes Motto an ſeine Ferſen, ſobald er wieder Land unter ſeinen Füßen hat und gehetzt, gejagt, geängſtigt von dieſem geflügelten Worte, ſetzt er ſich auf den nächſten Blitzzug und beginnt ſeine „Vergnügungsfahrt", kreuz und quer durch den europäiſchen Continent. Das lieblichſte Thal, die herrlichſten Felspartien werden mit Dampf durcheilt, in Kutſchen oder Droſchken werden die Städte im Fluge durchfahren, Parks und Galerien in drängender Eile durchſtrichen, die Mahlzeiten mit Haſt genoſſen, denn hinter dem Reiſenden hockt der unſichtbare Geiſt, der unaufhörlich flüſtert: „time is money — time is money". Das Handbuch der Eiſenbahnen wird zum unentbehrlichſten und wichtigſten Dinge. Wie die Züge gehen, welche Orte ſie berühren, und wie lange der Aufenthalt in den Zwiſchenſtationen iſt, dieſe Fragen werden zum Hauptgegenſtande des täglichen Geſpräches. Lieber

eine Bildergalerie bei Seite liegen laſſen, als den nächſten Zug verſäumen, der drei oder vier Stunden früher den nächſten Ruhepunkt oder beſſer den nächſten Ort für die nächſte Hetzjagd erreicht. „Time is money", immer vorwärts, vorwärts! Dieſer und Jener hat in vier Monaten nur 45 Städte beſucht, wir wollen mehr ſehen, wir wollen unſere Zeit beſſer ausnutzen! Was in den Städten vorhanden iſt, was Generationen und Generationen dort an Schmuck und Kunſt zuſammengetragen haben, das kann man mit einem flüchtigen Blick leicht überſchauen und in Reiſehandbüchern ſo ſchön und ſo ausführlich erklärt finden — darauf kommt es ſchließlich auch gar nicht an! Dageweſen ſein muß man aber, in dem und dem Gaſthaus geſpeiſt, mit den Schaffnern, den Oberkellnern und den Fremdenführern ſich unterhalten, und von dem Orte eine „general idea" empfangen haben. Die Siegesſäule in Berlin und der Eiffelthurm in Paris! Prächtige Bauwerke, denn ſie geſtatten, daß man von ihrer Höhe herab die Stadt am ſchnellſten und gründlichſten kennen lernen kann! Hat man dann noch das Glück einen Menſchen, womöglich einen „Eingeborenen" zu finden, der Einem die nothwendigſten Aufklärungen über Land und Leute giebt, was braucht man noch mehr? Schnell zum Bahnhofe, damit der nächſte Zug nicht verſäumt wird — „time is money, time is money!"

Allmählich aber macht ſich dieſe Vernügungsreiſe fühlbar. Müde, abgeſpannt und abgeſtumpft laſſen ſich die Opfer der Zeit weiterrädern, von Ort zu Ort. Die Freude am Neuen verwandelt ſich in Gleichgültigkeit! Sie bekommen ſchon ein leiſes Schauern vor Bildergalerien und Muſeen, und eine Gänſehaut des Entſetzens überläuft ſie, wenn ein reich in Gold und Sammet gekleideter Hofdiener ſie durch

die langweiligen Schlösser führt, und im thönernen Redefluß seine einstudirten Erklärungen ableiert. „Dies hier ist —“ brrr! brrr! Ein müder Blick streift das Bild des Fürsten oder das Bett, in dem der Hochselige seine letzten Züge gethan. Selbst der Zauber der herrlichsten Natur bleibt wirkungslos gegen diese Migräne des Körpers und des Geistes. Nur fort, fort, weiter, damit das qualvolle Programm zu Ende geführt wird! Noch vier lange Wochen, noch zwanzig Städte, noch unzählige Galerien und Schlösser — schrecklich! aber es muß sein, vorwärts, vorwärts!

Der Lohn für diese heroische Vergnügungsreise bleibt nicht aus. Schon bricht der Tag an im hellen Sonnenscheine, an dem das Schiff wieder von Europa abstößt! Der Anblick des Meeres erfüllt die gequälte Brust mit neuem ungeahnten Entzücken.

Thalatta! Thalatta!
Sei mir gegrüßt du ewiges Meer,
Sei mir gegrüßt zehntausendmal
Aus jauchzendem Herzen! — —

Die Vergnügungsreise ist überwunden, jetzt kann man sich erholen! Gott sei es gedankt! Das hätte man hinter sich! Europa, die Alte, man hat sie gesehen! Und alt ist sie wirklich, sehr alt! Alt die Städte, alt die Häuser und Schlösser, alt und verblichen die Bilder, alt und halb zerschlagen die Skulpturen, und — „oh how old fashioned these people are!“

Die müden Glieder werden wirklich durch die Seefahrt aufgefrischt, und die Freude, bald wieder die Heimath, die geliebte zu betreten, die neue Welt, die bessere, schönere, wiederzusehen, belebt auch den Geist wieder. Eins aber

kann man nicht los werden! Das iſt ein gewiſſes wüſtes Gefühl im Kopf, das ſich ſofort einſtellt, ſobald man an Europa zurückdenkt. Das bekannte Mühlrad ſcheint darin ſein Unweſen zu treiben, und die aufgeſpeicherten „neuen Eindrücke“ zu einem unentwirrbaren Simmelſammelſurium zu vermengen. Und je mehr man ſich von der Küſte entfernt, je näher man der Heimath zuſteuert, je beſtimmter nimmt Europa auch die Form einer rieſigen Rumpelkammer an. Nun ja, geſehen haben muß man ſie, das iſt richtig! Schon allein deshalb, um den eingeborenen Glaubensſatz noch inniger zu befeſtigen, daß Amerika längſt „obenan“ ſteht, und die „old country“ wirklich und gründlich überflügelt hat!

Und dann rede man noch von den ungeheuren Vortheilen, welche die Europareiſen für Amerika im Gefolge haben ſollen.

Der amerikaniſche Durchſchnittsreiſende in Deutſchland zeichnet ſich durch dieſelbe Oberflächlichkeit im Abgeben ſeines Urtheils über dortige Verhältniſſe aus, wie der deutſche Durchſchnittsreiſende in Amerika über amerikaniſche Verhältniſſe. Dort ärgert er ſich über die Trinkgelder, die Pfennigfuchſerei, die Barbiere und Eiſenbahnen. Hier ärgert er ſich über die „Hotelclerks“, die „Interviewers“, die Barbiere und die Speiſehallen. Dort ſtimmt er halb entrüſtet immer und immer wieder in den Chorgeſang der freien Amerikaner mit ein, ſobald er eine geſunde kräftige Frau einen Tragkorb ſchleppen oder eine Karre ſchieben, einen Hund einen Milchwagen ziehen ſieht oder eine ſtrohbedeckte, halbverfallene Hütte (Kathe) eines Landarbeiters erblickt. Für Alles das hat er nur das eine Wort „barbariſch“. Hier erſcheint ihm alles

als Schwindel oder „Humbug", halb civiliſirt und halb wild, und er zögert nicht das Volk im Allgemeinen ebenfalls als „barbariſch" zu ſchildern. Beide Völker lachen über das Urtheil dieſer Durchſchnittsreiſenden und zwar mit vollem Rechte! Die Deutſchen allerdings mit weit vollerem Rechte, als die Amerikaner.

Dieſe Urtheile, deren Berechtigung durchaus nicht angezweifelt werden ſoll, beweiſen nur das Eine, daß nämlich die meiſten Reiſenden ſich weder die Zeit noch die Mühe nehmen, das fremde Land gründlicher kennen zu lernen, und in die Tiefen zu dringen. Von der läſtigen eingefreſſenen Gewohnheit der Angeſtellten in Gaſthöfen, Kaffeehäuſern und Speiſehallen Trinkgelder als einen ihnen zuſtehenden Tribut in Empfang zu nehmen, machen ſie einen Schluß auf den allgemeinen Wohlſtand des Volkes, von der gelegentlich beobachteten Thatſache, daß eine Frau eine Laſt auf ihrem Rücken oder gar auf dem Kopfe trägt, leiten ſie ihr vernichtendes Urtheil über die Stellung der Frauen her und der Anblick einer ärmlich ausſchauenden Hütte läßt ſie über die Lage der Landbewohner ein jammervolles Klagelied anſtimmen. Kommen ſie nun noch gar in eine Garniſonſtadt und ſtolpern alle Augenblicke über ſtramme Soldaten und „ſchneidige" Offiziere, ſo ſingen ſie ein Loblied über die freie Republik, in der es — Gottlob — keine „Soldatenſchinderei" giebt.

Würden ſie nur wenige Wochen an einem Orte in Ruhe verweilen, als anſpruchsloſe Menſchen, nicht als protzige Amerikaner mit ſchwerer Uhrkette, dickem Siegelring und ewig klingenden Dollarſtücken, ſo würde ihr Urtheil bald eine weſentliche Veränderung erfahren. Der kleine Tribut,

den die „dienenden Geiſter" drüben beanſpruchen, iſt reichlich verdient, wenn man ihre Höflichkeit, ihre Dienſtbefliſſenheit und Gewandtheit mit den hieſigen Schwarzen in den Gaſthöfen oder den „waiters" in den Bierſchänken und Speiſehallen vergleicht. Die Zufriedenheit und das beſcheidene Glück der Landbewohner würde ſie bald mit der „Stellung der Frau" ausſöhnen, denn ſie würden erkennen, daß die rüſtige rührige Frau zwar die Gehülfin des Mannes, aber durchaus nicht ſeine Sklavin iſt. Endlich aber würden ſie bemerken müſſen, daß der Soldatenſtand aus ungehobelten, ſchlottrigen und gedankenloſen Farmersjungen, ſtramme, geſunde und aufmerkende Burſchen macht, bei denen innerhalb ihrer Dienſtzeit mit der Liebe für den bunten Rock, auch die Liebe für die Größe und Ehre ihres Vaterlandes kräftiger zum klaren Bewußtſein gelangt.

Ja, würden ſie ſich nur zu einem längeren Aufenthalte an einem Orte entſchließen, würden ſie nicht immer wie die Franzoſen im letzten Kriege vor den preußiſchen Ulanen gleichſam auf wilder Flucht begriffen ſein, dann würde ihnen noch manch Anderes auffallen und ſie zum Nachdenken über deutſche Verhältniſſe zwingen. Sie würden Vergleiche anſtellen, ſie würden zu zweifeln anfangen, ob Amerika denn wirklich in Allem „ahead" iſt, ſie würden vielleicht mit innerer Beſchämung ihre lächerliche Ueberhebung, ihren albernen Dünkel und ihre furchtbare Unkenntniß fremder Verhältniſſe erkennen. Sie würden langſam, allmählich von der Höhe des Thrones, den nationale Eitelkeit über die Nationen der alten Welt in keckem Uebermuthe und dummdreiſter Ueberhebung geſetzt hat, herabſteigen — vielleicht! Stufe für Stufe, ſchwankend, widerwillig! Aber die gewonnene Erkenntniß

würde ſie nicht mehr zurückſchreiten laſſen. Der goldene, ſtrahlende Thronſeſſel würde in Nebel zerfließen, und die hoheitsvolle, wunderherrliche Geſtalt der Freiheitsgöttin würde ihnen plötzlich als ein armes gebeugtes Weib erſcheinen, das unter der Laſt nationaler Untugenden früh gealtert iſt. Der Wunſch ihr wieder die erſte Jugend zurückzubringen, würde erwachen. Prahlende Worte vermögen das nicht! Thaten, ernſte Thaten allein! Sie würden vielleicht beſchämt, vernichtet, auf die Schulbank flüchten, und mit brennendem Eifer anhören, was die alte Lehrmeiſterin Europa ihnen zu ſagen hat. Sie würden begierig aus dem tauſendjährigen Becher der Geſchichte lebensalte Weisheit ſchlürfen — ſie würden lernen!

Sie würden lernen erſtens, zweitens und drittens, daß ein Volk, deſſen Sinn ausſchließlich auf den Gelderwerb gerichtet iſt, die Höhe der Cultur unmöglich erſteigen kann; daß ein Volk, deſſen Gedanken ſich ausſchließlich um „money“, „money“ und noch mal „money“ drehen, nicht in dem Völkerkonzerte die erſte Geige zu ſpielen berufen ſein kann; daß ein Volk, deſſen Macht ſich vornehmlich auf die angehäuften Schätze in Gold, Silber und Banknoten ſtützt, nicht dazu angethan iſt, ein wirkliches Bollwerk für die perſönliche Freiheit zu ſein.

Sie würden lernen, daß ehrliche ſparſame Verwaltung, gute Kindererziehung, glückliches Familienleben, Pflege von Wiſſenſchaft, Kunſt und Induſtrie, und manches andere dazu gehört, um ein Volk groß und glücklich zu machen.

Ja, wenn ſie nur lernen möchten! — Aber —

Amerikaniſche Auswanderer.

Es giebt noch immer unzählige Amerikaner, die da glauben berechtigt zu ſein, auf den Strom der Einwanderer aus der alten Welt mit einer gewiſſen Verachtung herabſchauen zu können. Zwar ſagen auch ſie ſich, daß die Einwanderung allein das Land und ſie reich gemacht hat, daß ſie alſo ein Glück für die Vereinigten Staaten geweſen iſt und noch immer iſt, aber dennoch rümpfen ſie die Naſe, wenn ſie ſo einer Auswanderer-Familie begegnen, welche mit Sack und Pack beladen, in den fernen unbekannten Weſten zieht, um dort eine neue Heimath zu gründen. Allein ſie haben zu dem Naſerümpfen ebenſowenig Urſache, wie ſie ein Recht beſitzen, ſich deshalb großmüthig zu nennen, weil ſie ihr Land der europäiſchen Auswanderung geöffnet haben. Denn es war einfach ein Gebot, welches dem Selbſterhaltungstrieb entſprungen war.

Die Amerikaner vergeſſen ganz, daß auch ſie Jahr aus, Jahr ein, eine große Anzahl Auswanderer aus ihren Reihen nach Europa ſenden, zwar eine andere Klaſſe Auswanderer, als diejenigen, welche von drüben nach hier herüberkommen, aber immerhin Auswanderer, die von dem Wunſche beſeelt ſind, in dem fremden Lande ihre eigene Lage zu verbeſſern.

Kommen die Auswanderer von drüben hierher, um ihre materielle Lage zu verbeſſern, ſo gehen die Amerikaner hinüber, um dort geiſtige Schätze einzuheimſen. Dabei ſind die Amerikaner noch im bedeutenden Vortheile vor den Europäern. Von den Letzteren gelingt es nur einem mäßigen

Prozentſatz, trotz Mühe und Arbeit, ſich zu gewiſſem Wohlſtande emporzuarbeiten, die Amerikaner aber können alle, ohne Ausnahme, wenn ſie nämlich Aug' und Ohr offen halten, bei einem längeren Aufenthalte in Europa, geiſtige Reichthümer einſammeln, die ihnen obenein durch keine Börſenſpekulationen oder böſe Schickſalsſchläge geraubt werden können. Sie haben demnach allen Grund, der „alten" Welt, die nach der Anſicht vieler Amerikaner demnächſt in Folge von Altersſchwäche zuſammenbrechen muß, dankbar zu ſein, denn ſie giebt nur immer mit vollen Händen, und bekommt ſo gut wie nichts als Gegengabe. Die paar Millionen Dollars, welche die amerikaniſchen Coloniſten oder Vergnügungsreiſenden unter die Leute bringen, machen den Kohl wahrlich nicht fett, und tragen zum allgemeinen Wohlſtande dort drüben blutwenig bei.

Sieht man etwas ſchärfer zu, ſo findet man unſchwer, daß bei dem Austauſch der Auswanderer Amerika in jeder Beziehung im Vortheile iſt. Die europäiſchen Auswanderer bringen ihre ganze Arbeitskraft mit herüber, um ſie zu ihrem und zum Beſten der neuen Heimath zu verwenden, der Amerikaner kommt nur, um zu empfangen, und dann nach Einheimſung beſtimmter Kenntniſſe, ſich wieder aus dem Staube zu machen. Der Europäer trägt Cultur, Bildung und menſchenwürdige Gewohnheiten bis in die fernſten Stätten des Urwalds hinein, der Amerikaner bringt nichts als Vorurtheil, Unwiſſenheit und Dünkel mit hinüber, trägt aber dafür freiere Anſchauungen mit nach Hauſe; der Europäer muß hier Zoll für Zoll für ſeine Sitten und Gewohnheiten kämpfen und ſtreiten, der Amerikaner findet drüben in allen Häuſern freundlichen Empfang und Rückſichtnahme auf ſeine

Eigenheiten — kurz, überall und in jeder Beziehung iſt der Amerikaner vor dem Europäer im Vortheile. Und doch thut der Amerikaner, als ob er ein Recht habe, den Europäern gegenüber den Großmüthigen zu ſpielen! Als ob es für die Europäer noch eine beſondere Ehre ſein müßte, daß ſie Amerika blühend und reich gemacht haben, und Amerika noch ſtetig mit geiſtiger Nahrung und Bildung verſorgen. Europa hat weit weniger Grund, ſich der amerikaniſchen Einwanderung zu freuen, als Amerika das volle Recht hat, auf die europäiſche Einwanderung ſtolz zu ſein.

Feſte und Feſte.

Den Deutſchen, der auf heimiſchem Boden die heimiſchen Feſte im Kreiſe ſeiner Lieben und Freunde gefeiert hat, beſchleicht es jedesmal wie ein Weh, wenn er ſich in ſeiner neuen Heimath anſchickt, einen Feſttag zu begehen. Er weiß ſich anfänglich wohl ſelbſt nicht Rechenſchaft über dieſes Gefühl zu geben. Gewiß, er legt auch hier die Feſttagskleider an, läßt vielleicht für den halben oder auch den ganzen Tag die tägliche Arbeit ruhen, Feſtkuchen und Mittags auch ein Feſtmahl ſchmücken ſeinen Familientiſch, vielleicht prangt auch eine Flaſche Wein zu Ehren des Tages auf der Tafel und die ſinnige Hausfrau hat wohl gar einen duftigen Blumenſtrauß dazu geſtellt, der das Auge erfreut und das Herz nur noch weicher ſtimmt. Aber dennoch — dennoch! Eins fehlt ihm, eins vermißt er! Er fühlt bei allem Feſtgepränge eine leere Stelle in ſeinem Herzen, und das iſt

gerade jene Stelle die bei Gelegenheit der heimiſchen Feſte im alten Vaterlande zum Zerſpringen voll war. Das iſt die volle Freude am Feſte ſelbſt, die ſchon lange ihren Anfang nahm, noch ehe der Feſttag ſelbſt erſchien.

Wer kennt hier das Gefühl der Vorfreude? Das ſtillbeglückende innige Gefühl, welches uns mit ſinniger Freude den Feſttagen entgegenharren läßt! Das wonnige Empfinden, wenn man am Morgen des Feſttages erwacht, die Sonne freundlich in's Zimmer ſcheinen ſieht, den Klang der Glocken vernimmt, der feierlich bis in unſer Zimmer dringt, und die Seele froher und glücklicher ſtimmt! Wie anders klingt an ſo einem Morgen das geſchäftige Treiben im Hauſe, Alles ſcheint einen helleren, freundlicheren Klang anzunehmen! Und ſind gar Kinder im Hauſe, wie füllen ſich bald die traulichen Räume mit lebhaftem luſtigem Geplauder mit hellem Lachen und ausgelaſſener Freude! Sieht man dann aus den blanken Fenſterſcheiben auf die Straße hinab, wie anders ſchaut es da aus! Das geſchäftige Treiben hat einer Sonntagsruhe Platz gemacht, und über die ſonſt ſo lebhafte Stadt liegt eine feierliche Stille gebreitet. Die Feſttagsſtimmung dringt durch alle Poren in uns ein, wir können uns ihrem Zauber nicht mehr entziehen.

Die Feſte hier aber tragen vorläufig noch einen faſt gewaltſamen Charakter an ſich, ſie ſind nach außen hin prahleriſch und geräuſchvoll, nach innen hin aber laſſen ſie unbefriedigt und leer! Es iſt, als ob ihnen noch die Seele fehlte, oder das warme Gemüth, als ob das Herz noch keinen rechten Antheil an ihnen genommen habe. Man empfindet ihre Feier mehr wie eine Pflicht, der man ſich mit möglichſter Wahrung des nationalen Anſtandes entledigen

muß, nicht aber, als ein Bedürfniß des Herzens, und je lauter man in den Festesrausch einstimmt, beim Hurrahrufen sich heiser schreit, schießt und knallt, das Sternenbanner schwingt und Schwärmer abbrennt, je weniger weiß das Herz davon.

Dank der deutschen Einwanderung ist der Christbaum auch nach Amerika verpflanzt worden, aber ein gut Theil der Weihnachtspoesie hat seinen Weg noch nicht über den rauschenden Ocean gefunden. Der Krämergeist, der alle Schichten der Bevölkerung durchdringt und ansteckend wie das gelbe Fieber wirkt, steht noch immer wie ein Dämon an unserer Küste und sucht dem deutschen Gemüth den Eintritt in das Land zu verwehren. Derselbe Krämergeist tritt auch als unliebsamstes Moment bei allen übrigen hiesigen Festen an die Oberfläche, gestattet zwar ein äußerliches Schaugepränge, raubt ihm aber gleichzeitig jede innere Tiefe und Bedeutung.

Wollte man den Werth der Feste nach ihrem Geräusch bemessen, so stände allerdings Amerika in der Kunst, Feste zu feiern, obenan, denn mit mehr Getöse und größerem Höllenspektakel wird wohl nirgends in der ganzen Welt ein Festtag begangen, als der vierte Juli in den Vereinigten Staaten! Wer aber wollte läugnen, daß die Feste, wie sie das deutsche Volk im eigenen Vaterlande zu feiern versteht, an gemüthvollem Inhalt, stiller Herzensinnigkeit und beglückendender Lust die Vierte-Juli-Feier weit überragen?

Der Grund hierfür ist augenfällig genug. Dort feiert ein Volk seine Feste, die ihm aus altersgrauer Zeit von seinen Vorfahren überkommen sind. Hier stehen sich zahllose Volksarten in Sitten und Lebensanschauungen fremd gegen-

über; dort geht ein gemeinſamer ſeeliſcher Zug durch das ganze Land, hier kreuzen und bekämpfen ſich die verſchiedenartigſten Volkscharaktere. Während dort alſo ein Feſt die ganze Volksſeele auf das Innigſte berührt, giebt es hier nur Anlaß, daß Alle ſich äußerlich zuſammenfinden, und das kann nur mit vielem Geräuſch und vielem Spektakel verbunden ſein.

Sommerabende.

Wenn der heiße Auguſt dem kühleren September das Feld geräumt hat, athmet manche Bruſt erleichtert auf und manche Angſt wird aus bedrückten Herzen verſcheucht. In jedem Haushalt, in welchem kleine Kinder vorhanden ſind, wird der geſunkene Muth ſich wieder neu beleben und die ängſtlich beſorgten Mütter werden mit neuer Hoffnung in die Zukunft ſchauen. Die größte Vorſicht, die liebevollſte Aufmerkſamkeit, mit denen man die Kleinen vor dem Einfluß der Hitze zu bewahren ſucht, ſcheitert an der Gluth, die durch die Dächer und Mauern in die Häuſer dringt und ſich wie lähmend auf die Inſaſſen niederſenkt. Der Tag wird zur Laſt und die Nacht zur Qual. Trotz offener Fenſter und Thüren kein Lüftchen, das die heiße Stirn kühlt und die erſchlafften Glieder erfriſcht. Unruhig wälzt ſich die kleine Geſellſchaft auf dem heißen Lager, Schweiß bedeckt die Stirne, der trockene Mund iſt halb geöffnet. „Waſſer, bitte Mama, Waſſer," wie oft ertönt der Ruf, der jedesmal die Mutter aus dem Halb-

ſchlummer auffahren läßt, durch die Stille der Nacht, und halb zögernd, halb willig reicht ſie ihrem Liebling einen vorſichtig zubereiteten Trank, der gierig hinabgetrunken wird. Und der neue Morgen läßt die Leiden von Neuem erſtehen!

Aber auch die Großen leiden unter der ausdauernden Hitze. Trotz vielfacher Warnung gießen ſie mehr Eiswaſſer hinab, als ihrem Körper gut thut, ein Bad giebt nur eine augenblickliche Linderung, und ſelbſt das Sitzen auf den Treppenſtufen am Abend gewährt keine Erholung, wenn der kühle Windzug ausbleibt. Und doch ſind dieſe Treppenſtufen der einzige Platz, an dem tauſend und aber tauſend Amerikaner ihre ſommerliche Abenderholung genießen. Sobald das Abendbrod eingenommen worden iſt, öffnet ſich die obere Hausthüre und eine aufgeputzte junge Dame breitet einen kurzen Teppich über die Holz- oder Steinſtufen. Die übrigen Hausbewohner erſcheinen. Den älteren Perſonen wird der beſte Platz auf der kleinen Plattform angewieſen, und die Schaukelſtühle werden ſtundenlang in Schwingungen erhalten. Das junge Volk lagert ſich in oft hübſchen Gruppen auf den Stufen, das jüngſte Volk ergreift von dem Seitenwege Beſitz. Beſuch erſcheint, junge Herren, elegant gekleidet, die eine gewiſſe junge Dame mit vertraulichem Kopfnicken begrüßen. „Ah, Mr. Flirt“ — ein Verſuch, über den Beſuch erſtaunt zu ſein, mißlingt der jungen Dame, welche vielleicht erröthet und dem heimlich Erſehnten einen Platz an ihrer Seite einräumt. Bald erſchallt Gelächter und Stimmengewirr. Hier und da glimmt auch wohl eine Cigarrette, ſeltener eine Cigarre durch die abendliche Dunkelheit. Die Herren verſpüren nach und nach grimmigen Durſt, aber gute Erziehung läßt ſie die Marter wie echte Mär-

tyrer erdulden. Wird dieſelbe aber gar zu gewaltig, ſo richten ſie mit einem verbindlichen Lächeln, das aber ſehr ſaurem Boden entwachſen iſt, eine Frage an die junge Damenwelt. Es iſt eine Einladung zum nächſten Apotheker oder einem „Ice-cream-Salon". Bereitwilligſt ſpringen die Eingeladenen empor, bringen mit geſchickter Bewegung die Falten und Fältchen ihres Kleides in Ordnung und unter lebhaftem Plaudern bewegt ſich die Geſellſchaft zur nächſten Apotheke, wo der kalte Strom aus der mächtigen Fontäne vom Morgen bis ſpät in die Nacht hinein fließt und einen oder auch mehrere „Apothekergehülfen" mit dem Füllen der Gläſer beſchäftigt hält. Um alles in der Welt würde Mr. Flirt nicht eingeſtehen, daß er weit lieber ein Glas Lager tränke. Dies Zugeſtändniß wird er erſt ſpäter der jungen Dame machen, wenn ſie mit Hülfe eines bindenden Knotens Mrs. Flirt geworden iſt. Bier und Biergarten — das iſt zu deutſch, oder um in der Sprechweiſe jener Stutzer zu reden — zu „dutchy." Außerdem trifft man ja auch auf dem Heimwege, wenn man die Treppe und die gewiſſe junge Dame im Rücken hat, noch Wirthſchaften genug offen, um das Verſäumte nachzuholen, und ſeine heiße Kehle durch ein Glas Lager zu erfriſchen. Oder warum muß es gerade Bier ſein? Man ſagt, daß das beſte Mittel gegen Hitze ein guter Schluck brandy iſt, genau ſo, wie er das beſte Mittel gegen die Kälte im Winter iſt. Außerdem iſt brandy mehr amerikaniſch. Alſo nehmen wir brandy! Ah, das thut wohl, nach dem verflixten „moxie" oder „ice cream soda". Wozu uns die Liebe alles bringen kann! Es iſt wunderbar! —

Während ich dies ſchreibe, ſteigt ein freundliches Bild in meiner Erinnerung auf! Ich ſehe eine deutſche Stadt und

darinnen einen ſchattigen Garten, von Gasflammen hell erleuchtet! Um ſaubere Tiſche haben ſich Familien niedergelaſſen, und höfliche Kellner bringen ſoeben eine Anzahl ſchäumende Biergläſer herbei. Es ſind einfache Bürgersleute da, aber auch Profeſſoren und Gelehrte, Kaufleute und Fabrikanten, Familien, die man zu den „beſten" zählt.

Auch „prominente"? — Gewiß auch prominente!

Es geht lebhaft und luſtig zu, aber niemals laut und lärmend. Zwiſchen den jungen Leuten werden Scherzworte und liebenswürdige Neckereien ausgetauſcht, die Herren in geſetzteren Jahren debattiren über Politik oder wiſſenſchaftliche Fragen, und die ſorglichen Hausfrauen klagen ſich auch wohl, wenn ſie die beſten Recepte über Eingemachtes ausgetauſcht haben, ihre liebe Noth über die immer anſpruchsvoller werdenden Dienſtboten. Ohne Scheu nippt die junge Dame am ſchaumbekränzten Kelch, und der „ſchneidige" Student kommt ſeinem Kumpanen einen „Halben" vor. Ein Hauch von urgermaniſcher Gemüthlichkeit und Behaglichkeit durchweht das ganze friedliche, luſtige Treiben. Neben körperlicher Erholung ſteht die geiſtige Erholung. Ein offenes, ehrliches Treiben, aus der die Heuchelei verbannt iſt.

„Ah, Mr. Flirt, Sie ſollten nach Deutſchland gehen, um den Deutſchen ihre offene ehrliche Gemüthlichkeit abzulernen! Es mag „dutchy" ſein, dieſes heitere anregende Leben, aber iſt ein geſundes Leben!"

VI.

Novelliſtiſche Skizzen.

Eine Frühlingsfahrt.

Als der Frühling im Jahre zuvor die Bäume mit neuen Blättern ſchmückte und die Blumen in den zierlich abgeſteckten Beeten zum Blühen brachte, da war es noch nicht auf der Welt! Erſt als der Herbſt mit ſchwerem Geſchütz heranrückte und mit rauhem Winde durch die Blätterkronen fegte, daß das Laub erzitternd und erbebend durch die Lüfte getragen wurde, erſt da machte es durch einen kräftigen Schrei der Welt bekannt, daß es ins Leben eingetreten ſei. Und dieſer Schrei ging wie ein elektriſcher Schlag durch die Herzen der Eltern, vor denen ſich das Wunder der Menſchwerdung zum erſten Male abgeſpielt hatte. Dies zappelnde kleine Weſen mit der mächtigen Stimme, die wie eine Trompete das ganze Haus alarmirte, war ihr Kind. Die junge Mutter ſchloß die thränenfeuchten Augen und ein glückliches Lächeln lag auf den ruhigen Zügen, die noch eben vom Schmerze durchgraben waren, und der junge Vater, lachend und weinend zugleich, hielt unbeholfen und ängſtlich, als könne er die kleine ſüße Laſt zerbrechen, ſeinen Sohn auf den Armen, und ſchaute wie träumend in das winzige Geſichtchen hinab, dann übergab er der Wärterin das Kind und beugte ſich zu

seiner Gattin und drückte einen herzinnigen Kuß auf ihre Stirn. — —

Das war im Herbst und jetzt war der Frühling wieder da. Sechs volle Monate zählte der junge Weltbürger bereits, und hatte den Herbst und den Winter siegreich überstanden. Dann und wann kam er im Arm der Mutter ans Fenster, das zur Straße hinaus lag, und die Nachbarn, welche ein ungewöhnliches Interesse an dem Aufblühen dieses kleinen Menschen zu nehmen schienen, konnten sich überzeugen, wie zart seine Haut geworden war, und wie er zusehends wuchs und verständiger wurde. Längst hatte er das Lachen erlernt, und wenn ein Bube oder ein kleines Mädchen am Fenster vorüberschritt, dann konnte man den Kleinen wohl aufspringen und mit den kleinen Händen in der Luft agiren sehen und sein Aufjauchzen selbst durch die dicken Scheiben bis auf die Straße hinaus hören. Dann hatte die glückliche Mama alle Mühe, den lebhaften kleinen Schlingel festzuhalten.

Als dann der Schnee von der Straße verschwand, die Sonne wärmer schien und aus dem grauen Rasen frische grüne Halme emporschossen, als der Spatz unter dem Dache der Häuser sein altes Nest auszubessern begann und Federn, Flocken und Strohhalme mit dem bösen Gewissen eines Diebes von der Straße las, als das Lärmen der Kinder im Freien lauter und fröhlicher wurde, und die ersten Feldblumen feil geboten wurden, da wurde auch der kleine Weltbürger zum ersten Male in's Freie geführt.

Natürlich konnte das nicht so ohne Weiteres geschehen, vielmehr wollte es der Stolz der Eltern, daß dies Ereigniß mit einer gewissen Feierlichkeit in Scene gesetzt werde. Eines

Tages wurde ein eleganter Kinderwagen in's Haus getragen und verſchiedene Packete, welche die Mama und der Papa von einem gemeinſchaftlichen Gange mit heimbrachten, entpuppten ſich bei ſorgfältiger Oeffnung als ein allerliebſter Kindermantel und ein noch viel niedlicheres Kindermützchen. Und während die glücklichen Eltern ſich gegenſeitig noch über ihre Verſchämtheit neckten, mit der ſie im Laden die Auswahl getroffen, wurde der kleine Prinz verſuchsweiſe mit den erſtandenen Herrlichkeiten geſchmückt. Und wie der pausbackige kleine Kerl vergnügt aus ſeiner weißen Kappe herauslachte und mit den kleinen Aermchen luſtig um ſich ſchlug, da ſchloß ihn erſt die Mama und dann der Papa auflachend in die Arme und drückten ihn, bis er ſein rothes Mäulchen zum Schreien verzog. Und dann wurden die Vorbereitungen für den großen Moment getroffen. Zuerſt wurde der Wagen verſucht, ob die Federn auch wirklich leicht genug nachgaben, dann wurden Kiſſen und Tücher hineingelegt, ſorgſam beklopft und geglättet, und dann der Prinz, mit ſeinen Herrlichkeiten angethan, hineingeſetzt. Da ſaß er nun, in ſeinem eleganten Korbwägelchen, mit ſeinen klugen blauen Augen erwartungsvoll und verwundert zur Mama aufſchauend, während dieſe noch immer an ihm herumneſtelte, hier ein Kiſſen zurechtrückend und da einen Zipfel der ſelbſtgehäkelten Decke feſter ſteckend. Endlich war Alles fertig, und die kleine Carawane zum Abmarſch bereit. Ueber das Ziel der erſten Spazierfahrt war man ſich längſt einig geworden. Es ſollte nämlich durch den nahe gelegenen Park gefahren werden. Wer aber würde den Wagen ſchieben, und wer würde nebenher ſchreiten? Wer anders als der Papa konnte den Wagen in Bewegung halten, und wer anders als die

Mama durfte nebenher wandeln, um den Kleinen beſtändig im Auge zu behalten. Die Löſung der Frage ſchien ſo einfach und erregte dennoch einen wahren Aufruhr in dem Herzen des jungen Vaters. Hatte er nicht lange zuvor auf das Beſtimmteſte erklärt, daß er Alles thun wolle, nur nicht Kindermädchen ſpielen? Hatte er nicht oft die jungen Väter beſpöttelt, die mit wahrer Lammesgeduld den Korbwagen vor ſich hinſchoben, in denen ihr jüngſter Sproß, von der friſchen Frühlingsluft überwältigt, wohlig ausgeſtreckt lag und ſanft ſchlummerte? Jetzt, nun das unerbittliche Schickſal auch ihn erfaßt hatte, wo jeden Augenblick die Hausthüre geöffnet werden mußte, um den Wagen in's Freie zu laſſen, jetzt entbrannnte ein ſchwerer, wenn auch kurzer Kampf in ſeinem Herzen. Das Vorurtheil, welches er aus ſeiner Junggeſellenzeit noch mit herübergenommen hatte und die junge Vaterliebe ſtritten heftig mit einander, aber als er einen Blick auf den kleinen ſüßen Schlingel warf, der ſo glücklich lächelnd daſaß und ihn ſo ſchelmiſch anzublicken ſchien, da riß er das kindiſche Vorurtheil aus ſeinem Herzen, bat ſeine Gattin, die Hausthüre weit zu öffnen, und ſchob den Wagen entſchloſſen über die Schwelle. Trotzdem aber konnte er nicht umhin, dann und wann rechts und links zu ſpähen, ob ſich nicht vielleicht eine der Nachbarinnen über den jungen Vater amüſirte. Doch da er nichts dergleichen bemerkte, da lachte er über ſich ſelbſt, und als gar eine fremde Dame, die an den Wagen vorüberſchritt, laut genug äußerte, ſo daß er es hören konnte, „was für ein hübſches Baby", da wäre er ſtolz erhobenen Hauptes auch durch die Hauptſtraßen der Stadt gefahren. Die Mama war ganz Freude und Wonne und der Kleine nicht minder. Die

milde Luft, die ihn wie Frühlingszauber umfing, der helle Sonnenſchein, der auf ſeiner Decke goldig ausgebreitet lag, das fröhliche Rufen und Lachen der Kinder, die auf den Straßen ſich in voller Ausgelaſſenheit herumtummelten, das Alles erweckte in dem kleinen Kinderherzen eine ſüße Luſt, die es ab und zu aufjauchzen machte. Und jedes Mal, wenn der kleine Kerl ſich jubelnd aus den Kiſſen hob, als wolle er am liebſten hinaus zu den ſpielenden Kindern, um mit ihnen zu rennen und zu jagen, dann lachte die Mama mit ihm, und dann ſchlug auch das Herz des Vaters höher. — So erreichten ſie den Park und niemals zuvor war den jungen Eltern das Erwachen des Frühlings ſo beſeligend in's Herz gedrungen, als jetzt, nun ſie ihr Kind zum erſten Male in die Herrlichkeiten des Frühlings hineinführten. Das Grün des Raſens war ihnen nie ſo ſaftig, das Laub der Bäume nie ſo friſch vorgekommen, und als der Kleine bei einem blühenden Tulpenbeete die Händchen zuſammenballte, als wollte er die Blumen gerne erfaſſen und zerdrücken, da meinten ſie, nie zuvor ſo herrliche Blumen geſchaut zu haben. Sie ſprachen wenig miteinander, aber um ſo voller ſogen ſie den balſamiſchen Duft der neugeſchmückten Erde in ſich ein, um ſo tiefer empfanden ſie den Glanz des Sonnenlichts, das durch junge Zweige brach und auf den hellen Kieswegen tanzte! Jetzt fuhren ſie den Wagen um den Teich, deſſen glitzerndes Waſſer ein Schwan in langſamer, vornehmer Bewegung durchzog, da bückte ſich die Mama und pflückte einige Butterblumen, die am Rande des Waſſers wild gewachſen waren. Der Kleine ſtreckte ſeine Händchen darnach aus und als die Mama ſie ihm mit einem herzhaften Kuſſe gab, da hielt er ſie ſo feſt umklammert,

daß die Stengel ſich verbogen. So geſchmückt brachten ſie ihren Schatz wieder nach Hauſe, der von ſeiner erſten Frühlingsfahrt rothe Bäckchen und eine geſunde Müdigkeit mit heim brachte.

Das Mittagsſchläfchen.

Wir waren ſoeben von der Mittagstafel aufgeſtanden, welche am Sonntage immer einen Gang mehr als an den Wochentagen zu haben pflegt; die natürliche Folge davon iſt, daß ich mich nach der Tafel, an welcher es ſich — Dank der bewährten Kochkunſt meiner Frau — ſehr gemüthlich ſitzt, ſtets etwas ungemüthlich fühle, und den Drang nach einem ungeſtörten wenn auch kurzem Mittagsſchläfchen verſpüre. „Nur etwa zehn Minuten", rufe ich meiner Frau zu, die mich vorwurfsvoll anſieht, daß ich von dem freien Sonntag-Nachmittag in ſelbſtſüchtiger Weiſe zehn koſtbare Minuten verſchlafen will, und um meinen Worten nach mehr Nachdruck zu verleihen, führe ich zur Bekräftigung einen alten Spruch an, den ich irgendwo einmal in meiner Jugend aufgefangen habe, und der alſo lautet:

„Nach dem Eſſen ſollſt du ruh'n,
Oder tauſend Schritte thun!"

„Du kannſt doch unmöglich verlangen, liebe Frau, daß ich von dieſer Volksweisheit das zweite Mittel anwende? Denke dir einmal, wenn ich hier wie ein Beſeſſener im Zimmer auf- und niederſchritte und dabei von eins bis tauſend zählte! Ich würde noch müder werden, als ich es

ohnehin schon bin, und du würdest ohne Zweifel nervös dabei werden — also schlafen wir!"

Natürlich habe ich diese längere Rede in einschmeichelndem Tone gehalten, den Arm um die Hüfte meiner liebenswürdigen Gattin geschlungen und ihr zum Schluß einen Kuß auf die Stirn gedrückt.

„Gut", sagte sie darauf, „du sollst dein Mittagschläfchen halten, wenn — wenn du zuvor unsern Kleinen zum Schlafen gebracht hast! Du verstehst das ja besser als ich!"

Das Kompliment, welches diesen keineswegs sehr angenehmen Vorschlag begleitete, läßt mich eine sauersüße Miene annehmen, doch da das ganze Leben, und zumal das Eheleben, auf gegenseitigen Zugeständnissen beruht, so ließ ich mich hier auf einen Kompromiß ein und citirte meinen Sprößling herbei. Der saß am Fenster auf dem Boden und spielte mit seinem Hündchen, das mittelst einer mechanischen Vorrichtung durch die halbe Stube springen konnte, und gerade durch dieses „außergewöhnliche Talent" das Baby am Christabend in heillose Angst versetzt hatte. Jetzt natürlich waren sie längst geschworene Freunde, und als besten Beweis für ihre Unzertrennlichkeit mag der Umstand gelten, daß ich am Tisch nicht nur meinen Sohn zu füttern habe, sondern daß auch „snowy" regelmäßig dabei sein muß und scheinbar seine Portion erhält.

„Will Baby schlafen gehen?" frage ich jetzt den emsigen kleinen Kerl, der sich eben in dem Mechanismus des Spielzeuges vertieft hat und sich alle nur erdenkliche Mühe giebt, ihn außer Ordnung zu bringen."

„No — no — no", kommt es in ängstlichem Tone zurück, und wie erschreckt drückt er sein Hündchen an

ſich, als wolle er auch „snowy“ vor dem Schlafengehen beſchützen.

„Komm einmal her, mein Liebling!“

Mühſam erhebt ſich der kleine Schlingel und wackelt zu mir. Dabei ſind ſeine großen blauen Augen auf mich gerichtet, und zwar mit einem rührenden, faſt beſchwörenden Ausdruck, der faſt noch deutlicher als ſein „No, no“ die Abneigung gegen das Schlafengehen verräth. Ich nehme ihn auf meine Arme und laſſe ihn ganz allmählich ſo weit herabſinken, bis ſein blondes Köpfchen auf dem linken Unterarm ruht und ſein Körper in eine bequeme liegende Stellung gerathen iſt. Dabei ſpreche und lache ich ihm alle Angſt aus dem Herzen, laſſe mich in einen Schaukelſtuhl nieder — und ſinge!

Jetzt habe ich geſiegt! und meine Frau, die mich von ihrem bequemen Seſſel aus nicht ohne Intereſſe beobachtet hat, ſchlägt jetzt beruhigt ihren Band Dickens auf und vertieft ſich von Neuem in ihre angefangene Lektüre.

Es wird wenige Sänger geben, die auf die Macht ihrer Stimme, den Schlaf hervorzurufen, beſonders ſtolz ſind. Ich aber gehöre zu dieſen Sängern, und je ſchneller das Baby in meinen Armen bei meinem Geſange die Augen ſchließt, eine um ſo höhere Selbſtachtung gewinne ich von meinen Stimmmitteln. Dieſer Erfolg, den ich täglich erproben kann, läßt mich über die ſpitzen Bemerkungen hinwegſehen, die ich hier und da wegen meiner muſikaliſchen Studien zu erdulden habe. Ich laſſe mich nicht mehr beirren, ſeitdem ich einen Zuhörer gewonnen habe, der ganz Ohr iſt und meine Kunſt beſſer zu ſchätzen weiß. Das ſüßeſte Piano, das in lang gezogenen Tönen durch das Zimmer

hallt und welches im Konzertsaale einen rauschenden Beifall verdiente, hier hat es keinen anderen Effekt, als daß mein kleiner Schlingel mich schlaftrunken anblinzelt, leise aufseufzt und endlich die schweren Augenlieder schließt. Ich singe weiter, immer leiser, leiser, und der Schläfer in meinen Armen athmet tiefer und tiefer, die weißen weichen Händchen, welche noch kurz vorher mit meiner Nase spielten, liegen ruhig übereinander.

Jetzt trage ich ihn vorsichtig nach dem Sopha, wo meine Frau ein weiches Lager bereitet hat, lege ihn sanft in das Kissen, decke ihn sorgfältig zu, und schaue aufathmend auf. Da fällt mein Blick auf meine Gattin! Ich muß lächeln, denn auch sie hat mein Lied in Schlummer gewiegt. Was für ein großer Künstler ich bin! Soll ich sie mit einem Kusse aufwecken, oder — nein, nein, noch ehe ich diesen Gedanken ausgedacht, habe ich auch schon ihre Kniee mit einer Decke zugedeckt, und eine naseweise Fliege aus ihrer Nähe verscheucht. Doch eine ganz kleine Teufelei muß ich ihr dennoch spielen. Ich nehme das Buch, das ihren Händen entfallen und lege statt dessen das Kochbuch in ihren Schooß, dann decke ich das Vogelbauer zu, lasse leicht die Vorhänge herab und schleiche auf Zehenspitzen, damit die abscheulichen Stiefel nicht knarren sollen, zum Zimmer hinaus.

Im Parlor ist ja auch ein Sopha, und mit dem behaglichen Gefühle, das kommende Schläfchen vollauf verdient zu haben, strecke ich mich der Länge nach darauf aus, schlage die Arme übereinander und blicke in den Sonnenschein, der durch die dünnen Gardinen hereinleuchtet. Die sonntägliche träge Ruhe, die im Hause und auf der Straße herrscht, legt ihr bleiernes Gewicht auch bald auf meine

Glieder. Der Flug der Gedanken ist eigenthümlich beschwert und sie bewegen sich nur langsam im engen Kreise; endlich scheint sich Alles zu verwirren, Wirklichkeit und Traum greifen in einander, die Glieder scheinen sich aufzulösen, der Kopf sinkt schwer zur Seite — da — war's im Traum, war's in Wirklichkeit! Hat die Hausklingel angeschlagen, oder habe ich es mir nur eingebildet? Ich habe mich bereits halb aufgerichtet und den Schlaf abgeschüttelt und horche in den Flur hinaus. Im Nebenzimmer rührt sich nichts, und schon will ich mich wieder niederlegen, als der Klang der Hausglocke zum zweiten Male ertönt, aber diesmal mit solcher Deutlichkeit, daß ich mit beiden Füßen zu gleicher Zeit auf den Boden springe. Ich entsinne mich plötzlich, daß das Mädchen ausgegangen ist, und daß ich daher die Thüre öffnen muß. Im Nebenzimmer ist wieder Alles ruhig — der Vogel sitzt traurig auf einer Sprosse seines halbverhangenen Bauers, die Fliege hat sich aus dem halbdunkeln Zimmer in den hellen Parlor geflüchtet, meine Frau hat nur dem Kopf von rechts nach links gewendet, und mein Bube nur stärker aufgeseufzt. Auf Strümpfen gehe ich die Treppe hinab, und ärgere mich, daß dennoch jede Stufe unter meinem Gewichte knarrt und knarrt, und gelange endlich an die Thür. Vorsichtig öffne ich sie und schaue hinaus. Da steht ein brauner Italiener mit grinsendem Gesicht, und hält mir eine Hand voll Bananen entgegen. „Zwanzig Cents das Dutzend!" sagt er in gebrochenem Englisch, ich aber hätte ihn vergiften können. Ich habe nichts gesagt, sondern ihn nur wüthend angeblickt und ziemlich unsanft die Thüre geschlossen. Ebenso behutsam schleiche ich mich dann wieder nach meinem Sopha zurück,

und lege mich unter zahlloſen Verwünſchungen mühſam zurecht. Ich glaubte, daß es mit meinem Schlafe jetzt vorbei ſein würde, daß ich um meine zehn Minuten jämmerlich betrogen worden war. Aber unter Denken und Träumen, Raiſoniren und angenehmen Betrachtungen muß ich dennoch eingeſchlafen ſein. Ein Geräuſch ſchreckt mich in die Höhe. War es ein Kichern oder ſchalkhaftes Lachen? Ich richte mich in die Höhe und ſehe, daß ich ein Buch in Händen halte! Ein Buch? Ich martere meinen Kopf für einen Augenblick ab, wie das in meine Hand gerathen, dann ſchlage ich den Titel auf und leſe: „Die Kunſt ein guter Ehemann zu werden!“ Da lache ich hell auf und blicke zur Thüre, hinter welcher meine Gattin, mit dem Baby auf dem Arme, ſchalkhaft lächelnd hervorſchaut. „Das waren ſchöne zehn Minuten, mein Herr!“ ſagte ſie, und Baby wiederholt ſeine letzte vielbelachte Unart, indem es den kleinen Zeigefinger drohend emporhebt und ausruft: „Du, du!“

Der Frühling zu Hauſe.

Der naßkalte Frühling, welcher dem beſchwerlichen Winter gefolgt war, hatte ſich endlich auf ſeine Pflichten beſonnen und begann mit vielem Eifer nachzuholen, was er zur großen Unzufriedenheit der ganzen Menſchheit bisher verſäumt hatte. Wirklich holte er aus ſeiner reichen Vorrathskammer friſches Grün und bunte Blumen hervor und unter dem fröhlichen Gezwitſcher von zahlloſen gefiederten Sängern ſchmückte er die kahlen Bäume und nackten Wieſen.

Doch damit nicht genug, jagte er die düsteren drohenden Wolken vom Himmel, färbte diesen mit tieferem Blau, und verlieh endlich der müden und matten Sonne neue Lebenskraft, so daß sie feurig am Horizont emporstieg und mit heißer Liebesgluth die jungfräuliche Erde anlächelte.

Das ist die Zeit, in welcher es Niemanden zu Hause duldet, in welcher es den Menschen förmlich hinausdrängt, in Gottes freier Natur zu wandeln, und aus dem Werden und Entstehen neue Jugendkraft zu schöpfen, und die Sorgen und Qualen des Herzens zu vergessen.

Das ist die Zeit, in der dem Städter plötzlich die beengenden Mauern, das Getriebe der Straßen und das ihn an's Zimmer fesselnde Tagewerk zum peinigenden Bewußtsein kommen, und in welcher er sehnsüchtige Blicke nach den fliehenden weißen Wolken am blauen Frühlingshimmel wirft, als wollte er mit ihnen in die Weite, in das frischerwachte Leben, in die Freiheit ziehen!

Die Veilchen im Knopfloch, der Fliederstrauß im Glase oder das ärmliche Bäumchen an der Straße, welches wie ein krankes Kind unter trübseligem Lächeln das grüne Sommerkleid angezogen, erwecken plötzlich Erinnerungen in der Brust, welche von Lustfahrten durch grüne schattenreiche Wälder, von lachenden blumengeschmückten Wiesen, duftigen Auen und wogenden Feldern erzählen.

Und mit ihnen steigt eine wunderherrliche Zeit in der Seele empor, die von dem eigenen Frühling erzählt, als das Herz noch jung und wonneberauscht die Blumen des Lebens pflückte und aus dem Murmeln des Baches, dem Flüstern der rauschenden Blätter und dem Wehen des Windes tausend süße Geheimnisse herausklingen hörte!

Ein Schmetterling, der vom Winde verſchlagen, ängſtlich durch die ſtaubigen Straßen flattert und ſich ermattet auf das heiße Fenſterbrett niederläßt, auch er zaubert ein Bild hervor, ein Bild in welchem Sonnenſchein, Blüthenduft und kindlicher Frohſinn harmoniſch ſich vereinigen, und über welchem der bunte Falter glückſelig und leichtbeſchwingt wie die Seele der Jugend ſchwebt! —

Frühling! — Unverſtanden von Jenen, die ſein Erwachen nicht in freier Natur belauſcht! Unverſtanden von Jenen, deren Herz von dem Staube der Stadt, dem Staube der Arbeit und dem Staube der Selbſtſucht verſchüttet worden iſt, ſo daß der belebende Sonnenſtrahl nicht mehr bis zur reinen Empfindung durchzudringen vermag! Unverſtanden von Jenen, welche in dem Blühen und Welken nichts anderes erblicken, als einen mathematiſch genau zu berechnenden Prozeß, denen es verſagt geblieben iſt, die Natur mit ihrem eigenen Denken und Fühlen in engſte Verbindung zu bringen, und die Poeſie derſelben nicht verſtehen! — Dem Städter aber, der von hohen Mauern eingeſchloſſen iſt, erſcheint der Frühling in gar armſeliger Geſtalt! Und ſelbſt wenn er ihn außen ſuchen geht, ſo iſt der Weg dahin gar mühſelig und beſchwerlich. In ihm muß er ſich regen, in ihm muß er wachſen und blühen, ſoll er an ihm nicht ſpurlos vorüberziehen! —

Ich ſaß an einem Sonntag Nachmittag an dem offenen Fenſter meines „ſogenannten“ Studirzimmers und blickte ſinnend in die ſonnige Frühlingspracht hinaus. Zu meinen Füßen ſpielte mein kleiner Knabe und neben mir ſaß meine Frau und lehnte den Kopf an meine Schulter. Wir konnten von unſerem Platze aus nicht nur über unſeren Hof, ſondern

auch über die Nachbarhöfe blicken und bemerkten deshalb, wie aus dem Stalle unſeres Onkels ein Wagen hinausgeſchoben und ein Schimmel herausgeführt wurde.

„Ach", ſagte meine Frau, „Schmidt's werden ausfahren! Wie gut die es haben, ſo an einem Sonntag Nachmittag im eigenen Wagen eine Spazierfahrt durch den Park zu machen! Wer's doch auch ſo haben könnte!" Bei dieſen Worten ſeufzte ſie leiſe auf, und verfolgte mit augenſcheinlichem Intereſſe die Proceduren des Anſpannens, welche übrigens ohne die geringſte Störung vor ſich gingen, da der Schimmel ein ebenſo harmloſes wie bequemes Thier war, und auch nicht mehr zu den Jüngſten ſeines Geſchlechts gerechnet werden konnte.

Doch ehe ich eine Erwiederung machen konnte, erſcholl unſere Hausglocke, und bald darauf hörten wir einen haſtigen, jugendlichen Schritt auf der Treppe, und in wenigen Augenblicken ſtand unſere junge Couſine Henriette vor uns.

„Oh, ihr Träumer!" rief ſie uns munter lachend entgegen, „was giebts denn wieder zu grübeln hier? Kommt doch ans Sonnenlicht heraus!" Dabei bückte ſie ſich zu dem Kinde herab, küßte es und hob es auf ihre Arme.

„Es iſt mein Ernſt," fuhr ſie fort, „der Schimmel iſt angeſpannt, und da iſt noch Platz genug für Euch alle Drei im Wagen! Wir wollen heute einmal eine Fahrt durch die weſtlichen Parks unternehmen!"

Meine Frau ſah mich mit großen Augen an, als wollte ſie ſagen, daß die Einladung ihr die Erfüllung ihres Wunſches brachte. Was konnte ich da anderes thun, als dieſelbe dankend annehmen, obwohl ich eine Ueberfüllung des Wagens

vorausſah, und eine ſolche zu denjenigen Dingen gehört, welche ich mit zu den unangenehmſten zähle.

Es war nicht viel Zeit zu verlieren, und bald ſtand ich mit meinem Weibchen zur Ausfahrt gerüſtet da. Mit ſehr getheilten Empfindungen ſahen wir den Schimmel vor unſerer Thür ſtehen, und ich erſchrak in tiefſter Seele hinein, als ich nicht nur auf dem Bocke neben der luſtigen Couſine ſchon einen kleinen Jungen ſitzen ſah, ſondern als ich gewahr wurde, daß bereits drei weitere Perſonen im Innern des Wagens Platz gefunden hatten. Doch es hieß natürlich gute Miene zum böſen Spiel machen, und nach verſchiedenem Hin- und Herrücken hatten wir uns Beide doch noch glücklich hineingezwängt und die Fahrt konnte beginnen. Unſern Jungen hatten wir glücklicherweiſe zurückgelaſſen, und das Letzte, was wir von ihm ſahen, war ſein zum Schreien verzogenes Geſichtchen am Fenſter unſeres Hauſes. Der Schimmel erhielt eine kräftige Aufforderung zum Tanze, und der Wagen ſetzte ſich in Bewegung. Es iſt mir noch heute ein Räthſel, wie wir Alle darin Platz gefunden haben, aber wenn ich mir die Fahrt in's Gedächtniß zurückrufe, greife ich mir jetzt noch unwillkürlich nach meinen Knieen. Daß übrigens zwei der Inſaſſen noch dem Kindesalter angehörten, erhöhte keineswegs den Genuß der Fahrt, vielmehr wurden gerade ſie, durch ihre ſtets wachſende Unruhe und die Fragen, welche ſie mit bewunderungswürdiger Unermüdlichkeit an mich ſtellten, eine Quelle großen Mißbehagens. Dazu kam, daß die Luft, obwohl beide Seitenfenſter herabgelaſſen worden waren, da drinnen nicht die beſte war, und ſchließlich zeigte ſich auch der gute Schimmel nicht frei von Launen. Die luſtige Couſine, welche in alle

ſeine Unarten längſt eingeweiht war, ſprach mehrmals die Befürchtung aus, daß der Schimmel augenſcheinlich an Aſthma leide, und daß man ihn deshalb nicht überanſtrengen dürfe. „Wenn er nur nicht unterwegs zuſammenbricht", ſagte ſie einmal mit beſorgter Miene, „er benimmt ſich heute ſo eigenthümlich und ſchnauft ſo laut!" Wirklich warf er den Kopf unwillig hin und wieder, ſchüttelte die krauſe Mähne, und die ſtattlichen „Bangs" auf ſeiner Stirn und zeigte nicht wenig Luſt zuweilen gänzlich ſtille zu ſtehen. Doch allmählich fuhren wir in den Garfield-Park hinein, und ich bemerkte, wie die Spaziergänger ſtehen blieben und lachend dem vollen Gefährte nachſchauten!

Es bedarf deshalb wohl kaum der Verſicherung meinerſeits, daß die Freuden, welche mein Weib und ich uns von der Frühlingsfahrt verſprochen hatten, ausblieben, und daß wir uns lieber außerhalb des Wagens wünſchten. Ja dieſer Wunſch wurde zu heftigem Verlangen geſteigert, als die kleinen Rangen anfingen von den ſchmalen Sitzen herab- und heraufzuklettern, und ernſtlich dafür getadelt, ein gemeinſames Schreiconzert aufführten. Von einem angenehmen Geſpräche war ſelbſtredend keine Rede, von Erholung und Erfriſchung ebenſo wenig, und ich ſage nur die Wahrheit, wenn ich erkläre, daß wir Beide herzlich froh waren, als wir zu Hauſe angelangt, wieder aus dem Marterkaſten klettern konnten, und in unſere friedliche, freundliche Wohnung traten.

„Nun", ſagte ich, und ſah lachend meine Frau an. Auch ſie lachte, kam auf mich zu und erwiderte halb beſchämt: „Weißt Du was?" und nach längerer Pauſe, „zu Hauſe iſt es doch am beſten!"

Der Trieb in's Freie zu wandern regt ſich aber im Frühling ſo gewaltig, daß während der ganzen folgenden Woche von uns allerhand Pläne geſchmiedet wurden, wie es am beſten zu arrangiren ſei am nächſten Sonntag einen neuen Ausflug zu unternehmen, der uns mehr Vergnügen verſprach.

Nach vielem Ueberlegen waren wir endlich dahin gelangt, unter uns zu bleiben und eine Straßenbahn zu benutzen, um den größten und ſchönſten Park im Norden der Stadt zu erreichen.

„Das kann wirklich reizend werden," meinte meine optimiſtiſch angelegte Frau, und klatſchte vergnügt in die Hände „Erſt durchwandern wir den Park, und dann ruhen wir uns bei „Fiſchers" aus! Zum Abendbrod können wir wieder zu Hauſe ſein!"

Wirklich kam am nächſten Sonntag unſer Plan zur Ausführung. Bald nach dem Eſſen machten wir uns auf den Weg, beſtiegen eine Straßenbahn und fuhren nach dem Herzen der Stadt, um dort zunächſt die Kabelbahn zu erreichen. Obwohl es recht heiß war, und kein Lüftchen ſich rührte, wollten wir uns das aufkeimende Mißbehagen nicht eingeſtehen, und harrten geduldig an der Ecke der Randolph- und Dearborn-Straße auf einen Wagen der Kabelbahn. Nachdem zwei oder drei ſtolz an uns vorübergefahren waren, weil ſie keine neuen Paſſagiere mehr aufnehmen konnten, ſchlüpften wir endlich in den vierten hinein. Selbſtredend war auch hier jeder Sitz genommen, und wir waren gezwungen in dem ſchwülen Wagen zu ſtehen, bis der Park erreicht war. Dieſer ſelbſt glich einem großen Bienenkorbe, denn nicht nur alle Wege und Stege, Bänke

und Stühle waren von Sonntagsgäſten in Feiertagskleidern beſetzt, ſondern auch auf dem grünen Raſen unter dem Schatten der Bäume lagerten ganze Partien und die großen Lunchkörbe, welche in ihrer Nähe ſtanden, zeigten, daß die glücklichen Menſchen ſchon am frühen Morgen hier hinausgezogen waren, um unter Bäumen und Blumen den Tag der Ruhe zu verbringen. Für uns aber war dieſes Gewühl eine herbe Enttäuſchung, und gerade das, was wir zu finden hofften, war nicht vorhanden. So ſchritten wir ſchweigend nebeneinander, ließen den Strom lärmender geputzter Menſchen an uns vorüberziehen, athmeten den Staub der Straße ein und langten innerlich verſtimmt in Fiſchers Garten an. Nur kurze Raſt war uns gegönnt, dann mußten wir denſelben beſchwerlichen Weg wieder zurücklegen, und kehrten endlich matt und müde, weder erfriſcht noch erhoben in das ſtille Paradies unſerer Wohnung zurück.

Wenn ich während der folgenden Woche zu meiner Frau von einem Ausfluge ſprach, da hob ſie nur drohend und ſchelmiſch lächelnd den Finger empor und ſchwieg. Als aber der nächſte Sonntag erſchien, und wieder der herrlichſte Sonnenſchein vom Himmel lachte, da nahm ſie mich bei Seite und ſagte geheimnißvoll: „Weißt Du, wo wir heute Nachmittag den Frühling feiern werden?“ Und als ich ſie fragend und erſtaunt anblickte, nahm ſie meinen Arm und führte mich nach dem Parlor und mit kurzen Schritten trippelte unſer kleiner Junge hinterher.

„Hier,“ rief ſie aus und zeigte dabei auf den Platz vor dem großen offenen Fenſter, in welches die friſche Frühlingsluft hereinwehte. Ich mußte lächeln, denn meine Frau hatte dort ein Plätzchen hergezaubert, das wirklich einladend war

und etwas von der Poeſie des Frühlings an ſich trug. Auf dem ſchmalen Balkon vor dem Fenſter blühten aus breiten Käſten Pflanzen und Blumen empor, dicht an's Fenſter gerückt ſtanden zwei bequeme Stühle und auf einem Tiſchchen zur Seite lag ein neues gutes Buch, eine angefangene Stickerei und — eine echte Havanna. „So, mein Herr," ſagte ſie im übermüthigen Tone, „wollen Sie nicht gefälligſt Platz nehmen, und die „La Toscana' verſuchen?"

Und als ich mich behaglich in dem Schaukelſtuhl ausſtreckte, die herrliche Luft ohne Staub vermiſcht, einathmete, neugierig nach dem Titel des Buches blickte und mit der La Toscana liebäugelte, da ſtieg ein Strom glückſeliger Befriedigung in mir auf. Ich beugte mich zu meinem Weib hinüber, welche die Stickerei bereits zur Hand genommen hatte und zu deren Füßen unſer Liebling mit den Bauklötzchen ſpielte, ſah ſie zufrieden an und ſagte mit vollſter Ueberzeugung: „Zu Hauſe iſt es wirklich am beſten!"

„Um der Mutter willen."

Heinrich ſaß in ſeiner Werkſtätte und nähte fleißig. Er war zufriedenen Sinnes dabei, denn er pfiff ein munteres Lied, und ſchaute ab und zu mit vergnügtem Lächeln aus ſeinem Fenſter hinaus, von welchem er ſeinen Blick über das Häuſermeer der Stadt ſchweifen laſſen konnte. Und er hatte ein Recht zufrieden und glücklich zu ſein. Erſt ſeit ſechszehn Monaten im Lande, war es ihm durch unermüdlichen Fleiß und Ausdauer gelungen, ſich eine ſchöne Stellung in

einem großen Kleidergeschäft zu erringen, für das er stetige und lohnende Arbeit zu verrichten hatte. Ließ er auch oft seine Gedanken in tiefer Sehnsucht nach seinen geliebten heimathlichen Schweizerbergen wandern, so fühlte er doch, daß er seinem neuen Vaterlande unermeßlichen Dank schuldig sei, und die Hoffnung in nicht zu langen Jahren mit wohlgefülltem Beutel in die Heimath zurückzukehren, trug das ihrige dazu bei, den guten Muth des fleißigen Schneiders zu erhöhen.

Da klopfte es an sein.r Thüre, und ohne seinen Ruf abzuwarten, wurde dieselbe hastig geöffnet und eine zerlumpte mit Schmutz bedeckte Gestalt taumelte hinein. Heinrich fuhr erschreckt von seinem Platze auf, er richtete forschend seinen Blick auf den Eindringling, dann stieß er, plötzlich bleich werdend, und die Hände wie beschwörend erhebend, die Worte aus: „Johannes, bist Du es, mein Gott, wie siehst Du aus?" Der Angeredete war in der Mitte des Zimmers stehen geblieben und stierte Heinrich mit glanzlosen weitgeöffneten Augen an. Sein Gesicht war unnatürlich geröthet und um seinen Mund lag ein verlegenes Lächeln. Der scharfe Geruch aber, der ihm entströmte, ließ nur zu bald errathen, welchem Laster der Eingetretene fröhnte.

Er steckte jetzt seine Hände in die Taschen seiner schmutzigen Beinkleider, und den großen weichen Filzhut schief auf den struppigen Kopf gedrückt, begann er mit heiserer Stimme:

„Ja, ich bin es, Bruderherz! Hatte Sehnsucht nach Dir, weißt Du! Hielt schwer genug, Dich zu finden! Doch da bin ich!"

Und da Heinrich immer noch wie sprachlos seinen Bruder mit schmerzlichem Ausdrucke betrachtete, fuhr derselbe, ihn schärfer fixirend, fort:

„Weshalb sprichst Du denn nicht? Bin Dir wohl nicht fein genug! Kann allerdings nicht so aufgeputzt sein, wie ein Schneiderlein!“ Und er versuchte zu lachen, aber seine schwere rothe Hand fuhr reibend über die Stirne, als wollte er durch diese Bewegung aufsteigende drückende Gedanken verscheuchen. Heinrich war ihm jetzt näher gegangen, ergriff seine rechte Hand und ihn zugleich bei der Schulter fassend, sah er seinem Bruder tief bewegt in die Augen.

„Johannes,“ sprach er ruhig, „so hälst Du Dein Versprechen? So kommst Du wieder? Oh, vermag der Gedanke an Deine arme trauernde Mutter Nichts mehr über Dich?“ Johannes Augen irrten zu seinem Bruder hinüber, als sie aber wie halb verstört den klaren mit so tiefem Schmerz auf ihn ruhenden Blicken seines Bruders begegneten, senkte er schnell seinen Kopf und schwieg. Dieser zog ihn zu einem Stuhl, und als Johannes darauf Platz genommen hatte und wie verlegen seinen Filzhut in den Händen drehte, sprach Heinrich weiter: „Vergißt Du, Johannes, was Du ihr versprochen, als sie weinend an Deinem Halse lag und Abschied von Dir nahm? Vergißt Du, daß Du als ein besserer Mensch zu ihr zurückkehren wolltest, um ihr die letzten Tage ihres schwergeprüften Lebens zu versüßen? Vergißt Du, wie viele Thränen Du ihren Augen entlockt hast, als Du leichtsinnig Deine besten Jahre verpraßtest? Ja, Du hast es vergessen,“ fuhr Heinrich mit erhobener ernster Stimme fort, und sein flammendes Auge blickte vorwurfsvoll auf die zusammengekauerte Gestalt seines unwürdigen Bruders herab. „Du hast es vergessen! Statt hier ein neues Leben mit Energie anzufangen, sinkst Du nur tiefer von Stufe zu Stufe hinab! Statt Deine Kräfte zu gebrauchen, die eine gütige Vorsehung

Dir reichlich gegeben, vergeudest und mißbrauchst Du sie! Gesindel ist Deine Gesellschaft, und in unmäßigem Trunke erstickst Du die besseren Gefühle, die sich noch in Deinem Herzen regen. Oh Gott, meine arme Mutter, wenn sie Dich so jetzt sähe!" Heinrich legte die Hand in schmerzlicher Bewegung auf sein blasses Gesicht. Johannes aber fuhr zusammen, er drehte seinen rothen Kopf zur Seite, und seine Gesichtsnerven zuckten. Seine blauen Lippen bewegten sich konvulsivisch, kein Laut aber wurde hörbar. Endlich schluckte er die aufsteigende Bewegung hinunter und, aufspringend, trat er auf seinen Bruder zu und sagte mit jenem rauhen Tone, den leichtsinnige, verkommene Menschen anschlagen, um sich über jede innere bessere Regung hinwegzuhelfen: „Was soll das Geschwätz, Bruder? Du gehst Deine Straße und ich die meine! Ich bin nicht immer so! Weißt Du! Traf gerade gute Freunde, da wurde Wiedersehen gefeiert, weißt Du! Und — und —". Er stockte. In Heinrichs Herzen stieg eine tiefe Bitterkeit auf. Wie oft hatte er ihm aufgeholfen, wie oft beschworen, endlich das lüderliche Leben aufzugeben. Wie oft hatte er sich gesagt: „Das soll das letzte Mal sein, daß du dem Unwürdigen die helfende Hand entgegenstreckst," aber immer wieder klang eine mahnende Stimme in ihm, welche ihn immer wieder weich werden ließ, und diese Stimme rief ihm leise und klagend zu: „Um der Mutter willen!" Auch jetzt wieder erklang jene Mahnung in seiner Brust. War er doch der Liebling der Mutter gewesen, an den sie mit voller Liebe gehangen, und dessen Fehler sie nicht müde wurde zu entschuldigen.

„Du stockst," sprach Heinrich in kurzer hastiger Weise, „Du brauchst Geld! Wo wohnst Du?"

„Im Union Hotel," antwortete der Gefragte leicht hin.

„Laß uns hinüber gehen, ich will Deine Schuld dort bezahlen; aber —" und er erhob seine Hand und jedes Wort stark betonend, fuhr er fort: „es ist das letzte Mal, daß ich Dir helfe, so wahr mir Gott helfe!"

Ueber Johannes rohe Züge flog ein spöttisches Lächeln. Als sein Bruder dies bemerkte, stieg es heiß in ihm auf, aber er bezwang sich, und sprach weiter:

„Gehe in's Nebenzimmer, da findest Du Wasser und Seife, waschе Dich und reinige Dich zuvor, ich will Dir reine Kleider geben!" Und während sein Bruder sich mürrisch in das angewiesene Zimmer schob, ging Heinrich mit dem tiefgebeugten Herzen einer Mutter, zu einem Schranke, suchte mit zitternder Hand reine Wäsche und einen noch guten Anzug hervor, legte Stück für Stück über den Arm und schritt leise in das Nebenzimmer.

„So," sagte er kurzweg, legte die Sachen auf einen Stuhl und ging in's Wohnzimmer zurück. Hier fiel er wie ermattet in einen Stuhl, und die Augen halb geschlossen, flohen seine Gedanken weit über das Meer nach seiner Heimath, zu seiner Mutter. Er sah die Zeit des Abschieds wieder, er sah die Zeit seiner Kindheit wieder."

Johannes, sein älterer Bruder, war ihr Liebling, so sehr sie sich auch bemühte, ihre Gefühle dem zweiten Sohn nicht zu verrathen. Und während er still bei ihr saß, ihre Hand haltend, oder ihr vorlesend, und sich immer mit Zärtlichkeit an sie drängte, trieb sich Johannes, der wilde Knabe, im Freien herum und fragte nicht viel nach Mutter und Bruder. Und doch liebte sie ihn über Alles.

Und später, als die Söhne heranwuchsen, und Heinrich ein Handwerk erlernte, und seinen schmalen Verdienst mit der Mutter theilte, die Abende bei ihr verweilte, und Sonntags mit ihr zur Kirche wanderte, da war Johannes in die Welt gezogen, war Kaufmann geworden und hatte seinen Verdienst verpraßt. Kaum daß er Briefe nach Hause schrieb, und wenn solche einliefen, enthielten sie Klagen über sein Schicksal. Da sandte sie ihm, die gute schwache Mutter, die sauer ersparten Nothpfennige, damit er sie in schlechter Gesellschaft verjubelte und vertrank! Und doch liebte sie ihn über Alles!

Jahre kamen und gingen! Heinrich sah, daß er im alten Vaterlande mühselig leben mußte und nichts vor sich brachte, er beschloß, sein Glück in Amerika zu versuchen, um nach Jahren, wenn ihm dasselbe hold gewesen sein sollte, zurück in die Arme seiner Mutter zu kehren! Johannes weilte gerade zu Hause, als Heinrich seinen Plan faßte, und da er Nichts in der alten Welt zu verlieren noch zu gewinnen hatte, entschloß er sich schnell und leichtsinnig, mit ihm zu gehen. Da kam der Abschied.

„Ich bin fertig," unterbrach der eintretende Johannes das Sinnen seines Bruders und stellte sich dicht vor ihn hin. „Es ist doch ein behagliches Gefühl, so in reiner Haut zu stecken!" sagte er mit zufriedenem Lächeln, und seinem Bruder die Hand entgegenstreckend, fuhr er mit einem Anflug von Dankbarkeit fort: „Bist doch ein guter Kerl, Heinrich!"

Welch Unterschied in den beiden Brüdern! Dort das ruhige leidenschaftslose Gesicht Heinrichs, auf welchem neben den Spuren anstrengender Thätigkeit, die Herzensgüte aus-

gebreitet lag. Hier das aufgeschwemmte, von allen Leidenschaften durchwühlte Angesicht des Bruders, aus dem Lüsternheit, Rohheit und das Laster der Trunkenheit starrte.

„Laß uns gehen, ich habe wenig Zeit zu verlieren," entgegnete Heinrich kurz, und öffnete die Thüre. So gingen sie stumm dahin, zum Union Hotel, wo Heinrich die Schuld bezahlte und seinem Bruder ein Essen reichen ließ. Dann händigte er ihm noch eine bescheidene Summe ein und sagte, unwillkürlich weich werdend: „Das ist das Letzte, was ich für Dich thue, Johannes, ich gebe es Dir mit der inständigsten Bitte, daß Du Dich bessern mögest. Komme nur zurück zu mir, wenn Du ein anderer Mensch geworden bist, der im redlichen Streben und in ernster Arbeit die Thorheiten der Vergangenheit ausgelöscht hat. Ich beschwöre Dich, ich bitte Dich — werde ein anderer Mensch — um der Mutter willen!"

Sie trennten sich, aber während Heinrich kummervollen Herzens heimkehrte, stand Johannes noch lange an einen Laternenpfahl gelehnt und starrte vor sich hin. „Um der Mutter willen!" Dies in so flehendem Tone zu ihm gesprochene Wort klang ihm in den Ohren und stieg langsam hinab in sein verstocktes aber nicht schlechtes Herz. Dort setzte es sein schweres, langsames Blut in Bewegung, von dort trieb es die Thränen in seine glanzlosen Augen. Ja, Thränen kamen in diese Augen! Aber er schämte sich derselben. Halb ärgerlich fuhr er mit dem Aermel über das Gesicht und suchte in seiner Hosentasche nach einem Tuche. Da klingelten die Geldstücke, welche sein edler Bruder ihm als letzten Zehrpfennig gegeben, laut zusammen, und dieses Geklingel stahl den letzten Rest seiner guten Regung hinweg. Er

richtete sich auf und schritt die Straße hinab. Wie mechanisch zog es ihn zur ersten offenen Schenke. Und er trank seine Erinnerungen, seine besseren Gefühle, sein Andenken an seine arme alte Mutter, mit Branntwein hinab. Vom Wirthe zur späten Stunde aus dem Lokal auf die Straße geworfen, wankte er, der Liebling seiner Mutter, durch die dunkle Stadt, keines Gedankens mehr fähig, als nur das brennende thierische Verlangen, mehr von dem Feuergift zu trinken, im Busen mit sich schleppend. So langt er unbewußt an den Fluß, er sieht nicht die bewegten Wellen, die wie grollend auf- und niedersteigen. Er hört nicht ihr vorwurfsvolles Flüstern und Rauschen — blindlings tappt er vorwärts — nur noch einen Schritt — halt ein! Unglücklicher — zu spät! Die Wellen schlagen laut zusammen, die Wassertropfen spritzen hoch empor, ein dunkler Körper taucht noch einmal an die Oberfläche auf, große Wasserringe verlaufen in immer weiteren Kreisen, Blasen steigen empor, — dann rollen die Wellen auf und nieder wie zuvor, und ihr Rauschen und Flüstern verräth nicht, daß auf dem Grunde ein Todter liegt, der Stolz seiner fernen Mutter, der Liebling seiner armen Mutter!

Nach einigen Tagen aber warfen die grollenden Wellen den Leichnam, als wollten sie den ungerathenen Sohn nicht weiter mit sich führen, an's Ufer, und aufgefischt, wurde die Leiche in die öffentliche Leichenschau- und Bestattungs-Anstalt geschafft.

In den Zeitungen erschien am anderen Tage eine kurze Notiz, daß im Flusse die „Leiche eines unbekannten Mannes" gefunden worden wäre, der nach Aussage des Doktors in trunkenem Zustande verunglückt sein mußte. Eine ungefähre Beschreibung des Körpers war hinzugefügt.

Auch Heinrich las diese Notiz, und sein heftig schlagendes Herz ließ ihn ahnungsvoll errathen, daß jener Unbekannte sein Bruder sei.

Eiligst machte er sich gegen Abend auf den Weg nach dem Gebäude und stieg mit angstvoller Beklemmung die Treppe zum Raume empor, in welchem die Leichen der Verunglückten ausgestellt werden.

Er trat zögernd in den halbdunkeln Raum, in welchem drei Männer soeben damit beschäftigt waren, einen Leichnam in eine Eiskiste zu legen. Er schauerte zurück — sollte das sein Bruder sein? — ein angstvoller schneller Blick aber überzeugte ihn, daß er es nicht war. Die Gleichgültigkeit, ja fast Rohheit, mit welcher diese Menschen den todten Körper eines Verunglückten behandelten, machte ihm das Herz erstarren! So wird auch die Leiche Johannes unter ihren Fingern gefühllos hin und hergeworfen worden sein, so wird auch, während sie dieselbe abwuschen und für die Bestattung zurecht machten, gelacht und roh gescherzt worden sein, und keine Fiber in ihrer Seele wird sich mitleidsvoll geregt haben! Oh, Mutter, arme ferne Mutter, wie würdest Du über den todten Leib Deines Lieblings hingesunken sein, und wie hättest Du sein Gesicht mit Deinen Thränen benetzt! Wie hättest Du auf den Knieen vor ihm gelegen, der Dir im Leben so viel Kummer und Schmerz bereitete, und hättest an Nichts gedacht, als daß es Dein Kind gewesen, Dein Fleisch und Blut, das hier jammervoll zu Grunde ging. „Bei Gott", fluchte einer der Leichenbestatter, „der Körper ist schwer, als hätte er Steine im Magen." Die Anderen lachten, hoben kräftig mit an, und die Ueberreste eines Menschen, bei dessen Eintritt in die Welt eine junge Mutter

vielleicht selige Thränen geweint hatte, wurden auf Eis niedergelegt, mit einem schmutzigen Leinwandtuch flüchtig beworfen, und dann ein Holzdeckel darüber gelegt. Heinrich hatte starr dem Prozesse zugeschaut, seine Blicke hatten sich in die Züge des blassen, nicht unschönen Gesichtes des Todten versenkt, er fühlte ein unbeschreibliches Weh in seinem Herzen aufsteigen. „Das ist das Ende so mancher Hoffnung", flüsterte er leise für sich hin, dann, die sich schwer auf ihn niedersenkende Traurigkeit mit Gewalt abschüttelnd, wandte er sich an den ältesten der Männer und fragte, ob er die Leiche des unbekannten Mannes sehen könne, welcher gestern im Flusse gefunden worden wäre.

„Wer sind Sie?" fragte der Andere mißtrauisch zurück.

„Wer ich bin, thut vorläufig Nichts zur Sache," antwortete Heinrich mit schwerer Zunge, „ich vermuthe — ich fürchte aber, daß ich den Todten kennen werde!"

„Sie können ihn nicht sehen," erwiderte der gefühllose Mann mit rauher Stimme. „Die Leiche ist bereits unkenntlich. Hat ihr Bekannter einen Backenbart getragen?"

„Ja," kam es angstvoll von Heinrichs Lippen.

„Hm, hm," machte für einen Augenblick nachsinnend, der Leichenbestatter. „Laß sehen! Wissen Sie, was für Kleider er zuletzt getragen hat?"

„Ja," sagte Heinrich schwer aufathmend.

„Bring die Kleider des Ertrunkenen herüber," befahl der Mann einem der Gehülfen, und die Lampe auf den Holzdeckel der Eiskiste setzend, in welcher der Verunglückte im ewigen Schlummer lag, breitete er einen ganzen Haufen Kleider vor Heinrich aus.

„Hier sind die Schuhe," erklärte er, und reichte ein Paar schmutzige grobe Schuhe herüber, deren Sohlen zerrissen und deren Oberleder an mehreren Stellen zerplatzt war. Heinrich vermochte es nicht, sie anzufassen, mit verhaltenem Athem ruhte sein forschender Blick nur darauf und sein Gesicht war bläsſer als zuvor.

„Ich weiß nicht, ob dies die Schuhe sind, die mein Bekannter getragen hat, — zeigen Sie mir seine Kleider!"

„Hier, das ist sein Hemde! Und hier sind seine Kleider!"

Heinrich griff unwillkürlich nach dem Hemde, dasſelbe war noch naß und von gelbem Wasſer schmutzig gefärbt, aber er fand, was er suchte!

Da stand mit rothem Garn ein Buchstabe eingezeichnet, ein Buchstabe, den die Hände seiner Mutter selbst eingezeichnet hatten, als er sich zum Abmarsch nach Amerika rüstete!

So war es wahr! Johannes war ertrunken! Und ruhte vielleicht dort in der dunklen Ecke, in welcher eine andere Eiskiste stand, aus der in einen Untersatz die Tropfen Wasſers hernieder rieselten, mit leisem klingendem Geräusch, das ihm aber wie die Klage eines gebrochenen Mutterherzens in den Ohren erklang!

„Oh, mein Gott!" stieß er erbleichend hervor, und schloß die Augen. Seine Hände zitterten und ein Schwindel erfaßte ihn.

Er griff mit den Händen in die leere Luft, wie um einen Anhalt zu suchen, und sank in die Arme des herbeispringenden Leichenbestatters.

Heinrich erholte sich bald, und nachdem er noch dem Leichenbestatter seine Adresse eingehändigt, und ihm mitge-

theilt hatte, daß er für das Begräbniß des unbekannten Mannes ſorgen würde, verließ er mit matten Schritten das Haus.

Als Alles längſt vorüber war, und das Gras über dem Hügel, unter welchem Johannes Friede gefunden hatte, kräftig emporwucherte, entſchloß ſich Heinrich endlich, ſeiner Mutter den Tod ihres Lieblings mitzutheilen. Soll es ihm als Sünde angerechnet werden, daß er ſeinen Bericht nicht wahrheitsgemäß ſchrieb? daß er das Leben des Verſtorbenen nicht der Wirklichkeit gemäß zeichnete? daß er über die Art ſeines Todes einen Schleier zog? Nein! Gewiß nicht! That er es doch nur „um der Mutter willen!“

Die verachtete Feder.

Es war einmal an einem Weihnachtsabend, da ſaß in ſeinem beſcheiden eingerichteten Stübchen Einer von denen, die ihren Beruf verfehlt haben, hatte die Hände in ſeinen buſchigen Haaren vergraben und ſtarrte mit finſter zuſammengezogenen Brauen in die Flammen des Kaminfeuers. Draußen ſank der Schnee in großen Flocken langſam auf die Erde herab und fußtief war er ſchon in den Straßen der Stadt angehäuft. Aber heute gab es nur Wenige, die draußen zu thun hatten, denn in den Häuſern war die helle Weihnachtsfreude eingekehrt, und hielt Alt und Jung um den brennenden Chriſtbaum verſammelt.

Johannes aber blieb von dieſer Freude ausgeſchloſſen. Fern von der heimathlichen Scholle blieb ihm nichts, wie

die Erinnerung an frühere glückliche Christabende, die er im Kreise seiner Lieben gefeiert, und diese Erinnerungen, so süß sie auch sein mochten, bargen doch einen scharfen Stachel, der sich tief in sein trauriges Herz senkte. Was ihn aber so finster die Brauen zusammenziehen machte, war nicht allein das Gefühl der Vereinsamung, die seine Seele beschlich, sondern die Erkenntniß, daß er noch immer so weit von dem Ziele seines Ehrgeizes war, welches ihm einst so leicht erreichbar erschienen war. Er wollte sich mit Hülfe seiner Feder zu einem berühmten Manne machen. Das hatte er seinem Mütterchen versprochen, als er die Feder zu seinem Handwerkszeug ersah, und das hatte er auch der blonden Magdalene versprochen, als er ihr den bräutlichen Kuß auf ihre rothen Lippen drückte. Die guten Frauen hatten ihm vertraut! Und jetzt? Alles, was er bis jetzt erreicht hatte, war die Stelle eines Mitarbeiters an einer größeren Zeitung, in der er über Tagesereignisse lange Berichte abfassen und in möglichst pikante und anregende Form bringen mußte. Und über diese anschwellende Tagesarbeit blieb die Arbeit für die ruhmvolle Zukunft liegen. Tausend Pläne, welche sein ewig arbeitendes Gehirn schmiedete, und welche, wenn sie zur Ausführung gelangt wären, ihn gewiß zum berühmten Manne gemacht haben würden, blieben unter dem Staub der Tageslasten liegen und veralteten. Romane und Novellen blieben ungeschrieben, Dramen und Lustspiele im Kopfe des Poeten. Oft überkam es ihn, als müßte er die unglückselige Feder in Stücke brechen, die ihn an sein Pult gefesselt hielt, aber einmal hielt ihn die liebe Gewohnheit und ein andermal der Hunger von seinem schnellen Entschlusse wieder zurück.

Und auch jetzt starrte er die kleine stahlgespitzte Feder gehässig an, die vor ihm auf dem Tische lag, und der alte Groll gegen sie, die ihn doch vor Noth und Sorge schützte, flammte in seinem verwundeten Herzen auf. Schon griff er in blindem Zorn nach ihr, um sie in die rothen Flammen zu werfen, da geschah etwas, was ihn vor Schreck und Staunen wie gebannt hielt. Das Fenster seines hochgelegenen Stübchens öffnete sich, und die weißen Flocken wirbelten lustig in's Zimmer. Zu gleicher Zeit aber verbreitete sich ein wunderbarer Glanz um ihn, und als er die erstaunten Augen weit öffnete, erblickt er einen richtigen Weihnachtsengel, der eine Friedenspalme in der weißen Hand trug und ihn freundlich mild anlächelte. Noch ehe er sich von seinem Staunen erholt hatte, stand der Engel, nachdem er das Fenster wieder geschlossen hatte, vor ihm, blickte ihm tief in die Augen und begann also zu sprechen:

„Armer Thor, was quälst Du Dich mit trüben Gedanken an diesem Tage der Freude und der Lust? Warum füllst Du Dein Herz mit tiefer Trauer und heftigem Zorn, während die Glocken von den Thürmen das Fest der Freude verkünden? Auch Du bist berufen, an dieser allgemeinen Freude Theil zu nehmen! Reiße nur entschlossen das Unkraut des Ehrgeizes aus Deinem Herzen und lerne die Feder achten und lieben, die Du noch eben im Zorne zerstören wolltest!"

Und als Johannes von seinem Sitze emporschnellte, um in voller Erregung sich von Allem, was sein Herz seit Jahren beschwerte und belastete, frei zu machen, da beschwichtigte ihn der Engel mit einer abweisenden Handbewegung und begann von Neuem also zu sprechen:

„Ich bin noch nicht zu Ende! Ich will Dir vielmehr zum Chriſtgeſchenke eine kleine Geſchichte erzählen, die ſich vor vielen, vielen Jahren im fernen Oſten abgeſpielt hat, und die Dich vielleicht von Deinem falſchen Wahne heilen wird. Höre alſo:

„In einem mächtigen Lande, wo Palmen und Oliven gedeihen, herrſchte einmal ein König, der Kunſt und Wiſſenſchaft unter ſeinen beſonderen Schutz nahm. An allen Orten des blühenden Landes wurden Muſeen und Hochſchulen errichtet, und unter den jungen Männern entſtand ein wahrer Wetteifer, ſich vorzuthun, um mit dem Lorbeer dereinſt gekrönt zu werden. Unter den Ehrgeizigſten befanden ſich drei muntere Knaben, die ſchon ihrer leiblichen Schönheit wegen überall auffielen. Der älteſte von ihnen hatte blonde Locken und einen ſinnigen Zug in ſeinem ſchönen Antlitz. Der zweite ſah ſchalkhaft aus und war ſtets mit einer ſchlagfertigen, witzigen Bemerkung bei der Hand. Der dritte endlich hatte ein großes klares Auge, mit dem er entſchloſſen in die Welt blickte. So verſchieden ſie aber beanlagt zu ſein ſchienen, darin waren ſie ſich völlig gleich, nämlich in dem raſtloſen Streben zu lernen und ihre Mitſchüler zu überflügeln. Die Mutter dieſer Knaben ſtammte aus dem Geſchlechte der Feen, und die Feenkönigin hatte ihr verſprochen ihren Söhnen am zwölften Geburtstage ein ganz beſonderes Geſchenk zu überbringen.

„Als nun dieſer wichtige Tag erſchien, führte die Mutter ihre Söhne nach einem abgelegenen Palmenhain, und rief die Feenkönigin herbei. Dieſe kam auch wirklich und hielt ein goldenes Käſtchen in ihrer Hand. Als ſie den Deckel emporhob, ſahen die neugierigen und erregten Knaben drei

Federn und drei Fläſchchen darin liegen. „Hier“, ſagte die gütige Fee, übergebe ich Jedem von Euch eine Feder, durch welche ihr Euch unter Euren Mitmenſchen bekannt und berühmt machen werdet. Dazu bedarf es aber einer beſonderen Flüſſigkeit, in welche ihr Eure Federn tauchen müſſet Seht her, hier habe ich drei Fläſchchen, bis oben mit einer geheimnißvollen Flüſſigkeit angefüllt. Wählt ſelbſt, in welche von ihnen Ihr Eure Federn tauchen wollt, und Ihr habt, Euer Schickſal ſelbſt beſtimmt!“

„Mit leuchtenden Augen blickten die drei Knaben auf die geheimnißvollen Fläſchchen, und hielten ihre Federn zum Eintunken bereit. Der älteſte konnte ſich nicht mehr von dem goldigen Glanze des erſten Fläſchchens losreißen, der aus demſelben ihm entgegen fluthete und mit lächelndem Munde tunkte er die Feder tief in die goldſchimmernde Tinte. Der zweite blickte überlegend von einem Fläſchchen zum andern. Sein Auge aber wurde von dem grünlichen Schimmer des zweiten Fläſchchens immer ſtärker angezogen, und als er ſeine Feder in den Hals deſſelben ſteckte, flog ein triumphirendes Lachen über ſeine Züge. Der dritte endlich ſchaute mit klarem Blicke auf die drei Fläſchchen und da er im Innerſten ſeines Weſens gegen alles Flitterhafte eine geheime Abneigung empfand, ſo entſchloß er ſich für die ſchwarze Flüſſigkeit, und netzte ſeine Feder damit. Kaum war das geſchehen, ſo war auch die gütige Fee wieder verſchwunden, und froh ihres Beſitzes zogen die Knaben heim und arbeiteten fleißiger denn zuvor. Und wie das ſo zu gehen pflegt, wurden ſie bald in der Welt verſtreut und Jeder hatte mit ſich ſelbſt genugſam zu thun, um ſich einen Weg durch die vielverſchlungenen Pfade des Lebens zu bahnen. Der

älteſte von ihnen zeigte immer mehr und mehr hohe dichteriſche Begabung, ja ſeine intimſten Freunde nannten ihn ein Genie. Aber weil er Alles im Leben nur von der idealſten Seite angeſehen wiſſen wollte, wurde er immer einſamer und menſchenſcheuer, denn auf Schritt und Tritt fühlte er ſich durch die rauhe Außenſeite des Lebens verletzt. Er ſchrieb und dichtete mit der goldenen Feder ohne Unterlaß, aber es wollte ihm dennoch nicht gelingen auf einen grünen Zweig zu kommen, und enttäuſcht und gebrochenen Herzens ſank er eines Tages todt in ſeinen Schreibſeſſel zurück. Da erſt erkannte die Welt, was ſie an ihm verloren, und überall regte es ſich, dem verſtorbenen großen Dichter Ehre zu erweiſen, und auf dem Hauptplatze der Reſidenz prangte bald ſeine Geſtalt in Marmor ausgehauen. Der Zweite war inzwiſchen auch nicht müßig geweſen. Seine grünlich ſchimmernde Feder flog raſtlos über das Papier und ſobald ein Bogen davon unter die Leute kam. lachten ſie und ſchüttelten die Köpfe zu gleicher Zeit. Solche beißende, ſcharfe und witzige Dinge hatte man lange nicht geleſen, und ſo lange ſie nicht auf ſie ſelbſt gemünzt waren, amüſirten ſie ſich darüber und nannten den Verfaſſer einen geiſtreichen Kopf. Aber bald fingen ſie an zu ſchelten und zu murren, denn der geiſtreiche Kopf verſchonte keinen Menſchen und kein Ding auf Erden. Ueberall wußte er die ſchwachen Punkte herauszufinden, und hier ſchlug er wie ein Vogel, der auf Raub ausgeht, ſeine ſpitzigen Krallen ein, und legte die Wunden bloß. Was kommen mußte, das kam ſehr bald. Man mied den ſchonungsloſen Geſellen, der erſt mit den Menſchen, dann mit ſich ſelbſt zerfiel und ein ruhmloſes Ende fand. Als ſeine irdiſchen Ueberreſte zur letzten Ruhe-

stätte gebracht wurden, da folgte ihm Keiner, der eine aufrichtige Thräne im Auge hatte. Der Dritte endlich blickte weder nach oben, noch nach unten, sondern immer nur geradeaus. Auch er war fleißig, aber er stellte seine schwarze Feder in den Dienst des Tages. Was gut war, das unterstützte er, was böse, das verdammte er. Für die Rechte des Volkes trat er ebenso tapfer ein, wie für die Rechte der Krone. Alles was gerecht war, fand in ihm einen treuen Anwalt und Beschützer. Und so kam es, daß er allmählich in der Achtung und Liebe seiner Mitbürger stieg, daß aus seiner täglichen schweren Arbeit ihm das echte Glück und der echte Frieden erwuchs. Man überhäufte ihn mit Aemtern und Würden, und als er hochbetagt für immer seine treue Feder aus der Hand legte und sanft hinüberschlummerte, da trauerte das ganze Land um ihn, und reich und arm, hoch und niedrig gab ihm weinend und jammernd das Geleite. In den Herzen der Menschen aber, für welche er gearbeitet und gestritten, war ihm ein herrliches Denkmal errichtet."

Der Engel schwieg, lächelte freundlich und legte die zarten Fingerspitzen wie segnend auf das Haupt des Horchenden. Dann senkte er für einen Augenblick die Friedenspalme und entschwebte aus dem Zimmer, dessen Fenster sich von unsichtbarer Hand wieder geöffnet hatte.

Da wich auch der Bann von dem Träumenden. Schnell sprang er empor und eilte an das offene Fenster. Das Schneegestöber hatte aufgehört und der sternenbesäete Himmel schaute auf die Erde herab, auf welche sich der Frieden und die Freude der Weihnachtsnacht gesenkt hatten. Johannes blickte zum Himmel mit verklärten Blicken empor, und griff

ſich ans Herz, von welchem ſich eine Rinde zu löſen ſchien. Dann ſchritt er zu ſeinem Tiſche zurück, ergriff die kleine ſtahlgeſpitzte verachtete Feder, führte ſie zum Munde und brach in Thränen aus.

„Verzeih' mir", ſo ſprach er mit heiligem Ernſte, „daß ich Dich je geläſtert habe. Dir ſchwöre ich von heute an unverbrüchliche Treue. Kannſt Du mir auch nicht den Lorbeer verſchaffen, ſo ſollſt Du mir doch die Achtung und die Liebe meiner Mitmenſchen erreichen helfen. Ich ſtelle mich in Deinen Dienſt! Für Wahrheit und Gerechtigkeit! Das ſei meine Looſung!"

Kaum waren dieſe Worte dem Munde entflohen, als die Glocken vom nahen Dome erſchollen und feierlich die heilige Stille unterbrachen. Johannes ſank in ſeine Kniee, und rief: „Lieb' Mütterchen und Du holdſelige Magdalene, ihr ſollt mir nicht umſonſt vertrauet haben!"

Sei genügſam.

An ſeinem Schreibtiſch ſaß Robert und zerkaute das untere Ende ſeines Federhalters. Er war höchſt verdrießlich und blickte mit verdüſterten Mienen über den Tiſch hinweg nach dem breiten Fenſter, durch welches ein heiterer Sonnenſtrahl ſeinen Weg in's Zimmer fand. Aber obwohl er bis auf ſeinen Schreibtiſch heraufgeklettert war, und ihm das Geſicht mit hellem Schein überzog, wollte die Falte zwiſchen den Augenbrauen nicht verſchwinden. Die linke Hand ruhte auf der Tiſchplatte und zuckte nervös hin und wieder.

„Es geht nicht, es geht nicht," murmelte er in ſich hinein, warf die Feder ärgerlich auf das Papier und ſtand haſtig auf. In langen Schritten trat er erregt an das Fenſter, ſchob die weißen Gardinen zurück und ſtarrte finſter in die bezaubernd ſchöne Schneelandſchaft. Anfangs ſchien es, als wollte das Bild der winterlich geſchmückten Natur, die, in ihren ſchimmernden Schnee- und Eismantel gehüllt, ſo friſch und keck zu ihm heraufblickte, ſein Gemüth beſänftigen, aber bald zuckte es wieder um ſeinen Mund wie im verhaltenen Schmerz, und ſchnell wandte er ſich dem Zimmer zu. „Das leuchtet und blitzt," ſagte er erregt, „als wollte es mich nur an meine Armuth erinnern! Warum, warum," ſtöhnte er dann nach einer kleinen Pauſe auf, „muß das Glück vom Geld abhängen! Warum kann die Freude auf die Dauer nur vom Mammon erkauft werden, der tief aus der Erde gegraben wird? Wahrhaftig, die Leute ſind Thoren, die von dem beſeligenden Glück der Liebe faſeln und glauben, daß dieſe genügt, um die Menſchenherzen für immer zufrieden zu ſtellen! Was wiſſen ſie von der Noth des Lebens, die in tauſendfältiger Geſtalt täglich, ſtündlich am Herzen nagt, und es förmlich zur Verzweiflung treibt! — Gott — Gott!" rief er plötzlich laut auf und fuhr ſich mit der Rechten durch ſein dunkles lockiges Haar, „und mit ſolchen Gedanken im Hirn ſoll ich eine Weihnachtsgeſchichte ſchreiben, eine Geſchichte, die von der fröhlichen ſeligen Weihnachtszeit widerhallen, die von Elternfreude und Kinderglück erzählen ſoll! — Hat ſich was Elternfreude — da!" Hier fuhr ſich Robert erregt in die Taſche und zog einen Geldbeutel heraus, der allerdings ziemlich ſchwindſüchtig ausſah! Er hielt ihn gegen den vordringlichen Sonnenſtrahl, der ſogar die Un-

verschämtheit hatte, den gequälten Mann durch denselben anzublinzeln.

„Elternfreude will erkauft werden!“ fuhr er in seinem Monolog fort, „Kinderglück will erkauft werden! Ein Schaukelpferd am heiligen Abend, ein Pfefferkuchen und ein goldbeklebter Apfel weiß mehr Glück in das unschuldige Kinderherz zu zaubern, als die süßesten Worte der Liebe von Vater und Mutter! O, arm zu sein — arm zu sein — nicht seinen Lieben mit vollen Händen austheilen zu können — oh diese kleinen, diese nichtigen, diese erbärmlichen Alltagssorgen! Sie zerstören noch den Frieden in meiner Brust, und drohen meinem Glück und meiner Liebe!“

In diesem Augenblicke wurden im Hausflur mehrere Stimmen laut, — fröhliche Stimmen, die lustig durcheinander klangen und immer näher kamen. Robert horchte auf, sein Gesicht, so ernst und finster, klärte sich allmählich auf, der düstere Blick aus seinen dunklen Augen verwandelte sich in ein leuchtendes Strahlen voll namenlosen Glückes. Und als jetzt aus der geöffneten Thür ein kleiner pausbackiger Junge hereintrippelte, die großen blauen Augen lebhaft auf ihn gerichtet, die zarten Wangen von der frischen Luft geröthet und die kleinen Händchen nach ihm ausgestreckt, da eilte er auf den kleinen Kerl zu, hob ihn freudestrahlend in seine Arme und bedeckte ihn mit zärtlichen Küssen. Der Kleine aber suchte sich aus seiner Umarmung frei zu machen, und sah ängstlich auf den Erdboden herab. „Papa, Häschen,“ rief er besorgt, „Häschen, Boden gefallen!“

„Oh, oh, das arme Häschen,“ sagte Robert, bedauernd, „komm, wir wollen es wieder aufheben!“ Und er bückte sich nach dem unscheinbaren Häschen, das aus weißem

Wollenzeug geschickt aber wenig kunstvoll dargestellt war, und daß dennoch die volle Liebe des Kindes besaß.

„Wo hast Du das Häschen her?“ fragte der glückliche Vater, der seinen Monolog gänzlich vergessen hatte.

„Weihnachtsmann, Stadt — Mama kauft!“ — antwortete der kleine Demosthenes mit höchst wichtiger Miene, und drückte dabei das wiedererlangte Häschen mit großer Zärtlichkeit an sein kleines Herz.

Jetzt trat die Mama hinzu, eine blühende Frau mit heiteren Augen und lachendem Munde.

„Oh, Robert,“ rief sie aus, „hättest Du diese Freude mit ansehen können, die unser kleiner Schatz auf dem Weihnachtsmarkt gehabt hat. Es war rührend, sie zu beobachten und that meinem Herzen wohl! Das Häschen aber hier hatte es ihm besonders angethan, er konnte sich nicht von ihm trennen, und da habe ich es für Weniges erstanden! Es ist geradezu unglaublich, was die Menschen heut zu Tage für reizende Dinge anfertigen können, und für so geringes Geld! — Doch was ist Dir?“ unterbrach sie sich, als sie ihres Gatten Züge sich bei dem letzten Worte verfinstern sah.

„Nichts, nichts!“ sagte er abwehrend, doch als sie ernstlicher in ihn drang, meinte er fast heftig: „Denkst Du, liebe Fernande, daß ich gleichgültig das nahende Fest heranrücken sehen kann, mit dem Bewußtsein, Dir und unserm lieben Kinde so wenig Freude bereiten zu können? Denkst Du, ich kann ruhig bleiben bei dem Gedanken, daß meine Armuth an all den verlockenden Dingen vorübergehen muß, ohne für Euch erwerben zu können, was auf Deinen Zügen ein dankbares Lächeln und in dem Herzen unseres Kindes

die höchſte Seligkeit hervorzaubern würde? Oh, rede mir nichts von Genügſamkeit! Ich bin genügſam, und weiß Gott, auch Du haſt es gelernt zu ſein! Aber es kommt eine Zeit im Jahre, wo ich dieſe Genügſamkeit zur Hölle verwünſche! Wo es mir in allen Fingern förmlich zuckt, um das Herrlichſte, Koſtbarſte und Schönſte zu erwerben, um es Dir und unſerem Kinde zu Füßen legen zu können, um Euch ~~einmal~~ in überſtrömender Dankbarkeit für all das Glück, alle Liebe und alle Entbehrung zu vergelten! Oh, dieſe Armuth, wie ſie in dieſen Wochen mich bedrückt und beengt, wie ſie ſich lähmend auf alle meine Gedanken legt, und wie ſie mich mit Bitterkeit, ja mit Haß erfüllt!"

Seine kleine Frau hatte ihn faſt erſtaunt angehört. Jetzt ſah ſie ihm groß in die Augen, mit ſolch einem ernſten, innigen Ausdruck darinnen, daß er wie ein ertappter Sünder die ſeinen niederſchlug.

„O, Du großes Kind, Du," ſagte ſie halblaut, und legte ihre Hände auf ſeine Schultern. „Redeſt, und was viel ſchlimmer iſt, denkſt Dich da in einen dummen Haß hinein, der nichts in Deinem Herzen zu ſuchen hat! Sieh' einmal an! Soll ich etwa noch anfangen mit dem gelehrten Herrn ernſtlich zu philoſophiren? Soll ich — doch wozu? Du meinſt nicht, was Du ſprichſt — kannſt nicht ernſtlich denken, was ſo bitter klingt!"

Sie kniete auf dem Erdboden nieder und entkleidete das reizende Kind, welches luſtig mit ſeinem Häschen fortplauderte und ihm von den geſehenen Herrlichkeiten erzählte. Robert hatte ſich in ſeinen Stuhl geſetzt und blickte ſtumm auf das anmuthige Bild. Da ſchlug ſeine Frau ihre Augen wieder zu ihm auf und lächelte.

„Weißt Du, Robert," ſagte ſie dann, „daß ich zuweilen an Dir eine Eigenſchaft bemerke, die nicht ſchön iſt, und mir viel zu denken giebt?" — Und als er mit zuſammengezogenen Augenbrauen ſchwieg, fuhr ſie ruhig fort: „Du biſt undankbar! Ja, ja, widerſpreche nur nicht, Du biſt undankbar! Muß ich Dich belehren, daß Deine Armuth eine eingebildete iſt? Daß Du ſogar Reichthümer beſitzeſt, um die Dich mancher Kröſus beneiden, und Dir dafür Millionen bieten würde, falls Du ſie ihm abtreten wollteſt?"

Robert hatte ſeine Feder ergriffen, ſpielte damit, aber ſchwieg noch immer beharrlich.

„Reich ſind wir nicht, ſelbſt nicht einmal wohlhabend! Aber arm ſind wir auch nicht, wenn wir uns nicht gerade künſtlich in eine Armuth hineindenken wollen! Glaube mir, Du hochgelehrter Herr Dichter und Philiſoph, daß nur ein wenig Zufriedenheit dazu gehört, um die Nichtigkeiten mit denen reiche Leute ſich umgeben, als ſehr entbehrlich zu empfinden! Man muß nicht hinauf-, ſondern hinabſchauen, will man Vergleiche mit ſeiner eigenen Lage anſtellen, und die eingebildete Armuth wird ſich in einen Reichthum verwandeln, der die Götter faſt neidiſch machen könnte! O Du großer, lieber Thor Du! Mit Deinen geſunden Gliedern und Deinem geſunden Verſtande bringſt Du uns genügend Brod in's Haus, — leibliche und geiſtige Speiſe — um die Backen roth und das Herz friſch zu erhalten!"

„Das ſagſt Du, Fernande?" entfuhr es Robert.

„Ja, ich ſage es, Du großes Kind! Muß ich Dir erſt ſagen, daß ich aus einem Mädchen eine Frau geworden bin? Daß die Aufregungen der Geſellſchaft, große Toiletten und koſtſpielige Unterhaltungen ihren Reiz für mich verloren

haben, seitdem ich für meinen lieben, dummen aber kreuzbraven Mann kochen und flicken muß, und seitdem unser Haus von dem süßen Geplauder dieses kleinen Lockenkopfes hier widertönt?"

Sie war dicht an seinen Stuhl herangerückt, legte die Hände auf seine Knie und lächelte glücklich zu ihm empor.

„Oh Ihr klugen Männer," fuhr sie dann fort, „die Ihr so sehr verständig zu sein glaubt und doch nur von den Wogen des Gefühls hin und her geworfen werdet! Arm nennt Ihr Euch, weil Ihr nicht, wenn Ihr gerade Lust dazu verspürt, im Golde wühlen könnt! Sei froh, Schatz, daß wir unser redlich Theil Sorgen haben — die wir zusammen tragen können und zusammen ausfechten können! Ich wollte sie garnicht missen, so schwer sie auch manchmal mein Herz bedrücken mögen. Wir würden sonst zu übermüthig werden!"

Fernande lachte leicht auf und ergriff Roberts Hand. Er blickte bereits wie verklärt auf sein Weib herab, aber noch immer sagte er kein Wort.

„Ja, ja, übermüthig, Schatz, lache nur, ich will es Dir gleich nachweisen, denn jetzt muß ich Dir doch erst unsere Reichthümer aufzählen! Wahrhaftig es sind deren so viele, daß ich selbst davor erschrecke, so reich zu sein! Zuerst möcht' ich Dir einen Spiegel vorhalten, um Dir zu zeigen, daß daraus das ehrliche gute Gesicht eines Mannes blickt, der sein kleines einfältiges Weibchen und sein süßes Kind über Alles liebt. Oh, noch mehr! Der sich redlich abmüht und abquält, für seine Familie zu sorgen, und ihr ein friedliches, freundliches Heim zu schaffen! Dann möchte ich mir einen

Spiegel vorhalten, um — doch — nicht wahr, Schatz, Du hälst es für überflüssig, daß ich Dir meine Tugenden vorerzähle, Du —"

Robert legte seinen Arm um ihren Nacken und preßte das Haupt des geliebten Weibes zärtlich an sich.

„Laß mich, bitte, bitte noch einen Augenblick," bat sie dringend, „ich bin noch lange nicht fertig! Da ist zunächst dieser kleine Kobold hier, der —"

Fernande hatte sich dabei nach dem am Erdboden spielenden Kinde gebückt und es an sich gezogen. Robert aber ließ sie nicht auserzählen.

„Genug, genug, liebe Fernande!" rief er fast leidenschaftlich, und nahm das Kind in seine Arme. „Ich fühle es ja in allen meinen Nerven, wie unsäglich reich ich bin! Komm, komm, Du Gute, Kluge Du!" Er breitete den noch freien linken Arm aus und legte ihn zärtlich um ihre Taille.

Nach einer kleinen stummen Pause setzte er den Buben auf den Erdboden, küßte sein Weib auf die Stirn und sagte: „So, nun werde ich auch an meine Weihnachtsgeschichte mit fröhlichem Herzen herangehen, denn ich spüre hier immer bereits die Seligkeit, die uns für den Christabend aufgespart worden ist!" Dann bog er das Haupt an das Ohr seines Weibes und flüsterte: „Nicht wahr, Fernande, nicht der Werth der Geschenke erzeugt die Freude, sondern die Liebe, welche sie austheilt!"

Ein Kuß, und Mutter und Kind verließen das Zimmer. Robert aber setzte sich heiter an seinen Schreibtisch, ergriff seine lang mißhandelte Feder, und beschrieb in fliegender Eile Blatt für Blatt!

„Wie thöricht ich war!“ murmelte er vor ſich hin. „Ja, wahrlich, ich habe mich faſt verſündigt, mich arm zu ſchelten! Ich bin ein Krösus, und Fernande hat Recht, ich muß noch lernen genügſam zu werden!“

Eine einfache Weihnachtsgeſchichte.

Es war ein wüſtes Wetter. Der Winter, der bis dahin ein mildes Scepter geführt hatte, war vor wenigen Tagen mit plötzlicher Gewalt hereingebrochen. Während des Tages jagten am Himmel graue Wolkenſchichten, oder eine undurchdringliche Schneemaſſe ſtöberte wild vom Himmel getrieben auf die Erde herunter und hüllte die Stadt mit ihren grauen, ſchmutzigen Straßen, die Häuſer mit ihren ſchwarzen Dächern und die kahlen Bäume der Parkanlagen in ein dichtes weißes Gewand. Während der Nachtzeit klärte ſich der Himmel meiſtens auf, aber die funkelnden Sterne blitzten kalt und der Schein des Mondes glitzerte im feſtgefrorenen Schnee. An den Dächern froren die Tropfen zu langen Zapfen feſt und die Goſſen krachten, wenn man zufällig mit dem Fuße auf ſie trat. Der kleinen nackten Nymphe, welche in der Mitte einer Fontäne ſaß, hatte das herabfallende Waſſer einen Eiskranz um ihr liebliches Köpfchen gelegt und einen Kryſtallmantel um ihre zarten Glieder geſchlagen. Die Menſchen aber, welche ſich auf der Straße befanden, ſtreckten die Köpfe tiefer in den Schultern, hatten die Mantelkragen hochgeſchlagen, die Hände in den Taſchen vergraben und gingen nicht, ſondern liefen in kurzem Trabe

ihrer Wohnung zu und bliesen den Athem gleich heißem Dampfe hervor.

In einer der abgelegenen Straßen der nordamerikanischen Stadt M. war es heute Abend, wie an allen anderen, todt. Die Schaufenster der wenigen Läden, durch welche ein schwacher Lichtschein auf die schneebedeckte Straße fiel, waren fest gefroren und die darin ausgelegten Artikel den wenig Vorübergehenden dadurch noch unsichtbarer gemacht. Die Schneeflocken tanzten im Spiele des Windes durch die Luft und fielen leise und still auf den Erdboden herab. Da wurde in einem der kleinen Geschäftshäuser plötzlich das Licht ausgelöscht und drei Gestalten traten auf die Straße hinaus. Die eine davon war eine Frauensperson, ihr etwas schwerfälliger Körper war mit Mantel und Tüchern so bepackt, daß man kaum eine Nasenspitze herausstecken sah. „Mach' nur schnell," sagte sie in schlechtem Englisch, das die deutsche Abstammung verrieth, „daß Du die Thüre schließt, damit wir heim können, das ist ja ein wahres Hundewetter!" Sie sagte das zu einem jungen Manne von scheuem Wesen, der die Geschäftsthüre schloß und ihr hierauf die Schlüssel einhändigte. Die dritte Person, der Ehegemahl der starken Frau, hatte inzwischen an den Fenstern gerüttelt, die zweite Thüre untersucht, und ging jetzt mit hochgezogenen Schultern an der Seite seiner Gemahlin die öde Straße hinab, von dem jungen Manne in kurzer Entfernung gefolgt. An der Ecke einer schmalen Seitengasse blieben sie für einen Augenblick stehen, drehten sich halb nach ihrem Clerk um, und nickten ihm eine gute Nacht zu. Als dieser schon einbiegen wollte, rief ihm die dicke Frau noch nach: „Heute solltest Du Dich einmal vergnügt machen, Fred, heute ist ja

Weihnachtsabend! Draußen wirſt Du ihn wohl oft gefeiert haben!"

Hierauf drehte ſie ſich wieder zu ihrem ſchweigſamen, augenblicklich ſehr erfrorenen Gatten, und das Paar verſchwand bald im Dunkel der Nacht. Fred war wie vom Donner gerührt ſtehen geblieben! Das Wort der Frau, ſeiner Principalin, hatte ihn aus einer Lethargie emporgeweckt, in welcher er ſich lange, lange Zeit, er ſelbſt wußte kaum, wie lange, hineingelebt hatte. Dies eine Wort „heute iſt Weihnachtsabend" verwandelte ſein Geſicht, auf welchem ſeit vielen Wochen die ruhige Reſignation in ein hartes Geſchick ſich dumpf gelagert hatte, in ein ſchreckenvolles, bleiches. Die mageren, abgezehrten Hände griffen nach dem Herzen, als wenn daſſelbe plötzlich ein furchtbarer Krampf zuſammenzöge, und die großen Augen blickten für einen Augenblick ſtarr mit unheimlichem, krankhaftem Glanze. Ein kalter Schauer, der ſeinen Körper durchſchüttelte, brachte ihn wieder zu ſich ſelbſt, er zog den dünnen fadenſcheinigen Rock feſter um die Bruſt zuſammen, drückte den alten, weichen Filzhut tiefer in ſein bleiches Geſicht und eilte ſeiner ärmlichen Wohnung zu. Dieſelbe lag faſt außerhalb der Stadt, wo die Häuſer immer kleiner, niedriger und ſchmutziger werden, wo die zerbrochenen Fenſterſcheiben häufiger und die Laternen immer ſeltener werden. Der Weg, der vorher ſchmutzig, faſt grundlos geweſen, war feſtgefroren und mit Schnee bedeckt, ſo daß die Hinderniſſe und Löcher nicht zu ſehen waren und die Paſſanten faſt Hals und Beine brachen und fortwährend ſtolperten. Fred achtete deſſen aber nicht, weder der feinen, naſſen Flocken, die auf ſeinen Wangen zerfloſſen, noch des kalten Windes, der durch ſeine Finger blies, mit welchen

er seinen Rock am Halse zusammenhielt. Sein großes, düsteres Auge blickte in die langen Schatten, die das spärliche Licht über die Straße warf, um wieder scheu fortzublicken, als ob dieselben sich zu Gestalten geformt und ihn bedrohte hätten. Endlich klinkte er eine Gartenthüre auf, die nur halb in den Angeln hing, und öffnete die Hausthüre.

Als er dem Winde und Schnee den Zugang schleunigst wieder verwehrt hatte, und eine schmale Stiege hinaufsteigen wollte, öffnete sich unten eine Seitenthür und eine vom Schein einer Lampe umflossene Frauengestalt trat hinaus und fragte mit lauter Stimme: „Sind Sie es, Herr Fred?“ Ein mühsames „Ja“ rang sich von des Gefragten Lippen „Ach,“ fuhr die Frau ebenso laut fort, „ich wollte Ihnen nur sagen, Herr Fred, daß ich mit den Kindern zu einer Nachbarsfamilie hinübergehe. Die Leute haben einen Baum angezündet, was meine Kinder noch nicht gesehen haben. Wir haben deshalb früher gegessen, und ich habe Ihnen Ihr Abendbrod oben auf den Tisch gesetzt und auch ein Feuer angezündet, damit Sie sich es heute Abend gemüthlich machen können, — heute ist ja Weihnachten!“ Mit diesen Worten schloß sie nicht nur ihre Rede, sondern auch ihre Thüre und Fred war die Treppe mehr heraufgeschlichen, als gestiegen. Seine Glieder waren ihm plötzlich wie Blei so schwer geworden, er glaubte nicht athmen zu können, und ein Gefühl, das er längst in sich erstorben wähnte, stieg siedend heiß in seiner Brust auf und machte ihm den Kopf schwindeln. Zitternd tappte er nach seiner Thür — sie war nur angelehnt — er stieß sie auf und ein lustig knisterndes Feuer im Ofen flackerte ihm entgegen. Schwer athmete er auf, aber

ein Lächeln, wenn auch nur ein wehes, ſchwebte um ſeine blaſſen Lippen, als er die rothen Flammen betrachtete und ihre Wärme ſpürte. Das war ihm etwas Ungewohntes — Ueberraſchendes! Gewöhnlich, wenn er todtmüde aus dem Laden heimkehrte, ſaß er im Stübchen unten bei ſeiner Wirthin am Heerdfeuer, nahm dort ſein Abendbrod ein, hörte zu, wenn geſprochen wurde, ſchwieg meiſtens ſtill und ſchlich endlich ſeufzend auf ſeine Kammer hinauf, um im kurzen Schlummer und auf hartem Lager für wenige Stunden Vergeſſenheit zu finden! Heute brannte in ſeinem Zimmer ein Feuer! Ja es brannte auch in ſeinem Herzen ein Feuer! Die Flamme der Erinnerung leckte und loderte hinauf und zuckte durch ſeinen ganzen Körper. Er warf Hut und Mantel ab, nahm ſich den einzigen Stuhl, der in dem kahlen Zimmer zu finden war, und rückte ihn in die Nähe des Ofens. Er vergaß Licht anzuzünden — er vergaß ſein frugales Abendeſſen einzunehmen. Die Gedanken, welche jetzt ſeine ganze Seele erfüllten, wären durch den Anblick der erleuchteten armſeligen Zelle zerſtört worden — aus dem Dunkel, das nur hin und wieder durch das Aufflackern des Feuers für Augenblicke erhellt wurde, fliehen ſie hinaus über Stadt und Land, Wälder und Höhen, über das wogende, ſchäumende, wilde Meer in ein hohes, prächtiges Haus, in welchem eine glückliche Familie um einen ſtrahlenden Tannenbaum verſammelt iſt. Nur über dem milden Antlitz der Mutter liegt ein ſchmerzlich ſinnender Ausdruck, denn Einer fehlt im Kreiſe, der hoffnungsvolle, talentvolle Sohn, der verſchollen iſt, für Viele ſchon vergeſſen, nur für ſie nicht — nie — nimmermehr! Und dieſer Eine iſt er! — Er vergräbt das Geſicht in ſeine Hände und ſein Herz klopft

hörbar. Er ſieht plötzlich ſein ganzes Leben an ſeinem innern Auge vorübergleiten. Wie er ein feuriger Knabe, der Liebling Aller geweſen, ein wilder, muthiger Jüngling, der vom Glück getragen, ſich in die Herzen der Frauen ſtahl und die Freundſchaft der Männer erwarb, der im Fluge lernte, jede Kunſt liebte und ſich mit Glück in jeder verſuchte, eine kühne Phantaſie, ein kindliches Gemüth und ein weites Herz beſaß. Wie die Luſt nach Abenteuern in ihm wach wurde und er eines Tages heimlich — ohne ſelbſt von ſeiner heißgeliebten Mutter Abſchied zu nehmen, die theure Heimath verließ und ſich nach Amerika einſchiffte! — Unglückſeliger! — Er zuckt zuſammen, er hebt den ſchönen, bleichen, leidenden Kopf und ſtarrt in das Feuer! Welche Erfahrungen haſt Du machen müſſen, in dieſem rauhen Lande, daß Deine zarte leichtbeſchwingte Seele faſt erdrückt worden iſt? Wo iſt Dein freundliches Lachen geblieben, das Deinen Mund faſt beſtändig umſchwebt hatte? Wo iſt die glückſelige, weltvertrauende, vielverheißende Lebensluſt geblieben, die aus deinen herrlichen Augen geleuchtet hatte? Unpraktiſch, wie er war, verwöhnt, ein Kind des Glückes, nur gewohnt, die Hand auszuſtrecken, um reichlich zu empfangen, war er hier von des Geſchickes rauher Fauſt zuerſt erfaßt worden, und über ſeine thaufriſche Seele war zum erſten Male der Sturmwind des Lebens gefauſt! Was war er Alles und wo war er überall ſchon geweſen, kaum wußte er es ſelbſt noch der Reihenfolge nach anzugeben, eines aber ſtand in ſeinen Zügen zu leſen, daß er oft am Rande der Verzweiflung geweſen war, die ſein mutherloſchenes Herz erfaßt hatte. Es kam eine Zeit des Auflehnens gegen ein ſo grauſames Schickſal — das Glück ſchien ihm zu lächeln — aber die künſtlich

angeſpannten Kräfte erlahmten und es zerrollte wieder unter ſeinen Fingern und eine ſtumpfe Gleichgültigkeit, eine lebensmüde Reſignation ergriff ihn! Er wollte nicht mehr denken, grübeln, nur arbeiten, weil er leben mußte, leben, weil — o unbegreifliches Herz, weil doch in der tiefſten, verſteckteſten Falte die Hoffnung niſtete, daß ein Tag, eine Stunde kommen könnte, wo er hinüber, hinüber — —. Er ſchloß die Augen und die Finger legten ſich feſt über ſie, während ſeine Lippen halblaut flüſterten:

Käm' ich auch heim, arm, ohne Geld,
Ein kranker, ſtiller Mann,
An meiner theuren Mutter Bruſt
Bräch' neues Leben an!

Wie lange ſaß er ſo in ſich verſunken? Das Feuer war erloſchen und die glühende Aſche fiel immer tiefer zuſammen. Da ging unten die Hausthüre, ſeine Wirthin mit ihren Kindern kehrte heim. Sie ſprach laut und die Kinder lachten und lärmten. Er hörte, wie ſie ſich den Schnee von den kleinen Füßen trampelten und wie das jüngſte Mädchen ſagte: „Oh, Mama, das war aber zu ſchön, die vielen Lichter und —." Sie wurde übertönt und aus dem luſtigen Kindergeplauder klang plötzlich die Stimme der Aelteſten hervor, welche in einfachen Tönen ſang:

„O Tannebaum, o Tannebaum,
Wie grün ſind Deine Blätter."

dann zog ſich der Schwarm in die Stube und nur ein unbeſtimmtes verworrenes Geräuſch drang bis zu Fred's Zimmer hinauf. Er ſaß bewegungslos, aber über ſein Geſicht flog es wie ein Verklärungsſchein, „O Tannebaum, o Tannebaum!" Die Rinde, die ſich um ſein armes Herz gelegt hatte, zerſchmolz, und wie wenn die Sonne die Berge vom

Winter befreit und die in Eis zurückgehaltenen Quellen und Bäche wieder von Fels zu Fels stürzen, so brach plötzlich ein warmer Thränenstrom aus seinen Augen.

. Großer Gott, welche Weihnachten hatte er gefeiert! Wie hatte sein Herz schon wochenlang vorher dem Abende in freudiger Erwartung entgegen geschlagen! Wie hatte er gebangt, gehofft, Ueberraschungen vorbereitet und bei Heimlichkeiten an Ueberraschungen für sich selbst gedacht! Und wenn der Abend kam, alle die verschlossenen, versiegelten Kisten und Kästen, Schachteln und verbundenen Tüten in die große Stube hineingetragen wurden, wenn das Geräusch von Nüssen, die in den Teller geschüttet wurden, von rauschendem Golde der Fähnchen am Baume durch die Thüre drang, vor welcher er und seine Geschwister, frisch gewaschen und gekämmt und mit den Sonntagskleidern geputzt, mit schlagenden Herzen standen, wenn endlich die Glocke ertönte und die Thüren geöffnet wurden! Oh, du herzige, selige, goldene Jugendzeit, weshalb währst du so kurze Zeit — so kurze Zeit! Da stand er vor dem strahlenden glänzenden Baum, auf dessen Spitze ein Engelchen mit goldenen Papierflügeln und blauem Florschleier schwebte, dessen Zweige mit Schaumgold beklebt, durch bunte Ketten verbunden waren, an dem vergoldete Aepfel und Nüsse und allerlei buntes Confect hingen. Und unten auf dem weißgedeckten Tische lagen alle die Herrlichkeiten, welche die Phantasie eines Knaben auf's Höchste erregen, Peitsche, Posthorn, ein Säbel und ein Pferd, Robinson der Jüngere und ein großes Marzipanherz! Schon will er hineilen, um es näher zu betrachten, da zupft ihn sein liebes Mütterchen sanft am Arm und frägt mit freundlichem Lächeln: „Nun, lieber Fred, hast Du auch ein schönes

Verschen gelernt?" Ja, er hatte eins gelernt, er hatte es täglich ein Dutzend Male wiederholt, vor dem Schlafengehen statt des Nachtgebetes hergesagt, und jetzt, wahrhaftig, die Pracht hat seine Sinne verwirrt, er stockt und stockt, kommt vom ersten in den letzten Vers, und nur mit Hülfe seines Schwesterchen, die ihm immer wieder heraushilft bringt er endlich ein stümperhaftes Ganzes zusammen. Aber was thut es, Vater und Mutter streichen ihrem wilden Liebling doch unendlich sanft die wilden Locken von der Stirne, drücken ihn zärtlich an ihr Herz und führen ihn zu seinem Platze, wo er Alles nehmen kann, was der Weihnachtsmann für ihn gebracht hat. Und wenn er auch älter wurde von Jahr zu Jahr, wenn er auch allmählich die Kinderschuhe auszog, in dieser Zeit und an diesem Abend war und blieb er ein gutes echtes Kind!

Und jetzt? Nichts blieb ihm, als die Erinnerung! Ach, wenn er jetzt bei den Seinen wäre, wenn er seine zärtlich geliebte Mutter noch einmal umfangen könnte! Da durchzuckt ihn der Gedanke, daß er ja ein Bild von seiner Mutter besitzt. Er muß es sehen, jetzt, in diesem Augenblicke betrachten! Er muß in ihre lieben Züge, ihre guten, treuen Augen schauen, wie solche an diesem Abende immer mit besonderer Liebe auf ihm geruht haben. Er springt fieberhaft erregt auf und zündet hastig ein Streichholz an, und sucht tastend auf dem Tische nach dem Licht. Als der Docht entzündet und die bescheidene Flamme den Tisch erhellt, wird ihm auf demselben ein Anblick zu Theil, der ihn erst mit unsäglicher Freude, dann mit plötzlichem Schrecken erfüllt. Neben den kärglichen Butterbroden und dem Thee liegt ein Brief, ein schwerer versiegelter Brief, von oben bis unten beschrieben, mit Tinte, Bleistift,

Roth- und Blauſtift, worauf Orte ausgeſtrichen und überſchrieben und alle möglichen Poſtamtsvermerke notirt ſind. Was iſt das? Er mag ihn nicht aufheben, und doch zieht es ihm in allen Fingern. Wer kann an ihn ſchreiben, wer kümmert ſich um ihn, den Verſchollenen, der längſt ſeine Heimath verloren hat? Iſt es ein Trugbild, das ihn täuſcht? Das ſind heimathliche Poſtmarken und nun — wo hat er nur die Augen gehabt — erkennt er auch die unvergeßliche Handſchrift ſeiner Mutter! Er muß ſich am Tiſche halten, um nicht umzuſinken, der letzte Tropfen Blut iſt aus ſeinem Antlitz gewichen und ein leiſes Stöhnen entringt ſich aus der gepreßten Bruſt! Eiſeskälte mit heißen Fieberſchauern wechſeln in ſeinem Körper, aber das Blut circulirt ſchneller und ſchneller; ſchon greifen ſeine zitternden Hände nach dem Briefe, und die Augen ruhen mit wehem Schmerze auf der Adreſſe. Er rückt ſich den Stuhl näher und mit ſchnellem Entſchluſſe reißt er das Couvert auf. Als er die eng beſchriebenen Bogen in den Händen hält und ſeine thränenfeuchten Augen die erſten herzlichen Worte überfliegen, da ſteigt mit einem Male die ganze Seligkeit dieſes Augenblickes in ſeiner Seele auf — er fällt auf die Kniee, und während ſeinen Augen Thränen entſtrömen, küßt er wiederholt die theuren Bogen und ſpricht nur immer mit ſtammelnder Zunge: Oh, meine Mutter! oh, meine Mutter!" — —

Es mag lange gewährt haben, ehe er den Brief Zeile für Zeile geleſen hatte, aber als er ihn beendet, ſtürmte er, als wäre ein neuer Geiſt, oder vielmehr der alte Geiſt in ihn gefahren, die Treppenſtiegen hinab und klopfte heftig an die Stubenthüre ſeiner Wirthin. „Herein" ſcholl es von innen. Fred trat in's Zimmer, und als er die kleine Familie

um den Ofen geschaart sitzen sah, die erwartungsvoll auf ihn, den späten stürmischen Gast, die Augen gerichtet hatte, fand er nicht gleich Worte, um seinem Herzen Luft zu machen. Die Frau war aufgestanden und betrachtete sein verklärtes Gesicht immer forschender. „Was ist mit Ihnen Gutes vorgegangen, Herr Fred," sagte sie überrascht mit einem freudigen Klang in ihrer lauten Stimme, „Sie schauen so arg lustig aus!" Fred streckte ihr beide Hände entgegen und als sie erstaunt die ihren darin legte, drückte er sie innig, und sagte: „Oh, Frau Weber ich bin es auch — bin es, bis in die innerste Seele hinein, freuen Sie sich mit mir — oh, freuen Sie sich mit mir." Und er zog sie zum Kamin, nahm an ihrer Seite Platz, und umringt von der lauschenden Kinderschaar, erzählt er von seinem großen herrlichen Weihnachtsgeschenk! Wie seine Mutter ihn nicht aufgegeben, wie sie unzählige Male an ihn geschrieben, und wie endlich ein Brief, gerade am heiligen Abend während seiner tiefsten Verzweiflung ihn erreicht hätte! Wie nun alle Trübsal ein Ende hätte, denn er solle heimkehren, und würde heimkehren! Es läge für ihn Geld zur Reise und andern Ausgaben beim deutschen Consul bereit. Er würde mit offenen Armen zu Hause empfangen werden, denn selbst sein strenger Vater hätte ihm längst seinen jugendlichen, leichtsinnigen Streich verziehen! „Und nun, Frau Weber, wollen wir noch lustig sein," schloß Fred, auf dessen sonst so kummervollem Gesicht eine selige Freude thronte. „Wir haben Geld und müssen Abschied feiern, schon übermorgen gehe ich nach Washington!" In aller Eile wurde Wein geholt, welchen Fred mit heißem Wasser, Citronen und Zucker zu einem lieblichen Tranke mischte, den selbst die Kinder mit sichtlichem Behagen schlürften.

„Fröhliche Weihnachten," „Meiner Mutter," „Glückliche Reiſe", ſo ſchallten die Trinkſprüche in dieſer kleinen luſtigen Geſellſchaft, die erſt ſpät auseinander ging. Fred befand ſich wie in einem Taumel — er entſchlief endlich, aber die heiterſten glückſeligſten Bilder umgaukelten ihn ſelbſt noch im Traume, und als ein neuer Menſch wachte er auf! Glückliche Weihnachten, lieber armer Fred, glückliche Weihnachten!

Ein neues Leben — ein altes Leben.

Ein neues Jahr! Ja das kommt ungerufen und geht auch wieder ungebeten davon! Wenn wir nicht in der Sylveſternacht mit gefüllten Gläſern dem zwölften Glockenſchlage entgegen harren würden, um dann, wenn derſelbe mit feierlichem Tone ausgeklungen hat, in ein lärmendes „Proſit Neujahr!" auszubrechen, das neue Jahr würde uns im Schlafe überfallen und das alte ſich ſang- und klanglos davon ſchleichen. Wie leicht und mühelos ein ſolches Jahr beginnt. Während der Schnee leiſe auf die Erde niederrieſelt, vollzieht ſich der ſo bedeutungsvolle Wechſel, bedeutungsvoll allein für die Menſchen, weil ſie an dieſen Wechſel ſo viele Hoffnungen und Wünſche knüpfen! — —

Aber man verſuche nur ein neues Leben anzufangen, und man wird merken, daß dieſe Sache ſich nicht ſo einfach vollziehen läßt, ja daß das oft nicht einmal mehr möglich iſt! Trotz der Revolution in der Bruſt, trotz der Kämpfe im Herzen, trotz Ringen und Thränen kommt der Menſch nicht über den Verſuch hinweg — ein anderer Menſch zu werden!

Es scheint, als ob Dämonen ihn beherrschen, die ihn immer wieder und wieder bei den Schultern fassen, um ihn tiefer herabzustoßen, je heftiger sein Bestreben ist, emporzukommen.

Leichtfertige Menschen sprechen hier und da wohl achselzuckend von einem solchen unglücklichen Kämpfer und nennen ihn mit wegwerfender Miene „einen Unverbesserlichen!“ Ihm ist nicht zu helfen, denn er will nicht! Das ist Alles, was sie am Schlusse zu bemerken haben, und damit gehen sie zur Tagesordnung über! — Er will nicht? — will er wirklich nicht? Oh, über diese Verblendeten, Kurzsichtigen! Könnten sie ihn nur einmal beobachten, wenn er still vor sich hinbrütet, und schaudernd in seine Seele hinabschaut! Wie er mit gekrümmten Händen herabgreifen möchte, um das Unfaßbare zu fassen und aus dem Herzen herauszureißen, das ihn trotz aller verzweifelten Gegenwehr immer wieder auf die unrechten Wege leitet, den unseligen Hang, die unselige Neigung, gerade das zu thun, was er eigentlich nicht thun sollte!

* * *

Ja, es war an einem Sylvesterabend, draußen im alten Vaterlande, als er sie zum ersten Male an sein schwellendes Herz drückte! Gott, wie die Zeit eilt — wie viele Jahre sind seitdem zu Grabe geläutet worden! Wenn er ernstlich nachrechnen wollte, er würde so an die dreißig Jahre zusammenzählen können, aber er hat das Zählen längst aufgegeben. Wer auf nichts mehr rechnet, warum soll der mit Zählen sich mühen! Außerdem würden die Falten in seinem Gesicht und die grauen Haare auf seinem Scheitel ihm schneller sagen können, daß er aus einem Jüngling ein alter Mann geworden ist! Ein vorzeitig alter Mann!

Damals ſtand ihm die Welt noch offen. Die luſtige Studentenzeit war für ihn angebrochen, und er war, berauſcht von dem freien, fröhlichen Burſchenleben, zu den Feſttagen heimgekehrt, um ſich zum erſten Male mit dem bunten Bande und der bunten Mütze ſeinen Anverwandten und Freunden vorzuſtellen! Eine übermüthige Stimmung beherrſchte ihn, er ſchäumte in dem Gefühle der errungenen Freiheit über, und hatte eine unbeſchreibliche Freude daran, über die „Schulſklaverei," der er doch kaum entronnen war, zu ſpötteln und ſeine früheren Schulkameraden, die noch in der Prima ſeufzten, zu hänſeln und zu verhöhnen! Mit gewiſſer Abſichtlichkeit ſuchte er ſich jene Lokale auf, in denen ſeine früheren Lehrer ihren Stammtiſch hatten, und benahm ſich, während dieſe in ernſte Debatte vertieft waren, laut und lärmend und rief dem keineswegs ſchwerhörigen Kellner eine neue Beſtellung auf ein Glas Aechtes mit dröhnender Stimme zu. Was er früher heimlich hatte thun müſſen — jetzt konnte er, als junger Student, vor aller Leute Augen, ſelbſt vor den verhaßten Schultyrannen, den Durſt in aller Ruhe löſchen! — Ja, wenn es nur der Durſt wäre, den ſo ein junger Student zu löſchen ſich vornähme! Das würde wenig auf ſich haben! — Aber der denkt und ſingt gar bald: „Wer niemals einen Rauſch gehabt, der iſt kein braver Mann!"

Damals traf er auch ſeine kleine Baſe im Elternhauſe, und was war natürlicher, als daß er ſich Knall und Fall in ſie verliebte! Das gehörte ſich ſo! Mein Gott, er war jetzt ein Mann, der eine Zukunft vor ſich hatte, ein Mann, dem die halbe Welt gehörte, und ſolch ein Mann muß auch Erfahrungen in der Liebe ſammeln! Jetzt durfte er nicht mehr wie ein Schulbube daſitzen und aufhorchen, wenn die

älteren Kameraden von ihren „Feinsliebchen" schwärmten, jetzt wußte er wie es that, wenn man den Mund auf zwei kirschrothe Lippen drückt und wenn einem heimlich die Hand gedrückt wird! — Ernst? — Wer wird an Ernst denken? — Muß denn ein jeder Kuß, den man im Jugendübermuth einem jungen frischen Mädchen raubt, ernste Folgen nach sich ziehen? Wie prosaisch, wie spießbürgerlich, wie philisterhaft — ja, das ist das rechte Wort — wie philisterhaft wäre dann das Leben! Er dachte nicht einen Augenblick an Ernst, und küßte dem liebenden treuherzigen Mädchen jedes ernste Wort von den Lippen! — Er lachte voll stolzer Freude, als er sein Liebchen beim Abschied an's Herz drückte, und ahnte kaum, welch tiefer Schmerz indessen die treue Brust des einfachen Kindes durchzog!

* * *

Wieder war es an einem Sylvesterabend! Von dem Studentenübermuth war nichts verblieben! Wer den jungen Menschen gesehen hätte, wie er sich voll Verzweiflung auf die Lippen biß und in das weiße Schneegestöber hineinstarrte, der hätte sich kaum vorstellen können, daß noch vor wenigen Jahren nichts wie lustiger Uebermuth auf dieser gramdurchfurchten Stirn gethront hatte. Und es war nichts Schreckliches mit ihm vorgegangen! Kein Schicksalsschlag hatte ihn getroffen, der sein Lebensglück zertrümmert oder seine Hoffnungen zerstört hätte!

So ganz allmählich — Schritt für Schritt — war er aus einem überlustigen Studenten ein wüster Geselle geworden, der, wollte er die Bravheit seines Mannenthums nach seinen Räuschen bemessen, allerdings ein sehr braver Mann geworden war! Das geht ja ganz gut eine Zeit

lang, ſo lange ungefähr, als der gute Alte einen monatlichen Wechſel ſchickt, oder gute Freunde an ſich einen Pump anlegen laſſen!

So lange bleibt er noch immer der luſtige, vielleicht der tolle Student! Doch wenn der Herr Papa ſich plötzlich gegen die Zumuthung auflehnt, einen Faulenzer und Tagedieb, der ſtatt in den Collegien in den Bierkneipen ſitzt, noch weitere Geldunterſtützungen zukommen zu laſſen, wenn die guten Kameraden auch ſauertöpfiſch werden und ihre Taſchen verſchloſſen halten, dann wird aus dem luſtigen Studenten zuſehends ſchnell ein Lump. Da verſinkt ebenſo ſchnell die Studentenherrlichkeit vor ſeinen Füßen, und er ſieht ſich im lecken Kahn auf ſtürmiſchen Meereswogen treiben, ringsum Verderben und keine Rettung! — Unſeliger Durſt, unſeliges Trinken! — Wie abgeſchmackt ihm heute die Burſchenlieder von Scheffel erſcheinen! Burſchenlieder? — Er erfaßt ſie in ſeinem Groll und Unmuth und wirft ſie zornig in die Ecke! „Sauflieder ſeid ihr!“ ruft er ihnen grimmig nach.

Dabei fröſtelt er — natürlich, am Fenſter blühen die herrlichſten Eisblumen und im Ofen iſt kein Feuer! So weit iſt es gekommen, daß er den letzten Reſt ſeines Geldes dem Durſte weihte, ſtatt Holz dafür zu kaufen! — Und ſeiner Wirthin ein gutes Wort geben — jetzt — wo ſie ihm die Wohnung gekündigt hat? — So viel Stolz hat er ſich doch herübergerettet! — —

Was nun? Was jetzt? — — Ja, die Europäer haben es gut, wenn dieſe Frage plötzlich vor ihr gequältes Herz tritt! Da leuchtet mit einem Male ein Wort in ihrem Hirne auf, umſtrahlt von phantaſtiſchen Hoffnungen, ein Wort mit nur ſieben winzigen Buchſtaben, und die doch wie ein Talis-

man wirken — den Niedergebeugten aufrichten, den Elenden mit neuer Kraft erfüllen, dem Gestrandeten das rettende Ufer zeigen — Amerika! — Das funkelt und glänzt, und alle Träume der Jugend wachen wieder auf! Goldminen, Indianerkämpfe, Büffeljagden und Palmenhaine — das tanzt wie ein verlockendes Gaukelspiel vor den erhitzten Sinnen, und über Allem erhebt sich, aus aufjauchzender Brust, der befreiende Gedanke — dort, dort in Amerika, kannst Du ein neues Leben beginnen!

Auch ihm kam — mußte dieser Gedanke kommen! Und auch sein Vater gab mit schwerem Herzen, aber dennoch erleichtert aufathmend, die Einwilligung dazu! Ja er gab ihm noch einen reichlich bemessenen Zehrpfennig mit auf die weite Reise, und das war ein großer, wenn auch verzeilicher Fehler! Ja, wer könnte ermessen, wie viel Unheil die Liebe in der Welt angerichtet hat!

Nur flüchtig kam ihm der Gedanke an das liebliche Bäschen — jetzt aber erstarb das übermüthige Lachen auf seinen Zügen und Wehmuth lagerte sich für Augenblicke darauf! In seinem Elend erst ging ihm eine Ahnung von der beglückenden Liebe dieses holden Mädchens auf, und jetzt erkannte er zusammenschauernd, was er auch da verloren! Nacht — Nacht — ringsum! — Und wieder wandte er das müde Haupt westwärts!

* * *

Wer in Amerika lebt, der weiß wie unendlich schwer es hält, jenes „neue Leben" wirklich anzufangen, und wer nicht in Amerika lebt, der wird das nicht verstehen, selbst wenn man ihm das noch so oft und noch so handgreiflich erklärt! Ein neues Leben beginnt allerdings, aber nicht das

neue Leben, von dem die Flüchtlinge auf europäiſchem Boden geträumt haben! Die glauben doch Alle, mit wenigen Ausnahmen nur, nach kurzer Zeit zu langſamem Wohlſtande, zu Anſehen und Bedeutung zu gelangen! Darum gehen ſie ja fort! Sie wollen ja eben der Noth, der Sorge und dem Elend entfliehen, um dort das Glück zu finden! Wenn das drüben nicht wäre, ſondern wenn ſie auch dort Noth, Sorge und Elend vorfinden ſollten, dann wäre doch die unbehagliche Reiſe im Zwiſchendeck überflüſſig und man thäte beſſer daheim auszulöffeln, was man ſich ſelbſt in die Suppe gebrockt hat!

Und ſo kommen ſie eben voller Hoffnungen, voller Träume herüber! Kommen herüber, um wirklich erſt fühlen zu lernen, was Mangel und Verzweiflung heißt, was Sorge, Noth und Elend ſind! Natürlich, wer ſtark iſt, und ſpitze Ellenbogen hat, der bahnt ſich auch über den Straßenſchmutz ſeinen Weg und kommt ſchließlich, nachdem er in ſeinem Kampfe graue Haare und ein genügſames Herz bekommen hat, zu dem Schluſſe, daß Amerika ihm wirklich gehalten, was er ſich von ihm verſprochen hat, wer aber ein ſchwaches Herz, geringen Muth und eine gebrechliche Willenskraft beſitzt? — Ja, der geht eben unbarmherzig unter, verendet auf der Straße, auf der Tauſende im haſtigen Jagen und Rennen nach Geld und wieder Geld, gefühllos an ihm vorüber rennen! Und der Unglückliche, der ſeine böſen Leidenſchaften nicht auf der Fahrt über's Meer in die ſchäumenden Wellen wirft — für immer, immer, — der wird gar bald zertreten und zermalmt! — —

Trotz ſeines feſten Vornehmens — er hatte ſogar in jener Sylveſternacht einen Schwur geleiſtet — vom Trinken

zu laſſen, konnte er ſich dennoch nicht bemeiſtern. Von den Wogen des rauhen amerikaniſchen Lebens erfaßt, mußte er in den untergeordnetſten Stellungen ſein Leben friſten. Anfänglich empörte ſich ſein „Gelehrtenſtolz" gegen die profane Beſchäftigung des Tellerwaſchens und Kellnerſpielens. Bald aber, vom Hunger gequält, ohne Hoffnung, ohne Ausſichten, nichts als das ſtarrende Elend vor Augen — griff er zu, was er erfaſſen konnte. — Arbeit ſchändet nicht in Amerika! Das iſt wohl wahr, aber man muß gewiſſe Arbeiten nur nicht zu lange treiben. Es klingt ſehr hübſch, wenn ein reicher Mann mit ſichtlichem Behagen erzählt, daß er auch einmal Stiefeln geputzt und Zeitungen verkauft hat. Da blickt man mit Bewunderung zu ihm herauf, wie er es auch erwartet. Er aber ſowohl, als ſeine Zuhörer freuen ſich dabei am meiſten jedoch darüber, daß er trotzdem ein reicher Mann geworden iſt. Derartige Zuſtände, ſo effektvoll ſie ſich ſpäter auch verwenden laſſen, müſſen immer nur vorübergehende geweſen ſein. — Er aber kam nicht in die Höhe! Er blieb, was er aus Noth geworden — ein Kellner, um zuletzt — —. Eine kurze Zeit ſchien allerdings auch ihm das Glück leuchten zu wollen, das war damals, als er aus einer kleinen Wirthſchaft in ein Hotel hinüberſiedelte, als er ſeine weiße Bierſchürze mit einem aus dritter Hand gekauften Frack vertauſchte! Doch ſein unſeliger Hang zum Trinken verfolgte ihn auch hier, und bald mußte er wieder zur Schürze greifen, und endlich ſogar in einen Keller herabſteigen. Je tiefer er ſank, je mehr verlor er das Bewußtſein ſeiner Erniedrigung! Nur hier und da überkam ihm die Erinnerung an frühere glückliche Tage, und drohte ſeine Bruſt zu ſprengen! Dann irrte er wohl finſter

brütend umher, Verzweiflung im Herzen! Und dann überkam ihn auch das Bewußtsein seiner Schuld! „Du, Du allein!“ — „Du, Du allein!“ murmelte er dann unaufhörlich vor sich hin, ballte die Hände und schlug sie gegen die Stirn. Wie dann seine Augen haßerfüllt die vollen Gläser streiften, die durstige Menschen an die Lippen setzten! Wie er dann gegen sich selbst wüthete! Aber schon streckte er die zitternde Hand nach dem Betäubungsmittel aus, das die gräßlichen Bilder aus seinem Haupte bannen sollte! Schon umklammerten die Finger ängstlich das Glas, als wollte es ihm Jemand rauben, entreißen, und dieser Jemand war doch nur er selbst — die mahnende Stimme des Gewissens! Und während er zornige Thränen über seine Verworfenheit weinen konnte, schlürfte er voll Behagen den glühenden Trank hinab! — Hinab — hinab — immer mehr, immer hastiger — bis Jugendzeit, Jugendglück und Jugendwonne vor ihm in Nichts versank — bis das traurige Antlitz des Vaters, das thränenüberströmte der Mutter und das vergrämte des kleinen Bäschens, in Nebel verschwammen!

Wie er endete? Ja wie muß solch ein Mensch endigen? — Auf der Straße? Unter einer Treppe, die ihm Schutz gegen den Nachtfrost und den pfeifenden Wind gewähren sollte? Im Hospital oder Armenhaus? Vielleicht auch im Fluß, in den er achtlos hineingestolpert ist, oder den er im lichten Augenblicke aufgesucht hat?

Gleichviel! Er endete, wie er enden mußte, weil der Anfang seines neuen Lebens eine Fortsetzung zu seinem alten Leben bildete!

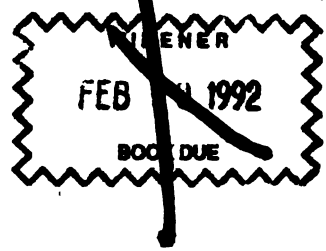
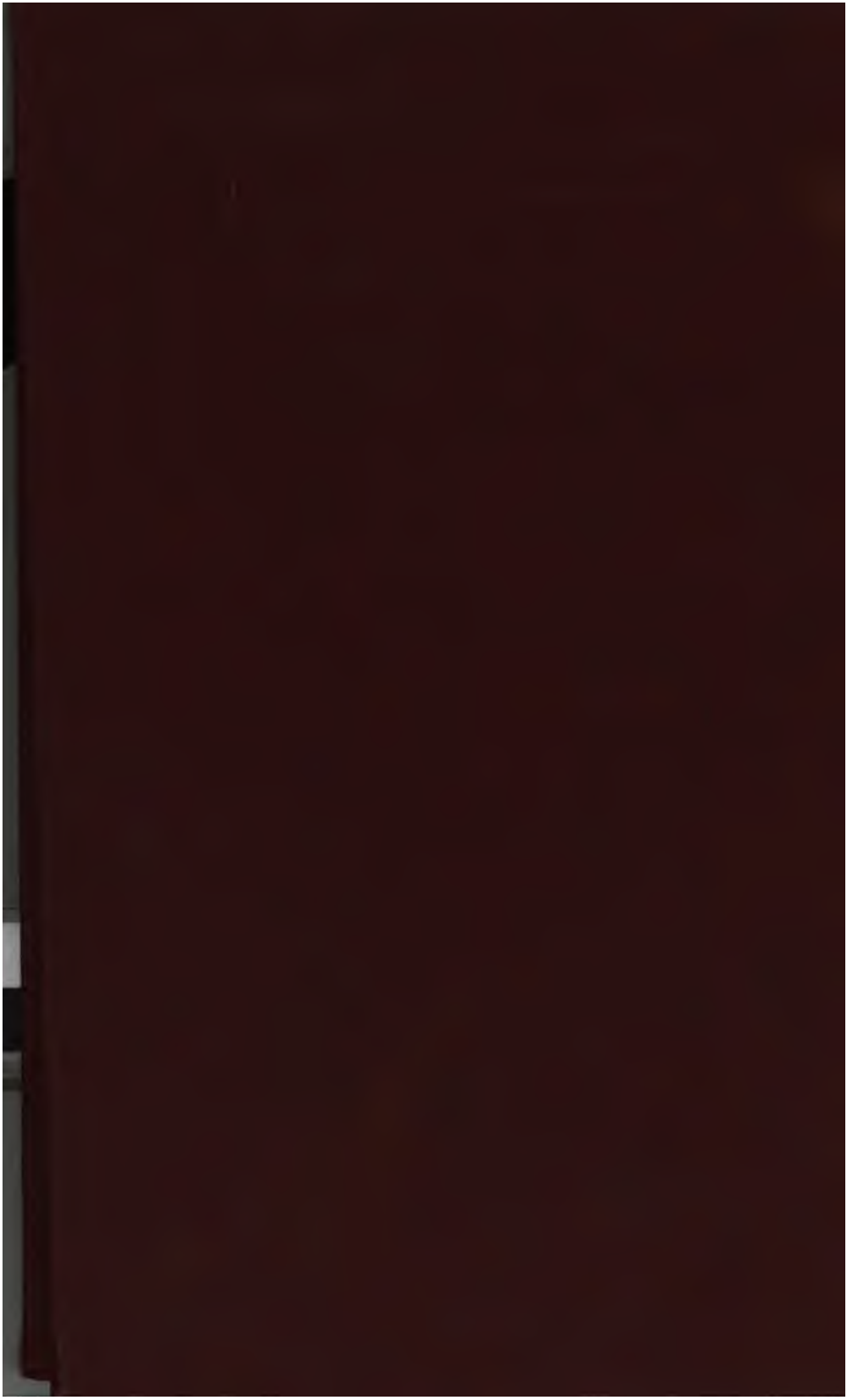
Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

Druck von C. H. Schulze & Co. in Gräfenhainichen.

3 2044 014 256 416

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.